sp.

ges

ngen

P.o. hisp. 48 c
/3

F.A

<36615473390011

<36615473390011

Bayer. Staatsbibliothek

Cervantes
Erzählungen
3

Rep

4 G kleine Bibl.
Lane

P. o. hisp. 48 c / 3

Lehrreiche

# Erzählungen

von

Miguel de Cervantes Saavedra,

übersetzt

von

D. W. Soltau.

Dritter Band. Seite:

IX. Die beyden Nebenbuhlerinnen. 3
X. Cornelia Bentivoglio. 89
XI. Die betrügliche Heirath, nebst dem Gespräch der beyden Hunde, Scipio und Berganza. 177

Königsberg, 1801,
bey Friedrich Nicolovius.

G braun

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

## IX.

### Die beyden Nebenbuhlerinnen.

---

Fünf Meilen von der Stadt Sevilla liegt ein Flecken, Nahmens Castilblanco, wo sich verschiedene Gasthöfe befinden. In einen derselben kehrte einst bey anbrechendem Abend ein Reisender ein, der auf einem prächtigen ausländischen Pferde geritten kam. Er hatte keinen Bedienten bey sich, und ohne zu warten, bis ihm jemand den Bügel hielte, sprang er hurtig vom Pferde. Der Wirth, ein geschäftiger und aufmerksamer Mann, kam zwar gleich herbey; allein der Reisende hatte sich bereits auf eine Bank in der Thürlaube gesetzt, knöpfte sich schnell die Brust auf und ließ gleich darauf beyde Arme sinken, mit augenscheinlichen Merkmahlen, daß ihm ohnmächtig ward. Die Wirthinn, eine mitleidige Frau, kam und sprengte ihm Wasser ins Gesicht, worauf er sich erhohlte. Er ließ sich merken, daß es ihm nicht lieb war, daß man ihn in diesem Zustande über-

rascht hatte; er knöpfte sich wieder zu, und verlangte den Augenblick ein Schlafzimmer, wo möglich für sich allein. Die Wirthinn sagte, es wäre nur ein Schlafzimmer im Hause, mit zwey Betten, und wenn vielleicht noch ein Gast kommen sollte, so würde man ihm eines davon geben müssen. Der Reisende antwortete, er wollte für beyde Betten bezahlen, es möchte jemand kommen, oder nicht. Er zog einen Goldgülden aus der Börse, und gab ihn der Wirthinn mit der Bedingung, daß sie das leere Bett keinem andern einräumen sollte. Die Bezahlung schien der Wirthinn nicht zu mißfallen; vielmehr versprach sie, den Willen des Gasts zu befolgen, wenn auch der Dechant von Sevilla selbst käme. Sie fragte, ob er auch zu Nacht essen wollte. Er lehnte es ab, und bat, man möchte nur sein Pferd gut verpflegen. Er forderte die Schlüssel zu seinem Zimmer, ging mit einem grossen Felleisen, das er bey sich hatte, hinein, und verschloß nicht nur die Thüre, sondern verrammelte sie auch noch inwendig, wie es schien, mit Stühlen. Kaum hatt' er sich eingeschlossen, so steckten der Wirth, sein Stallknecht, und noch ein Par Nachbaren, die sich zufälligerweise gegenwärtig befanden, die Köpfe zusammen, bewunder-

ten die grosse Schönheit und den trefflichen Anstand des neuen Gasts, und waren einig, daß sie nie so viele Schönheit gesehen hätten. Sie schätzten das Alter des Gasts, und brachten heraus, daß er nicht über siebzehn Jahr zählen könne. Sie dachten hin und her über die Ursache, warum er ohnmächtig geworden wäre; weil sie sie aber nicht errathen konnten, begnügten sie sich damit, sein einnehmendes Wesen zu bewundern. Die Nachbaren gingen nach Hause; der Wirth beschickte den Gaul, und die Wirthinn machte Anstalt in der Küche, auf den Fall, daß noch andere Gäste kommen sollten. Es währte nicht lange, so kam auch wirklich einer, der nicht viel älter war, als der erste, und nicht weniger hübsch. Dieß hatte die Wirthinn kaum gehört, so rief sie: „Hilf Himmel, was ist das! Kommen denn heute lauter Engel, um bey mir einzukehren?“

„Was wollt Ihr damit sagen, Frau Wirthinn?“ fragte der Cavalier.

„O gar nichts, gestrenger Herr, (sprach sie). Ich wollte Eur Gnaden nur bitten, nicht abzusteigen, weil ich Euch kein Bett geben kann. Denn

von zweyen, die ich habe, ist das eine von einem Cavalier besetzt, der in jenem Zimmer wohnt, und mich für beyde bezahlt hat, obwohl er nur eines braucht, damit nur niemand anders in sein Zimmer kommen soll; denn er muß wohl sehr die Einsamkeit lieben. Und gewiß und wahrhaftig, ich wüßte doch nicht warum; denn er hat ein Gesichtchen, das er nicht braucht zu verbergen, sondern das wohl verdient, von aller Welt gesehen und bewundert zu werden."

„Ist er denn so sehr hübsch, Frau Wirthinn?" fragte der Gast.

„Ob er hübsch ist!! Ja wohl, über und über hübsch," sprach die Wirthinn.

„Komm her (sprach der Cavalier zu seinem Maulthiertreiber, und ließ sich den Bügel halten). Wenn ich auch auf der Erde schlafen sollte, so muß ich den Menschen sehen, von dem man so vieles rühmt. Er stieg ab, forderte zu essen, und ward sogleich bedient. Während des Abendessens kam ein Gerichtsdiener des Orts herein (wie an solchen kleinen Orten wohl zu geschehen pflegt)

und setzte sich hin, um mit dem Cavalier über der Mahlzeit zu plaudern. Unter dem Reden vergaß er nicht, einige Römer Wein hinunter zu giessen, und die Brust und eine Keule eines Rebhuhns abzunagen, die der Cavalier ihm gab; wofür er ihn damit bezahlte, daß er ihn nach Neuigkeiten aus der Residenz fragte, und vom flanderschen Kriege, vom Anmarsch der Türken, und von den Thaten des Siebenbürgers (den Gott bewahren solle). Der Cavalier aß, und schwieg; denn er kam nicht aus solchen Gegenden, daß er seine Neugier hätte befriedigen können.

Unterdessen hatte der Wirth den Gaul versorgt, und setzte sich hin, um den dritten bey der Unterredung zu machen, und seinen Wein eben so fleissig zu kosten, als der Gerichtsdiener. Bey jedem Schluck neigte er den Kopf auf die linke Seite, und erhob seinen Wein bis in die Wolken; doch wagte er's nicht, ihn zu lange darin zu lassen, damit er nicht wässerig würde. Von Zeit zu Zeit ward wieder von dem schönen Reisenden gesprochen, und erzählt, wie er ohnmächtig geworden wäre, und wie er sich eingeschlossen, und nichts zu essen verlangt hätte. Sie erwogen sein schweres

Felleisen, seinen stolzen Gaul, und seine schöne Kleidung, und meynten, das alles hätte doch wohl auch einen Bedienten erfordert, der ihm unterweges aufwartete. Diese Beschreibung reizte noch mehr die Neugier des Cavaliers, den Gast zu sehen, und er bat den Wirth, es so einzurichten, daß er das andere Bett in dem Zimmer bekäme, wofür er versprach, ihm einen Goldgülden zu geben. So sehr der Wirth auch Lust hatte, das Geld zu verdienen, so fand er es doch unmöglich, weil die Thüre inwendig verschlossen war, und weil er sich nicht unterstand, denjenigen aufzuwecken, der ihm die beyden Betten so gut bezahlt hatte. Der Gerichtsdiener hob alle diese Schwierigkeiten, und sagte: „Wißt Ihr was wir thun wollen? Ich will anklopfen, und sagen, daß ich von Gerichts wegen komme, daß der Herr Schulze mir befohlen hat, diesen Herrn hier im Gasthofe einzuquartieren, und daß er jenes Bett haben muß, weil kein anderes im Hause vorräthig ist. Der Wirth muß sich dann beklagen, daß ihm Gewalt geschieht, und daß es nicht Recht ist, dem Gast das Bett zu nehmen, da er schon dafür bezahlt hat. Damit ist der Wirth entschuldigt, und Eur Gnaden bekommen ihren Willen.“

Der Rath des Gerichtsdieners gefiel allen wohl, und der Neugierige gab ihm dafür einen halben Thaler zum Trinkgeld. Er ward unverzüglich ausgeführt. Der erste Gast öffnete mit Zeichen des Mißvergnügens der Justiz die Thüre. Der neue Ankömmling bat den andern um Verzeihung wegen der Ungelegenheit, die er ihm, wie es schiene, verursachte, und legte sich in das ledige Bett. Der andere erwiederte ihm kein Wort, und ließ ihn auch nicht einmahl sein Gesicht sehen; denn so wie er kaum die Thüre geöffnet hatte, eilte er wieder in sein Bett, kehrte das Gesicht nach der Wand, und that, als ob ihn der Schlaf drückte. Jener legte sich nieder, und hoffte, des Morgens beym Aufstehen seine Neugier befriedigt zu sehen. Es war eine von den langen Nächten im December, und die Kälte und Ermüdung von der Reise erforderte Ruhe. Doch diese konnte der erste Gast nicht finden; sondern kurz nach Mitternacht fing er an, so heftig zu seufzen, als wenn er mit jedem Seufzer den Geist aufgeben sollte, so daß er mit seinen traurigen Klagen seinen Nachbar aus dem Schlafe weckte, der sich über das Schluchzen verwunderte, welches jeden seiner Seufzer begleitete, und aufmerksam horchte, was er

mit sich selbst zu reden schien. Das Zimmer war dunkel, und die Betten standen weit von einander; aber dennoch hörte er, daß der bekümmerte Gast unter andern Reden, die er vorbrachte, mit schwacher und preßhafter Stimme ausrief: „O ich Unglückliche! wohin treibt mich die unwiderstehliche Gewalt meines Schicksals? Wohin gerath' ich, und wo ist der Ausgang aus dem verwickelten Irrgarten, in welchen ich gerathen bin? O Jugend und Unerfahrenheit, wie unfähig seyd Ihr, zu aller Ueberlegung und Vorsichtigkeit! Was soll aus meiner heimlichen Wanderschaft werden? O Ehre, wie hat man Dich gekränkt! O zärtliche Liebe, wie übel wird Dir gelohnt! O verehrungswerthe Aeltern und Verwandte, wie hab' ich meine Pflicht gegen Euch aus den Augen gesetzt! Weh' mir, tausend und aber tausendmahl, daß ich so mit verhängtem Zügel meiner Neigung folgte! O täuschende Reden, die mich verführten, daß ich sie durch Handlungen erwiederte! Doch über wen beklage ich mich, ich Arme?! Habe ich nicht selbst mich vorsetzlich betrogen? Hab' ich nicht selbst das Messer ergriffen, meinen guten Nahmen zu würgen, und die gute Meynung zu zerstören, welche meine ehrwürdigen Aeltern von meiner Tugend

hatten? O treuloser Marco Antonio! wie war es Dir möglich, die süssen Worte, die Du mir sagtest, mit der Galle der Verachtung und Beleidigung zu mischen? Wo bist Du? Wohin bist Du entflohen, Du Undankbarer? Antworte mir; ich rede mit Dir. Warte auf mich; ich folge Dir. Halte mich; ich versinke. Bezahle mir, was Du mir schuldig bist. Verlaß mich nicht, da Du mir so viele Verbindlichkeiten zu verdanken hast."

Hier schwieg sie; doch ihre fortdauernden Seufzer und Aechzen zeigten, daß ihre Augen noch immer bittere Thränen vergossen. Dieß alles hörte der neue Gast mit aufmerksamem Stillschweigen an, und überzeugte sich aus den Reden, die er gehört hatte, daß die klagende Person ein Frauenzimmer seyn müßte; daher er noch neugieriger ward, zu wissen wer sie wäre, und mehr als einmahl fiel es ihm ein, an ihr Bett zu treten. Er war wirklich im Begriff es zu thun, wie er eben hörte, daß sie aufstand, die Thüre öffnete, und den Wirth rief, ihr Pferd zu satteln, weil sie wegreiten wollte. Der Wirth ließ sich erst eine gute Weile rufen, bis er endlich antwortete: sie möchte

doch warten, die Nacht wäre noch nicht halb vorüber, und es wäre so finster, daß es Verwegenheit seyn würde, sich auf den Weg zu begeben. Damit gab sie sich zufrieden, machte die Thüre wieder zu, und warf sich mit einem schweren Seufzer auf das Bett.

Der andere Cavalier, welcher ihr zugehört hatte, glaubte, er thäte am besten, sie anzureden und ihr seine Dienste anzubieten, um sie dadurch zu bewegen, ihm ihre traurige Geschichte zu entdecken. „Herr Cavalier (sprach er), wenn eure Seufzer und Klagen mich nicht zum Mitleiden mit eurem Kummer bewegten, so müßt' ich mir, wahrlich, den Vorwurf machen, daß ich fühllos wäre, und ein Herz von Stahl und Stein im Busen trüge. Wenn mein Mitleiden, und der Vorsatz, mein Leben daran zu wagen, um Euch zu helfen, (im Fall Euch geholfen werden kann) einige Gefälligkeit von Euch verdient, so bitte ich Euch, sie mir zu erweisen, und mir ohne Hehl die Ursache eures Schmerzens zu entdecken."

„Wenn der Schmerz mich nicht meiner Sinne beraubt hätte (antwortete die Klagende), so hätt'

ich bedenken müssen, daß ich nicht allein in diesem Zimmer wäre. Alsdann hätt' ich meine Zunge im Zaum gehalten, und meinen Seufzern nicht freyen Lauf gelassen. Weil mich aber meine Besonnenheit verlassen hat, in einem Augenblicke, da sie für mich so nöthig und wichtig war, so will ich euer Begehren erfüllen. Wer weiß, ob die Erinnerung an die Bitterkeit meiner unglücklichen Begebenheiten mir nicht das Leben raubt! Wenn Ihr aber verlanget, daß ich eurer Forderung nachgeben soll, so müßt Ihr mir vor allen Dingen versprechen, so wahr Ihr mir eure Anerbietungen aus aufrichtigem Herzen gethan habt, und so wahr Ihr derjenige seyd, für welchen ich Euch nach eurer edlen Art, Euch auszudrücken, halte, daß Ihr euer Bett nicht verlassen und Euch dem meinigen nicht nähern wollt, Ihr möget von mir hören, was es auch sey, und daß Ihr mich auch nichts weiter fragen wollt, als was ich Euch freywillig erzähle. Denn sobald Ihr diesem zuwider handelt, so durchbohrt der Dolch, der zum Haupte meines Bettes liegt, meine Brust in dem Augenblicke, in welchem ich merke, daß Ihr nur die geringste Bewegung macht."

Der andere, welcher tausend unmögliche Dinge würde versprochen haben, um dasjenige zu erfahren, was ihn so neugierig machte, gab zur Antwort: er wolle das Begehrte aufs pünctlichste erfüllen; und er betheuerte sein Versprechen mit unzähligen Schwüren.

„In dieser Zuversicht (sprach die andere), will ich thun, was ich bisher noch nie gethan habe, nähmlich meine Lebensgeschichte zu erzählen. Vernehmet sie demnach: Obwohl Ihr vermuthlich gehört habt, daß ich in Mannskleidern in diesen Gasthof gekommen bin, so kann ich Euch nicht verhehlen, daß ich ein unglückliches Mädchen bin, oder es wenigstens vor acht Tagen noch war, da ich aus Thorheit und Unvorsichtigkeit aufhörte, es zu seyn, weil ich den falschen und heuchlerischen Worten eines treulosen Mannes Gehör gab. Mein Nahme ist Theodosia. Meine Vaterstadt ist eine der vornehmsten hier in Andalusien. Ich verschweige ihren Nahmen, weil Euch weniger daran liegt, ihn zu erfahren, als mir, ihn zu verbergen. Meine Aeltern sind Adelige, und mehr, als mittelmässig reich. Sie haben einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn macht ihnen Ehre und

Freude; die Tochter aber das Gegentheil. Der Sohn ward nach Salamanca auf die Universität geschickt, und ich ward zu Hause mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit erzogen, wie es der Adel und die Grundsätze meiner Aeltern erforderten. Ich gehorchte ihnen immer mit Freuden, und mein Wille war ohne Murren dem ihrigen unterthan, bis mein Unglück, oder mein Vorwitz, mich aufmerksam auf den Sohn eines unserer Nachbaren machte, dessen Aeltern noch reicher waren, als die meinigen, und eben so adelig, wie diese. Wie ich ihn das erste Mahl sahe, empfand ich über seinen Anblick nur ein gewisses Vergnügen; und das war eben kein Wunder, denn sein Anstand, seine Bildung, seine Manieren und seine Kleidung, nebst seinem Verstande und seinem liebenswürdigen Betragen, wurden von jedermann gelobt und bewundert. Allein was hilft es mir, daß ich meinen Beleidiger mit Lobsprüchen überhäufe? Was hilft es mir, daß ich diesen für mich so unglücklichen Umstand, oder vielmehr diesen Anfang meiner Bethörung, so weitläuftig beschreibe? Genug, er sah mich einmahl und mehrmahls aus einem Fenster, welches dem meinigen gegen über war, und er schien in seinen Blicken seine ganze Seele auszu-

giessen. Meine Augen fanden bald ebenfalls mehr Behagen an seinem Anblick, und zwangen mich, so zu sagen, alles für wahr zu halten, was seine Blicke und seine Geberden mir zu verstehen gaben. Unsere Blicke führten uns zur Unterredung; die Unterredung zur Entdeckung seiner Wünsche; diese machten die meinigen rege, und bewogen mich, seine Absichten für aufrichtig zu halten. Nun folgten Versprechungen, Schwüre, Thränen, Seufzer, und alles, was nach meiner Meynung ein wahrer Liebhaber thun und sagen konnte, um die Aufrichtigkeit und Beständigkeit seiner Liebe zu bewähren. Für mich armes Mädchen, welches sich noch nie in einer solchen Lage befunden hatte, war jedes Wort, das er sagte, eine Batteriesalve, die in der Festung meiner Enthaltsamkeit eine Bresche legte. Jede seiner Thränen war ein brennender Schwefeltropfen, der meine Sittsamkeit in Brand steckte, und jeder seiner Seufzer ein Wirbelwind, der die Gluth dermassen anfachte, daß sie meine bis dahin unangefochtene Tugend völlig verzehrte. Mit einem Worte, seine Verheissung, mich zu seiner Gemahlinn zu machen, Trotz den Absichten seiner Aeltern, die ihm eine andere bestimmt hätten, riß den Damm meiner Standhaftigkeit vollends

ein, und ich ergab mich ihm, ich weiß selbst nicht wie, ohne Vorwissen meiner Aeltern, und ohne einen andern Zeugen meiner Unbesonnenheit, als einen seiner Bedienten. Marco Antonio ist der Nahme desjenigen, der mir meine Ruhe geraubt hat. Kaum hatte er den Besitz meiner Person erhalten, so verschwand er zwey Tage nachher aus unserm Orte, und weder seine Aeltern, noch irgend jemand anders, wußten was aus ihm geworden war. Wie mir dabey zu Muthe ward, das mag derjenige beschreiben, der dazu im Stande ist; ich war nur vermögend, es zu empfinden. Ich zerraufte mein Haar; ich zerkratzte mein Gesicht, weil ich glaubte, daß es die Veranlassung zu meinem Unglück gegeben hätte; ich verwünschte mein Schicksal; schalt meinen raschen Entschluß; vergoß unzählige Thränen, und erstickte fast in ihren Strömen und in den Seufzern, die meiner gemarterten Brust entflohen. Ich klagte im Stillen meine Leiden dem Himmel, und strengte meine Einbildungskraft an, um irgend einen Weg oder Steg zu meiner Rettung zu suchen; und der einzige, den ich fand, war, mich in Mannskleider zu werfen, mein väterliches Haus zu verlassen, und diesen zweyten betriegerischen Aeneas, diesen grausamen und

bundbrüchigen Vireno, diesen Zerstörer meiner guten Grundsätze, der alle meine gerechten und gegründeten Erwartungen täuschte, aufzusuchen. Ohne darüber lange nachzudenken, bediente ich mich eines Reisekleides meines Bruders, welches mir die Gelegenheit in den Weg warf, und eines Gauls meines Vaters, den ich selbst sattelte, und verließ in einer stockfinstern Nacht das Haus meiner Aeltern, in der Absicht, nach Salamanca zu gehen, wohin Marco Antonio (wie man glaubte) gegangen war, weil er auch ein Student ist, und ein Camerad meines Bruders, von dem ich Euch gesagt habe. Ich vergaß auch nicht, eine gute Geldbörse auf den Nothfall mit zu nehmen. Was mich am meisten ängstigt, ist die Furcht, daß meine Aeltern mir nachsetzen lassen, und mich an den Kleidern und dem Gaul leicht ausfindig machen werden. Eben so sehr fürchte ich mich vor meinem Bruder in Salamanca; denn wenn dieser mich erkennen sollte, so ist es leicht einzusehen, daß ich meines Lebens nicht sicher bin. Wenn er auch meine Vertheidigung anhört, so ist doch der kleinste Stoß, den seine Ehre leidet, weit wichtiger, als die triftigste Entschuldigung, die ich vorbringen kann. Doch der Hauptzweck, den ich mir vorgesetzt habe,

ist, meinen unbarmherzigen Gemahl aufzusuchen; denn wenn er auch läugnen wollte, daß er das ist, so würde ein Pfand wider ihn zeugen, das er in meinen Händen zurückgelassen hat; nähmlich ein Ring von Diamanten, mit der Devise: Marco Antonio ist Theodosiens Gemahl. Wenn ich ihn antreffe, so will ich ihn fragen, was er an mir gefunden hat, das ihn bewog, mich so schleunig zu verlassen. Kurz, ich will ihn entweder zwingen, sein gegebenes Wort zu erfüllen, oder es soll ihm das Leben kosten, und er soll sehen, daß ich mich eben so leicht zur Rache entschliessen kann, als er es leicht fand, mich zu beleidigen. Denn das adelige Blut meiner Aeltern, das in meinen Adern fließt, giebt mir den Muth, mir entweder Genugthuung, oder Rache zu verschaffen. Dieß, Herr Cavalier, ist die wahre und unglückliche Geschichte, die Ihr zu wissen verlangtet, und sie wird hinreichend seyn, um alle Seufzer und Klagen zu entschuldigen, die Ihr gehört habt. Wenn Ihr mir auch nicht helfen könnt, so bitte ich Euch wenigstens um euern Rath, wie ich den Gefahren entgehen soll, die mich umgeben; wie ich mich der Furcht erwehre, daß man mich einhohlt; und wie ich die besten Mittel wähle, um

dasjenige zu erlangen, was ich so sehr wünsche und bedarf."

Der Cavalier, der die Geschichte der verliebten Theodosia angehört hatte, schwieg lange still; und zwar so lange, daß sie glaubte, er wäre eingeschlafen, und hätte nichts gehört. Um gewiß zu seyn, ob ihre Vermuthung gegründet wäre, sagte sie: „Schlaft Ihr, mein Herr? Ich könnt' es Euch nicht verdenken, wenn Ihr eingeschlafen wäret; denn wer mit bekümmerten Herzen seine Leiden demjenigen erzählt, der nichts dabey empfindet, der muß sich nicht wundern, wenn seine Erzählung eher zum Schlaf, als zum Mitleid bewegt."

„Nein, ich schlafe nicht (versetzte der Cavalier), sondern ich bin so wach, und empfinde euer Unglück so sehr, daß ich fast sagen möchte, es schmerzt und bekümmert mich in eben demselben Grad, als Euch selbst. Ich werde es deswegen auch nicht bey dem bloßen Rath bewenden lassen, um welchen Ihr mich bittet, sondern ich bin auch bereit, Euch aus allen Kräften beyzustehen. Ihr habt zwar in der Art des Vortrags, womit Ihr mir eure Geschichte erzählt habt, einen so vortrefflichen Verstand ge-

zeigt, daß nach diesem zu urtheilen, eure eigene Neigung Euch mehr hingerissen hat, als alle Ueberredungen des Marco Antonio. Allein ich weiß auch, wie vieles man, zur Entschuldigung eures Fehlers, auf die Rechnung eurer Jugend und Unerfahrenheit setzen muß, die Euch so wenig von den Künsten und Verführungen der Männer argwohnen ließ. Beruhiget Euch, mein Fräulein, und schlafet, wenn Ihr könnt, während des kleinen Rests der Nacht, der noch übrig ist. Wenn es Tag wird, wollen wir beyde mit einander rathschlagen, was für Hülfsmittel für Euch ausfindig zu machen sind."

Theodosia dankte ihm, so gut sie konnte, und versuchte, ein wenig zu ruhen, um dem Cavalier gleichfalls Gelegenheit zu geben, einzuschlafen. Dieser konnte aber keine Ruhe finden, sondern wälzte sich in seinem Bette herum, und seufzte so heftig, daß Theodosia nicht unterlassen konnte, zu fragen was ihm fehlte, und ihm denselben guten Willen, ihm zu helfen, zu bezeigen, den er gegen sie geäussert hatte. Der Cavalier gab ihr zur Antwort: „Ihr seyd zwar freylich selbst die Ursache, mein Fräulein, die mir diese Unruhe zuwege

bringt; allein Ihr seyd nicht diejenige, die sie auch wieder heben kann. Denn wenn Ihr das könntet, so hätte ich keinen Kummer."

Theodosia konnte sich den verwickelten Sinn seiner Rede nicht erklären; doch argwohnte sie, daß ihn eine verliebte Leidenschaft quälte, und daß sie selbst der Gegenstand derselben wäre; und dieser Argwohn schien eben so unnatürlich nicht. Denn da der Cavalier jetzt wußte, daß sie ein Frauenzimmer war, so konnte die Gelegenheit, die Einsamkeit, und die Finsterniß ihn leicht zu bösen Gedanken gereizt haben. Weil sie dieß befürchtete, kleidete sie sich in aller Stille eiligst an, gürtete sich mit ihrem Schwert und Dolch, und erwartete auf ihrem Bette sitzend den Anbruch des Tages, der auch bald darnach durch die Ritzen und Spalten (an welchen es in den Wirthshäusern und Herbergen nicht fehlt) mit seinen Lichtstrahlen seine Ankunft verkündigte. Der Cavalier hatte sich, eben wie Theodosia, bereits in seine Kleider geworfen, und kaum sah er das Tageslicht ins Zimmer scheinen, so rief er: „Steht auf, Doña Theodosia. Ich will Euch auf eurer Reise begleiten, und Euch nicht von der Seite

weichen, bis Marco Antonio euer rechtmässiger Gemahl wird, oder bis es ihm, oder mir das Leben kostet. Ihr sollt daran erkennen, wie sehr ich es mir zur Pflicht mache, mich eurer Noth anzunehmen. Mit diesen Worten öffnete er die Thüre und die Fensterladen des Zimmers. Theodosia sehnte sich nach dem Lichte, um die Gestalt und Miene desjenigen zu sehen, mit dem sie die ganze Nacht gesprochen hatte. Wie sie ihn aber gewahr ward und erkannte, wünschte sie, es wäre nie Tag geworden, und ihre Augen wären mit beständiger Finsterniß der Nacht umgeben geblieben. Denn kaum hatte der Cavalier, der eben so neugierig war, sie zu sehen, seine Augen auf sie gerichtet, so erkannte sie in ihm ihren Bruder, vor dem sie sich so sehr fürchtete. Bey seinem Anblick ward es ihr dunkel vor den Augen, und sie stand stumm, verwirrt, und blaß vor Erstaunen. Doch mitten in ihrem Schrecken faßte sie ein Herz, und zeigte ihre Klugheit im Augenblick der Gefahr. Sie nahm ihren Dolch, faßte ihn bey der Spitze, warf sich vor ihrem Bruder auf die Knie, und sprach mit schüchterner und bebender Stimme: „Nimm diesen Stahl, mein Herr und geliebter Bruder; strafe damit den Fehler, den ich

begangen habe, und sättige deine Rache. Denn das schwere Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht habe, verdient keine Begnadigung. Ich bekenne meine Schuld, und verlange nicht, daß meine Reue mir zu Statten komme. Ich flehe Dir nur, daß die Strafe von der Art seyn möge, daß sie mir nichts weiter, als das Leben koste, und mich nicht der Schande aussetze. Denn obgleich ich durch meine Flucht aus meiner Aeltern Hause meinen guten Nahmen in Gefahr gesetzt habe, so bleibt er doch noch unverletzt, wenn Du mich insgeheim bestrafest."

Ihr Bruder blickte sie an, und obwohl die Unbedachtsamkeit ihres ausschweifenden Schrittes ihn zur Rache aufforderte, so besänftigten doch die zärtlichen und beweglichen Ausdrücke, womit sie ihr Vergehen bekannte, sein Herz dermassen, daß er sie mit freundlicher und leutseliger Miene von der Erde erhob, und sie zu trösten suchte, so gut er vermochte. Unter andern sagte er, er wollte die Züchtigung ihres Fehltrittes vor der Hand deswegen aussetzen, weil er sich auf keine Strafe besinnen könnte, die ihrer Thorheit angemessen wäre. Deswegen, und weil er hoffte, daß das

Schicksal ihr noch nicht alle Wege zur Rettung abgeschnitten hätte, wollte er lieber erst alle Mittel versuchen, ihr zu helfen, als sie für eine Beleidigung strafen, welche ihr unverzeihlicher Leichtsinn ihm zugefügt hätte.

Diese Worte gaben Theodosien ihre verlohrnen Lebensgeister wieder; sie lockten die Farbe in ihr erblaßtes Angesicht zurück, und belebten von neuem ihre fast erstorbene Hoffnung. Don Rafael (so hieß ihr Bruder) sprach nicht mehr mit ihr von ihrem Unglück. Er ersuchte sie, ihren Nahmen Theodosia in Theodoro umzuändern, und unverzüglich mit ihm nach Salamanca aufzubrechen, obgleich er zweifelte, den Marco Antonio daselbst anzutreffen, weil er ihn sonst, als seinen Cameraden, wohl würde gesprochen haben. Doch konnte vielleicht auch die Beleidigung, die er ihm zugefügt hatte, ihn abgehalten, und ihm die Lust, ihn zu sprechen, benommen haben. Der neue Theodor fügte sich in den Willen seines Bruders. Indem trat der Wirth in das Zimmer, und sie forderten ein Frühstück, weil sie gleich weiter reisen wollten.

Indeß der Stallknecht die Thiere sattelte, und das Frühstück gebracht ward, kam noch ein reisender Edelmann in dem Gasthofe an, welchen Don Rafael sogleich erkannte. Theodor, der ihn ebenfalls kannte, getraute sich nicht, aus dem Zimmer zu gehen, um nicht entdeckt zu werden. Die beyden Cavaliere umarmten einander, und Don Rafael fragte den Neuangekommenen, was es Neues in seiner Stadt gäbe. Dieser antwortete, er käme von dem Hafen Santa Maria, wo er zwey Galeren segelfertig verlassen hätte, die nach Neapel abgehen wollten, und Marco Antonio Adorno, der Sohn des Don Leonardo Adorno hätte sich auf einer derselben eingeschifft. Don Rafael freuete sich über diese Nachricht; denn er hielt es für ein gutes Zeichen eines glücklichen Erfolges, daß er so unvermuthet etwas von demjenigen erfuhr, was ihm so nahe am Herzen lag. Er bat seinen Freund, ihm sein Maulthier zu leihen, und dafür das Pferd seines Vaters (welches der andere sehr wohl kannte) zurück zu reiten; denn er ließ sich keinesweges merken, daß er von Salamanca kam, sondern er that, als ob er dahin reisen, und ein so schönes Pferd nicht so weit reiten wollte. Der andere,

ein gefälliger Mann, und sein sehr guter Freund, war mit dem Tausch zufrieden, und erbot sich, den Gaul seinem Vater zurück zu liefern. Die beyden frühstückten darauf zusammen, und Theodor für sich allein. Der Freund des Don Rafael nahm alsdann Abschied, und nahm seinen Weg nach Cazalla, wo ihm eine reiche Erbschaft zugefallen war. Don Rafael ging nicht mit ihm, weil er vorgab, er müßte denselben Tag noch erst nach Sevilla zurück. So bald jener davon geritten war, und ihre Thiere gesattelt waren, forderten sie ihre Rechnung, bezahlten den Wirth, nahmen von ihm Abschied, und liessen jedermann in dem Gasthofe voll Verwunderung über ihre Schönheit und Anmuth; denn als ein Mann war Don Rafael nicht weniger schön, als seine Schwester. Gleich beym Wegreiten erzählte Don Rafael seiner Schwester was er wegen Marco Antonio gehört hatte, und er war der Meynung, sie müßten sich in möglichster Eile nach Barcelona wenden, weil die Galeren bey diesem Hafen gewöhnlich einige Tage zu ankern pflegen, wenn sie nach Italien gehen, oder von dort her kommen; und wenn sie noch nicht angekommen wären, könnte man sie dort erwarten,

und versichert seyn, den Marco Antonio dort anzutreffen. Seine Schwester antwortete, sie überliesse sich ganz seiner Führung, und sein Wille wäre der ihrige. Don Rafael sagte darauf zu seinem Begleiter, er müßte sich gefallen lassen, mit ihm nach Barcelona zu gehen, und er wollte ihn für seinen Zeitverlust hinlänglich belohnen. Der Bursch, der in seiner Handthierung flink bey der Hand war, und die Freygebigkeit des Don Rafael kannte, bezeigte sich willig, ihn zu begleiten, wenn's auch bis an das Ende der Welt ginge. Don Rafael fragte nunmehr seine Schwester, wie viel Geld sie bey sich hätte. Sie antwortete, sie habe es nicht gezählt, sondern nur sieben bis acht Griffe in ihres Vaters Goldcasse gethan, und so viele Hände voll Goldgülden herausgenommen. Don Rafael rechnete, daß dieß ungefähr fünfhundert Goldgülden betragen könnte, und da er selbst noch zweyhundert, nebst einer goldenen Kette bey sich hatte, so glaubte er, daß sie damit wohl ausreichen würden; zumahl, da er hoffte, den Marco Antonio noch in Barcelona einzuhohlen. Sie reiseten demnach fort, ohne sich aufzuhalten, und kamen ohne unangenehme Zufälle bis zwey Meilen von einem Orte,

Nahmens Jgualada, der neun Meilen von Barcelona liegt. Unterweges hatten sie schon zu ihrem Vergnügen vernommen, daß ein Cavalier, der als Gesandter nach Rom bestimmt wäre, in Barcelona auf die Ankunft der Galeren wartete, die noch nicht angekommen wären. Vergnügt über diese Nachricht ritten sie nach einem Gehölze zu, das auf dem Wege lag, und sahen, daß ein Mensch aus demselben gelaufen kam, der sich immer ängstlich umsah. Don Rafael ritt ihm entgegen, und fragte: „Wohin flieht Ihr, guter Freund, oder was ist Euch widerfahren, daß die Furcht Euch scheint so leichtfüßig zu machen?"

„Wie soll ich nicht laufen und mich fürchten, (sprach der Bursch) da ich mit genauer Noth einer Bande Räuber entwischt bin, die hier im Busche stecken?"

„Schlimm, bey Gott! schlimm genug (sprach der Mauleseltreiber), wenn es hier um diese Tageszeit Buschklepper giebt. Die werden uns so kahl machen, wie die Hand."

„Seyd nur nicht bange, Camerad (sprach der andere); sie sind schon wieder fort, und haben

hier im Walde mehr als dreissig Reisende bis aufs Hemd ausgezogen und an die Bäume gebunden; bis auf einen einzigen nach, den sie in Freyheit gelassen haben, um die andern zu lösen, so bald sie über einen Hügel kämen, den sie ihm anzeigten."

„Wenn das ist (sprach Calvete der Maulthiertreiber), so können wir mit Sicherheit weiter reiten. Denn an dem Orte, wo die Strauchdiebe geraubt haben, lassen sie sich in einigen Tagen nicht wieder sehen; davon kann ich am besten nachsagen, da ich schon ein Par Mahl in ihren Krallen gewesen bin, und ihre Manieren und Gebräuche aufs Haar kenne."

„Das ist wahr" sprach der Flüchtling, und diesem zu Folge entschloß sich Don Rafael weiter zu reiten. Sie waren noch nicht weit vorwärts gekommen, als sie die Gebundenen antrafen, ungefähr vierzig an der Zahl, nebst dem einen, der eben im Begriff war, seine Cameraden wieder zu lösen. Es war ein sonderbares Schauspiel, sie anzusehen. Einige waren ganz nackend; andre steckten in den liederlichen Kitteln der Strassenräuber. Einige jammerten über ihren Verlust, andre lach-

ten über den seltsamen Aufzug ihrer Cameraden. Hier erzählte einer bis auf die letzte Kleinigkeit, was man ihm geraubt hätte; dort klagte ein anderer, daß ihn unter der Menge verlohrner Sachen nichts so sehr schmerzte, als ein Schächtelchen mit Agnus, das er mit von Rom gebracht hätte. Ueberall hörte man nur die Klagen und Seufzer der armen Geplünderten.

Unsere beyden Brüder betrachteten diesen Auftritt mit theilnehmender Rührung, und dankten dem Himmel, daß er sie vor einer so grossen und nahen Gefahr beschützt hätte. Was sie (und besonders Theodor) am meisten rührte, war der Anblick eines Jünglings, dem Anschein nach von ungefähr siebzehn Jahren, der im blossen Hemde und leinenen Hosen an eine Eiche gebunden war; aber von solcher Schönheit, daß er die Blicke eines jeden auf sich zog. Theodor stieg ab, ihn loszumachen, und der Jüngling dankte ihm in sehr verbindlichen Ausdrücken für seine Wohlthat. Um diese zu vergrössern, bat Theodor den Maulthiertreiber, ihm seinen Mantel bis an den nächsten Ort zu leihen, wo man einen andern für den hübschen Jüngling kaufen könnte. Calvete gab ihn

her, und Theodor warf ihn dem Jüngling um, indem er ihn zugleich fragte, wer er wäre, woher er käme, und wohin er wollte. Don Rafael war bey allem gegenwärtig. Der Jüngling antwortete, er wäre aus Andalusien, und aus einem Orte, der (wie sie hörten, da er ihn nannte) nur zwey Meilen von dem ihrigen entfernt war. Er sagte, er käme von Sevilla, und seine Absicht wäre, nach Italien zu gehen, und sein Glück im Felde zu versuchen, wie manche andre Spanier zu thun pflegten; sein Unstern hätte ihn aber diesen Räubern in die Hände gespielt, die ihm eine runde Summe Geld, und für mehr, als dreyhundert Thaler werth an Kleidern abgenommen hätten. Er wäre dessen ungeachtet entschlossen, seine Reise fortzusetzen; denn er wäre nicht von solchem Schlage, daß der erste unglückliche Zufall die Hitze seines Eifers niederschlagen könnte. Die einnehmende Rede des Jünglings, die Nachbarschaft des Ortes, deren er erwähnte, und vor allen Dingen der Empfehlungsbrief, den ihm seine Schönheit gab, machten die beyden Brüder geneigt, ihm nach ihrem besten Vermögen hülfreiche Hand zu leisten, und nachdem sie den übrigen, die es am meisten bedurften, (besonders den Mönchen und an-

dern Geistlichen, deren sich ungefähr acht mit dabey befanden) etwas Geld mitgetheilt hatten, liessen sie den Jüngling auf das Maulthier des Calvete steigen, und eilten, ohne sich lange aufzuhalten, nach Igualada, wo sie vernahmen, daß die Galeren des Tages zuvor in Barcelona angekommen wären, und nach zwey Tagen wieder abgehen sollten, wenn sie nicht durch unbequemes Wetter gezwungen würden, die Rehde früher zu verlassen. Diese Nachricht bewog sie, sich des andern Morgens vor Sonnenaufgang auf den Weg zu machen; obwohl sie unterdessen die Nacht nicht geruhig ausschliefen, sondern sie zum Theil in grösserer Bewegung zubrachten, als die beyden Brüder erwarteten. Denn indem sie beym Abendessen sassen, betrachtete Theodor den Jüngling, den sie erlöset hatten, mit einiger Aufmerksamkeit, und glaubte zu bemerken, daß er Löcher in den Ohren hätte. Dieser Umstand, und der verschämte Blick des Jünglings, brachte ihn auf den Argwohn, daß vielleicht ein Frauenzimmer unter dieser Verkleidung verborgen wäre. Er wartete demnach mit Verlangen auf das Ende der Abendmahlzeit, um sich darüber Aufklärung zu verschaffen. Ueber dem Essen fragte Don Rafael den Fremdling, wessen Sohn er wäre; denn er kannte alle an

gesehene Personen an dem genannten Orte, wenn er wirklich aus demselben gebürtig war. Der Jüngling antwortete, er wäre ein Sohn des Don Enrique de Cardenas. Don Rafael erwiederte, Don Enrique sey ihm sehr wohl bekannt; er wisse aber zuverlässig, daß dieser keinen Sohn habe. Wenn er inzwischen diesen Vorwand gebraucht habe, um seine Familie nicht zu entdecken, so sey er nicht neugierig, sie zu erfahren, und er wolle ihn nicht weiter darnach fragen.

„Es ist wahr (antwortete der Jüngling), daß Don Enrique keine Söhne hat; aber wohl sein Bruder, Don Sancho."

„Auch dieser hat keine Söhne (erwiederte Don Rafael); sondern nur eine einzige Tochter, von welcher man sagt, daß sie eine der grössesten Schönheiten in Andalusien seyn soll. Doch das weiß ich nur vom Hörensagen; denn so oft ich auch an ihrem Orte gewesen bin, so hab' ich sie doch nie gesehen."

„Alles, was Ihr saget, ist wahr, mein Herr (antwortete der Jüngling). Don Sancho hat

wirklich nur eine einzige Tochter, die aber wohl nicht völlig so schön ist, wie man sie beschreibt; und wenn ich mich für einen Sohn des Don Enrique ausgab, so geschah es bloß, um mir bey Euch ein Ansehen zu geben; denn ich bin nur der Sohn eines Hausverwalters des Don Sancho, der seit langen Jahren bey ihm in Diensten ist. Ich bin in seinem Hause gebohren, und wegen eines gewissen Verdrusses, den ich meinem Vater verursachte (indem ich ihm eine Summe Geldes entwandte), war ich Willens, wie ich Euch gesagt habe, nach Italien zu gehen, und mich im Kriege zu versuchen, in welchem auch Leute von geringer Herkunft (wie ich oft gehört habe) sich Ruhm erwerben können."

Theodor war sehr aufmerksam auf alle diese Reden, und auf die Art, wie sie gesagt wurden, und bestärkte sich immer mehr in seinem Verdachte. Nach geendigtem Abendessen ward die Tafel aufgehoben, und indeß Don Rafael ging, sich zu entkleiden, begab sich Theodor (der ihm seinen Verdacht mitgetheilt hatte) mit dem Fremdling auf den Balcon eines grossen Fensters, welches nach

der Strasse ging, wo er den Jüngling folgendermassen anredete:

„Ich wünschte, Herr Francisco (diesen Nahmen hatte sich der Jüngling beygelegt), Euch schon so viele Dienste geleistet zu haben, daß Ihr mir nichts abschlagen dürftet, was ich von Euch bitten könnte. Da wir aber erst so kurze Zeit mit einander bekannt sind, so habe ich freylich dazu noch keine Gelegenheit gehabt. Vielleicht erkennt Ihr jedoch in Zukunft, daß mein guter Wille einige Belohnung verdient; und wenn Ihr auch in diesem Augenblicke noch nicht geneigt seyd, meinen Wunsch zu erfüllen, so werde ich Euch darum nicht weniger ergeben bleiben, als ich es jetzt bin, ehe ich Euch denselben entdecke. Ich kann Euch nicht verhehlen, obwohl ich nicht viel älter bin, als Ihr seyd, so habe ich doch so viele Erfahrung von den Dingen in dieser Welt, daß mich ihr blosser Augenschein nicht täuscht; und eben deswegen bin ich auch auf den Verdacht gerathen, daß Ihr keine Mannsperson seyd, wie eure Kleider vermuthen lassen, sondern ein Frauenzimmer von eben so feiner Erziehung, als grosser Schönheit, und vielleicht nicht weniger unglücklich, wie mich eure veränderte

Kleidung ahnden läßt; denn solche Verkleidungen geschehen selten in glücklichen Stunden. Ist meine Ahndung gegründet, so entdeckt Euch mir. Ich schwöre Euch auf das Ehrenwort eines Cavaliers, Euch in allem, wo ich kann, nach meinem Vermögen zu dienen und zu helfen. Ihr könnt es nicht läugnen, daß Ihr ein Frauenzimmer seyd; denn die Wahrheit meiner Behauptung guckt Euch gar zu klar durch die Ohrenlöcher; und Ihr habt Euch nicht wohl vorgesehen, daß Ihr sie nicht sorgfältig verklebt habt; denn wie leicht könnte nicht irgend ein andrer, der eben so neugierig, und nicht völlig so aufrichtig wäre, als ich, euer Geheimniß entdecken, das Ihr so schlecht zu verbergen wußtet. Ich wiederhohle es, Ihr könnt Euch mir sicher anvertrauen; Ich bin erbötig, Euch zu dienen, und ich verspreche Euch die strengste Verschwiegenheit."

Der Jüngling hatte mit grosser Aufmerksamkeit alles angehört, was Theodoro sagte. Wie er sah, daß dieser schwieg, nahm er seine beyden Hände, ehe er ihm antwortete, führte sie zu seinen Lippen, küßte sie mit Eifer, und badete sie mit den Thränen, die seinen schönen Augen häufig entstürzten. Theodoro ward dadurch so bewegt,

daß er sich nicht enthalten konnte, mit ihm Thränen zu vergiessen, (eine natürliche Eigenschaft edler Weiber, daß sie an den Leiden anderer einen zärtlichen Antheil nehmen). Wie Theodoro mit Mühe dem Jünglinge seine Hand entzogen hatte, und mit Verlangen auf seine Antwort wartete, sprach dieser nach einem tiefen, von vielen Seufzern begleiteten Aufstöhnen: „Ich kann und will es nicht läugnen, mein Herr, daß euer Verdacht gegründet ist. Ja, ich bin ein Weib, und zwar das unglücklichste, welches je von einem Weibe gebohren ward. Da dasjenige, was Ihr an mir gethan habt, und die neuen Versprechungen, die Ihr mir gebt, mich verpflichten, Euch in allem zu gehorsamen, was Ihr mir befehlet, so will ich Euch sagen, wer ich bin; wenn es Euch nicht Langeweile macht, fremde Unglücksfälle zu hören.“

„Mögen sie mich zeitlebens verfolgen (erwiederte Theodoro), wenn es mir nicht eben so viel Vergnügen machen wird, sie Euch erzählen zu hören, als Schmerz, zu wissen, daß sie Euch betroffen haben! Ich empfinde sie schon zum voraus, als meine eigenen.“ Mit diesen Worten umarmte er den Jüngling von neuem, und erneuerte

seine aufrichtigen Versicherungen, wodurch dieser einigermassen beruhigt ward, und fortfuhr:

„In Ansehung meiner Vaterstadt habe ich Euch die Wahrheit gesagt; aber nicht, was meine Aeltern betrifft. Don Enrique ist nur mein Oheim. Sein Bruder Don Sancho ist mein Vater, und ich bin die unglückliche Tochter, von welcher euer Bruder sagt, daß sie ihrer Schönheit wegen so berühmt sey; ein Irrthum, von welchem ihn meine wenigen Reize leicht überzeugen können. Mein Nahme ist Leocadia. Die Ursache meiner Verkleidung ist folgende: Zwey Meilen von meiner Vaterstadt liegt eine andere Stadt, eine der reichsten und vornehmsten in ganz Andalusien, in welcher ein vornehmer Cavalier wohnt, der von den uralten und edlen Adornos von Genua abstammt. Dieser hat einen Sohn, der, wenn das Gerücht sein Lob nicht eben so sehr übertreibt, wie das meinige, einer von den gebildetsten jungen Leuten in der Welt ist. Theils wegen der nahen Nachbarschaft, theils wegen des Zeitvertreibs der Jagd, den er eben so sehr liebte, wie mein Vater, pflegte dieser bisweilen in unser Haus zu kommen, und fünf bis sechs Tage bey

uns zu bleiben; da denn er und mein Vater ganze Tage und einen Theil der Nächte im freyen Felde zubrachten. Das Schicksal, oder die Liebe, oder meine eigene Unvorsichtigkeit, nahm daher Anlaß, mich von dem Gipfel meiner guten Grundsätze in den erniedrigenden Zustand hinab zu stürzen, in welchem ich mich jetzt befinde. Denn da ich mich mehr, als es einem sittsamen bedächtlichen Mädchen ziemt, in die Artigkeit und den Verstand des Marco Antonio vergafft hatte, und mir überdieß seine edle Abkunft und die grossen Reichthümer seiner Aeltern in die Augen strahlten, so glaubt' ich mir kein grösseres Glück denken zu können, als wenn ich ihn zum Gemahl bekäme. Nun fing ich erst an, ihn noch aufmerksamer zu betrachten; oder vielmehr unbedachtsamer, denn er selbst ward meine Aufmerksamkeit gewahr. Mehr wünschte der Treulose nicht, und mehr brauchte er auch nicht, um das Geheimniß meines Herzens zu errathen, und mir den theuersten Schatz meiner Seele zu rauben. Doch ich weiß nicht, mein Herr, warum ich Euch jede Kleinigkeit erzähle, die meine Liebe betrifft, da es so wenig zur Sache thut. Ich will Euch lieber auf einmahl sagen, was er durch mancherley wiederhohlte Künste

und Bemühungen von mir erhielt. Nachdem er mir nähmlich unter den heiligsten und feyerlichsten Schwüren verheissen hatte, mein Gemahl zu werden, versprach ich ihm die völlige Befriedigung seiner Wünsche. Doch nicht zufrieden mit seinen Worten und Schwüren, ließ ich mir von ihm auch noch eine förmliche Verschreibung unter seines Nahmens Unterschrift geben, die so bündig und deutlich abgefaßt war, daß ich völlig damit zufrieden gestellt ward. Ich empfing seine Verschreibung, und wir nahmen Abrede, daß er eines Abends nach unserer Stadt kommen und über unsere Gartenmauer steigen sollte, um in meinem Zimmer die Frucht zu pflücken, die nur ihm allein bestimmt war. Endlich kam dieser von mir so sehnlich erwünschte Abend."

Bisher hatte Theodoro stillschweigend zugehört, und mit gespannter Aufmerksamkeit an Leocadiens Worten gehangen, deren jedes ihm die Seele durchbohrte; besonders wie er den Nahmen Marco Antonio hörte, und wie er Leocadiens ausbündige Schönheit, ihre grossen Vorzüge, und den feinen Verstand, den sie in der Erzählung ihrer Widerwärtigkeiten blicken ließ, in Er-

wägung zog. Wie sie aber sagte: „Er kam, dieser von mir so sehr gewünschte Abend", da hätt' er beynahe alle Fassung verlohren, und wirklich verließ ihn seine Besonnenheit so weit, daß er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „Nun, was geschah, wie dieser glückliche Abend kam? Stellte er sich ein? Genosset Ihr seiner Umarmung? Bestätigte er von neuem seine Verschreibung? Pries er sich glücklich, die Frucht zu ernten, von der Ihr sagtet, daß sie nur ihm entgegenreifte? Erfuhr euer Vater etwas von dem Handel? Oder wie lief es sonst ab mit diesen Anstalten, die so klug und sittsam eingeleitet waren?"

„Es lief so ab (sprach Leocadia), daß es mich so, wie Ihr seht, hieher gebracht hat. Denn er genoß mich nicht, und ich ihn nicht, weil er zur verabredeten Zeit ausblieb."

Bey diesem Worte schöpfte Theodosia wieder Luft, und ihre Lebensgeister, welche (gefoltert und gedrängt von der wüthenden Pest der Eifersucht, die ihr allmählich Mark und Bein durchdrang, und ihre Geduld aufs äusserste trieb) schon sie zu verlassen droheten, stellten sich wieder ein.

Doch war ihr Herz noch nicht genugsam erleichtert, daß sie ohne Bewegung hätte zuhören können, wie Leocadia folgendermassen fortfuhr: „Er blieb nicht nur aus, sondern nach Verlauf von acht Tagen erfuhr ich für gewiß, daß er seine Vaterstadt verlassen, und ein Mädchen desselben Ortes, die Tochter eines angesehenen Cavaliers, mit Nahmen Theodosia, ein Frauenzimmer von ausserordentlicher Schönheit und seltenem Verstande aus dem Hause ihrer Aeltern entführt hätte. Da ihre Aeltern von so vornehmem Stande waren, so ward die Nachricht von ihrer Entführung sogleich an meinem Orte bekannt, und kam auch mir bald zu Ohren. Mit ihr durchbohrte der kalte und fürchterliche Schaft der Eifersucht mein Herz, und ein Feuer entzündete meine Seele, welches meine Ehre in die Asche legte, meinen guten Ruf verzehrte, meine Geduld aufs Aeusserste trieb, und meiner Klugheit ein Ende machte. O ich Unglückliche! meine Einbildung schilderte mir in dem Augenblicke Theodosien schöner, als die Sonne, und verständiger, als die Weisheit in eigener Person; vor allen Dingen aber unendlich glücklicher, als mich arme Verlassene. Ich durchlas augenblicklich alles, was in der Verschreibung stand;

ich fand sie gültig und bündig, und ihren Inhalt keinem Zweifel unterworfen. Allein obgleich die Hoffnung mich geneigt machte, sie als ein Heiligthum zu betrachten, so sank doch alle meine Zuversicht zu Boden, indem ich bedachte, in welcher gefährlichen Gesellschaft Marco Antonio davon gegangen war. Ich zerraufte mein Haar, zerkratzte mein Gesicht, und verwünschte mein Schicksal. Was mich aber am meisten dabey schmerzte, war, daß ich wegen der Gegenwart meines Vaters nicht immer meinem Schmerz dieses Opfer bringen konnte. Endlich entschloß ich mich, um entweder mich künftig ungehindert beklagen zu können, oder (welches ich eher für wahrscheinlich halte) um meinem Leben ein Ende zu machen, mein väterliches Haus zu verlassen. Die Gelegenheit scheint wohl jeden unglücklichen Vorsatz zu begünstigen, und ihm alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen: So entwandte ich auch ohne Furcht einem Pagen meines Vaters seine Kleider und ihm selbst eine runde Summe Geldes, und an einem Abend entfernte ich mich unter dem schwarzen Deckmantel der Nacht aus dem Hause, und ging einige Meilen zu Fuß, bis ich nach Ossuna kam, wo ich mich mit einem Karren versorgte, und zwey Tage nachher

in Sevilla ankam, wo ich nunmehr sicher war, daß man mich nicht wieder finden würde, wenn man mir auch nachsetzte. Hier versah ich mich mit andern Kleidern und mit einem Maulthier, und machte mich auf den Weg, in Gesellschaft einiger Cavaliere, die in Eile nach Barcelona reiseten, um noch zeitig genug zu kommen, sich mit einigen Galeren einzuschiffen, die nach Italien gehen. Gestern begegnete uns, wie Ihr wißt, das Unglück mit den Strassenräubern, die mir alles abgenommen haben, was ich bey mir hatte, und unter andern auch das Kleinod, welches die einzige Stütze meines Lebens und der Trost in meinem Leiden war, die Verschreibung des Marco Antonio. Mit dieser hatte ich mir vorgenommen, nach Italien zu gehen, den Marco Antonio aufzusuchen, und ihm seine Schrift, als einen Beweis seiner Untreue, mich selbst aber als ein Muster der Beständigkeit darzustellen, und ihn zu vermögen, sein Versprechen zu erfüllen. Ich muß freylich zugleich bedenken, wie leicht derjenige ein Par geschriebene Worte abläugnen wird, der im Stande ist, Verbindlichkeiten zu verläugnen, die ihm tief in sein Herz gegraben seyn sollten. Denn wofern er sich in Gesellschaft

der unvergleichlichen Theodosia befindet, so ist es mehr, als gewiß, daß er die arme unglückliche Leocadia nicht wird ansehen wollen. Aber nichts desto weniger will ich entweder sterben, oder ihnen beyden unter die Augen treten, und durch meine Gegenwart ihre Ruhe stören. Die Feindinn meiner Glückseligkeit muß nicht glauben, daß sie sich mit so geringer Mühe meines Eigenthums bemächtigen kann. Ich will sie aufsuchen; ich werde sie finden, und ich will ihr das Leben nehmen, wenn ich kann.“

„Aber was hat denn Theodosia verbrochen, da sie vielleicht von Marco Antonio eben so hintergangen ward, wie Ihr selbst, schöne Leocadia?“

„Wie könnte das seyn! (erwiederte Leocadia), da er sie mit sich genommen hat? Wenn zwey Verliebte sich bey einander befinden, was kann da für Betrug obwalten? Gewiß keiner. Sie sind zufrieden, weil sie beysammen sind; sie mögen sich (wie man zu sagen pflegt) in den fernen brennenden Sandwüsten Lybiens, oder in den kalten scythischen Einöden befinden. Sie be-

sitzt ihn gewiß, es sey auch wo es wolle, und sie allein soll für alles büssen, was ich ausstehen muß, bis ich sie finde."

„Ihr könntet Euch doch wohl irren (versetzte Theodosia). Ich kenne diese eure Feindinn, von welcher Ihr redet, sehr genau, und bin von ihrem Character und von ihrer Sittsamkeit überzeugt, daß sie sich nie unterstehen würde, dem Marco Antonio zu Gefallen das väterliche Haus zu verlassen. Doch gesetzt auch, daß dieses geschehen wäre, so konnte sie doch Euch nicht damit beleidigen, da sie Euch nicht kannte, und von euren Ansprüchen auf ihn nichts wußte; und wo keine Beleidigung vorhanden ist, da findet keine Rache Statt."

„Von Sittsamkeit (versetzte Leocadia) braucht Ihr nichts zu erwähnen. Ich war wohl so sittsam und ehrbar, als irgend ein Mädchen in der Welt; und dennoch that ich den Schritt, den ich Euch erzählt habe. Daß er sie entführt hat, daran ist kein Zweifel. Daß sie mich nicht beleidigt hat, das muß ich bey kalter Ueberlegung zwar gestehen; allein der Schmerz, den mir die Eifer-

sucht verursacht, schildert sie meiner Einbildung wie ein Schwert, das mir die Eingeweide durchdringt, und man muß sich nicht wundern, wenn ich sie, als das Werkzeug meiner Qual, heraus zu reissen und zu zertrümmern suche; um desto mehr, da die Klugheit befiehlt, alles, was uns Schaden thut, von uns zu entfernen, und da es natürlich ist, alles zu hassen, was uns schadet, und uns an unserm Glücke hindert."

„Es sey darum! (antwortete Theodosia). Da eure Leidenschaft Euch nicht erlaubt, kaltblütig zu urtheilen, so sehe ich wohl, daß jetzt die Zeit nicht ist, da Ihr gutem Rath Gehör geben werdet. Was mich betrifft, so versichere ich Euch abermahl, wie ich schon gethan habe, daß ich Euch helfen und beystehen will, so weit es billig und möglich ist. Eben so viel verspreche ich Euch im Nahmen meines Bruders, dessen Character und edle Gesinnung ihm keine andere Handelsweise erlauben. Unsere Reise geht nach Italien. Habt Ihr Lust, mit uns zu gehen, so wißt Ihr schon einigermassen, was Ihr Euch von uns, als Reisegefährten versprechen könnt. Ich bitte Euch nur um die Erlaubniß, meinem Bruder zu sagen,

was ich von euern Schicksalen weiß, damit er Euch mit der geziemenden Ehrerbietung begegnen, und die Verpflichtung fühlen möge, sich Euer anzunehmen. Ich bin zugleich der Meynung, daß Ihr eure Verkleidung beybehaltet, und wenn wir in diesem Orte Kleider für Euch finden können, so will ich morgen die beste und schicklichste Kleidung für Euch anschaffen. Was eure übrigen Absichten betrifft, so überlasset es der Zeit, für Euch zu sorgen; sie bringt und giebt die besten Heilmittel für die verzweifeltsten Widerwärtigkeiten."

Leocadia dankte Theodosien (die sie für Theodoro hielt) für ihre liebreichen Anerbietungen. Sie erlaubte ihr, ihrem Bruder alles zu entdecken, was sie für gut hielte, und bat, sie nicht zu verlassen, da sie von so mancherley Gefahren umgeben wäre, wenn man sie für ein Frauenzimmer erkennen sollte. Hierauf nahmen sie Abschied von einander, und legten sich schlafen; Theodosia im Zimmer ihres Bruders, und Leocadia in demjenigen, welches daran stieß.

Don Rafael war noch nicht eingeschlafen, sondern wartete auf seine Schwester, um von ihr

zu hören, was zwischen ihr und derjenigen vorgefallen war, die er für ein Frauenzimmer hielt; und er fragte sie deswegen wie sie hereintrat, ehe sie sich niederlegte. Sie erzählte ihm jeden Umstand, den sie von Leocadien gehört hatte, wessen Tochter sie wäre, ihren Liebeshandel, die Verschreibung des Marco Antonio, und die Absicht ihrer Reise. Don Rafael verwunderte sich und sagte: „Wenn sie diejenige ist, für die sie sich ausgiebt, so ist sie eine der Vornehmsten ihrer Stadt, uns eine von den adeligsten Frauenzimmern in ganz Andalusien. Ihr Vater ist mit dem unsrigen sehr gut bekannt, und die Gesichtszüge, die wir an ihr bemerken, stimmen völlig mit dem Ruf von ihrer Schönheit überein. Ich denke demnach, wir müssen uns vorsehen, und verhüten, daß sie den Marco Antonio nicht früher antrifft, als wir. Denn die Verschreibung, die er, wie Du sagst, ihr gegeben hat, macht mir einige Besorgniß, obwohl sie sie verlohren hat. Beruhige Dich inzwischen, liebe Schwester, und lege Dich nieder; es wird sich für alles ein Mittel finden.“

Theodosia legte sich auf die Bitte ihres Bruders nieder; allein sie war nicht vermögend,

sich zu beruhigen, denn die wüthende Krankheit der Eifersucht hatte sich schon in ihr Herz geschlichen. Wie sehr vergrösserte sie in ihrer Einbildung Leocadiens Schönheit und die Untreue des Marco Antonio! Wie oft überlas sie, oder glaubte sie, die Schrift desselben zu überlesen! Wie viele Worte und Ausdrücke dachte sie sich hinzu, welche die Verbindlichkeit der Verschreibung vermehrten! Wie oft fiel ihr ein, daß Leocadia sie vielleicht nicht verlohren hätte, und wie oft dachte sie wieder, daß Marco Antonio wohl auch ohne diese Verschreibung nicht abgeneigt seyn würde, sein Versprechen zu erfüllen, und seine Pflicht gegen sie selbst aus den Augen zu setzen! So brachte sie den grössesten Theil der Nacht schlaflos zu. Don Rafael, ihr Bruder, genoß keiner besseren Ruhe. Kaum hörte er, wer Leocadia war, so fühlte er sein Herz so sehr von Liebe zu ihr durchdrungen, als wenn er sie schon längst gekannt und geliebt hätte. Denn so groß ist die Macht der Schönheit, daß sie in einem Augenblick die Sehnsucht desjenigen rege macht, der sie sieht und ihren Reiz empfindet. Und wenn sich irgend ein Mittel zeigt, oder auch nur denken läßt, um zu ihrem Besitz zu gelangen, so entzündet

sie die Seele dessen, der sie betrachtet, so schnell und unaufhaltsam, wie der Funken das feineste und entzündbarste Schießpulver. Don Rafael dachte sich Leocadien nicht so, wie sie an dem Baume gebunden stand; nicht in zerrissenen Mannskleidern; sondern in der Kleidung ihres Geschlechts, und in dem Hause ihrer reichen und vornehmen Aeltern. Er dachte nicht an die Ursache, welche ihm ihre Bekanntschaft verschafft hatte, und er wollte nicht daran denken. Er sehnte sich nur nach dem Anbruch des Tages, um seine Reise fortzusetzen, und Marco Antonio aufzusuchen; nicht so sehr in der Absicht, ihn zu seinem Schwager zu machen, als um seine Heirath mit Leocadien zu verhindern. Ja so weit hatten Liebe und Eifersucht sich schon seines Herzens bemeistert, daß es ihm gleichgültig gewesen wäre, seine Schwester ihrer Hoffnung beraubt, und Marco Antonio leblos vor sich zu sehen, wenn ihm nur Leocadiens Besitz dadurch wäre gesichert worden. Bey dieser hoffte er um desto eher seinen Endzweck zu erreichen, da er Zeit und Gelegenheit genug hatte, entweder durch Dienste und Gefälligkeiten sich ihre Gunst zu erwerben, oder sich den Besitz ihrer Person mit Gewalt zu verschaffen. Indem er sich auf

eine, oder die andere Weise einen guten Erfolg versprach, ward er ein wenig ruhiger. Bald darauf ward es Tag; sie verliessen ihre Betten, und Don Rafael rief den Wirth, und fragte ihn, ob an diesem Orte Gelegenheit wäre, in der Geschwindigkeit Kleider für einen Edelknaben zu bekommen, den die Räuber ausgeplündert hätten. Der Wirth sagte, er selbst habe ein ziemlich gutes Kleid zu verkaufen. Er brachte es, und es paßte Leocadien. Don Rafael kaufte es, und sie zog es an, und gürtete sich mit Degen und Dolch so wacker und rüstig, daß sie auch in diesem Stücke ihren neuen Liebhaber bezauberte, und Theodosiens Eifersucht vermehrte. Calvete sattelte, und um acht Uhr machten sie sich auf den Weg nach Barcelona, ohne das berühmte Kloster von Monserrate zu besuchen, welches sie sich vorbehielten, bis es dem Himmel gefiele, sie ruhig und zufrieden wieder nach ihrer Heimath zurück zu führen. Es ist schwer, die Gedanken des Bruders und der Schwester zu schildern, und die verschiedenen Empfindungen zu beschreiben, mit welchen sie Leocadien betrachteten. Theodosiens Wünsche waren Tod für sie, und Don Rafaels Wünsche Leben und Wonne; und bey

beyden lagen Liebe und Eifersucht zum Grunde. Theodosia suchte Fehler an ihr zu finden, um ihre Hoffnung nicht aufzugeben. Don Rafael hingegen entdeckte immer neue Vollkommenheiten an ihr, die ihn nöthigten, sie noch mehr zu lieben. Unterdessen säumten sie beyde nicht, ihren Weg so eilig fort zu setzen, daß sie noch vor Sonnenuntergang in Barcelona ankamen. Sie wurden entzückt von der anmuthigen Lage der Stadt, und sie hielten sie für die Krone aller schönen Städte in der Welt, für Spaniens Stolz, für das Schrecken aller benachbarten und entfernten Feinde, für die Lust und Wonne ihrer Bewohner, für den Zufluchtsort der Fremden, für die Schule der Ritterschaft, für ein Muster des Bidersinnes, und für den Inbegriff alles dessen, was man mit vernünftiger Welt- und Menschenkenntniß an einer grossen, berühmten, reichen, wohlangelegten Stadt mit Wohlgefallen betrachten kann. Wie sie hinein kamen, hörten sie ein grosses Getümmel, und sahen einen starken Auflauf von Menschen; und wie sie nach der Ursache des Lärms und der Unruhe fragten, erfuhren sie, daß die Mannschaft der Galeeren sich mit den Leuten am Lande überworfen, und Händel angefangen hatte. Wie Don Ra-

fael dieß hörte, wollte er zusehen, was es gäbe, und obwohl Calvete ihn warnte, es nicht zu thun, weil er unvorsichtig handeln würde, sich in augenscheinliche Gefahr zu begeben, indem er wohl wüßte, wie schlimm man wegkäme, wenn man sich in solche Händel mischte, die in dieser Stadt, wenn Galeren dort anlegten, nichts Seltenes wären; so ließ sich doch Don Rafael durch die Warnung des Calvete nicht abhalten, hin zu gehen, und die andern folgten ihm alle nach. Wie sie nahe ans Ufer kamen, sahen sie eine Menge Degen gezückt, und Haufen von Menschen, die sich unbarmherzig herumbalgten. Nichts desto weniger ritten sie so nahe hinzu, daß sie die Streitenden deutlich erkennen konnten, weil die Sonne noch nicht untergegangen war. Unzählige Menschen liefen aus der Stadt zusammen, und eben so viele kamen von den Galeren ans Land, obwohl Don Pedro Vique, der Befehlshaber, ein valencianischer Cavalier, von dem Hintercastel seiner Galere seine Leute in den Boten mit lauten Drohungen abzuhalten suchte, ihren Cameraden zu Hülfe zu kommen. Wie er endlich sahe, daß seine Drohungen nichts fruchteten, ließ er die Galeren in Schlachtordnung in Fronte gegen die Stadt legen, und eine Ka-

none blind abfeuern, zur Warnung, daß eine scharf-geladene folgen würde, wenn die Streitenden nicht aus einander gingen. Don Rafael sah eben dem hartnäckigen Kampfe sehr aufmerksam zu, und bemerkte, daß unter den Tapfersten ein Jüngling von ungefähr zwey und zwanzig Jahren sich besonders hervorthat, welcher grün gekleidet war, mit einem Hut von derselben Farbe, den eine reiche Hutschnur, dem Ansehen nach von Diamanten, umgab. Die Geschicklichkeit, womit er focht, und seine reiche Kleidung, zog die Augen aller derjenigen auf sich, welche dem Kampf zusahen, und so betrachteten ihn auch Theodosia und Leocadia, welche beyde in einem und eben demselben Augenblick ausriefen: „Beym Himmel! entweder müßten meine Augen mich trügen, oder jener Cavalier im Grünen ist Marco Antonio.“ Sie sprangen mit diesen Worten geschwind von ihren Maulthieren, griffen zu ihren Degen und Dolchen, und mischten sich beherzt in das Gedränge der Kämpfenden, und die eine stellte sich rechts, die andere links, dem Marco Antonio zur Seite; denn er war wirklich der Jüngling im grünen Kleide, den wir beschrieben haben.

„Frisch auf, Marco Antonio! (sprach Leocadia in dem Augenblick, da sie zu ihm trat). Dir zur Seite ficht jemand, der Dir mit seinem eigenen Leibe zum Schilde dienen wird, um dein Leben zu beschützen.“

„Wer zweifelt daran, (sprach Theodosia), da ich hier bin?“

Don Rafael, der alles sah und hörte, was vorging, folgte ihnen nach, und stand ebenfalls dem Marco Antonio bey. In der Hitze des Angriffs und der Vertheidigung achtete dieser nicht auf die Reden der beyden Frauenzimmer; sondern von Kampflust getrieben, that er Wunder der Tapferkeit. Weil sich aber die Leute aus der Stadt immer in grösserer Anzahl herzu drängten, so waren die von den Galeren gezwungen, sich so weit zurück zu ziehen, daß sie schon im Wasser standen. Ungern wich Marco Antonio, imgleichen die beyden tapfern Frauenzimmer, die wie Bradamante und Marfisa, oder wie Hippolyta und Penthesilea neben ihm stritten. Indem kam ein catalanischer Cavalier dazu, von dem edlen Geschlecht der Cardonas, auf einem

mächtigen Streitroß, und indem er zwischen die kämpfenden Parteyen ritt, bewog er die Leute aus der Stadt zum Rückzuge, weil sie ihn kannten, und Achtung für ihn hatten. Einige warfen jedoch noch immer mit Steinen nach denen, die sich bereits nach dem Wasser zurück zogen; und das Unglück wollte, daß ein Stein den Marco Antonio so heftig an die Schläfe traf, daß er niedersank, so daß ihm das Wasser schon bis an die Knie ging. Kaum sah Leocadia ihn hinsinken, so umfaßte sie ihn und hielt ihn in ihren Armen, und Theodosia nicht minder. Don Rafael, der nicht weit von ihnen entfernt war, suchte sich gegen die unzähligen Steine zu schützen, die auf ihn losregneten; und indem er sich bemühte, seiner Geliebten, seiner Schwester, und dem Marco Antonio beyzustehen, kam ihm der catalanische Cavalier entgegen, und sagte: „Ich bitte Euch, mein Herr, um alles, was einem braven Kriegsmann theuer ist, stellt Euch neben mich, und haltet Euch ruhig; ich will Euch wohl vor dem Uebermuth dieses ungezogenen Pöbels schützen.“

„Ach mein Herr, laßt mich vorwärts! (antwortete Don Rafael). Ich sehe dort Personen

in Gefahr, die mir weit theurer sind, als mein eigenes Leben."

Der Cavalier ließ ihn vorbey; allein ehe er nahe genug kam, hatte das Bot der Hauptgalere bereits den Marco Antonio, und auch Leocadien, die ihn nicht aus ihren Armen ließ, eingenommen; und indem Theodosia gleichfalls einsteigen wollte, hatte sie, entweder vor Müdigkeit, oder vor Schmerz über den Unfall des Marco Antonio, oder weil er in den Armen ihrer ärgsten Widersacherinn davon ging, nicht die Kraft, in das Bot zu steigen, und sie wäre gewiß ohnmächtig in das Wasser gefallen, wenn ihr Bruder ihr nicht zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre, dem es nicht weniger schmerzhaft war, als seiner Schwester, daß Leocadia mit dem Marco Antonio (den er gleichfalls erkannt hatte) davon ging. Der catalanische Cavalier, eingenommen von dem edeln Anstande des Don Rafael und seiner Schwester (die er für eine Mannsperson hielt), rief sie beyde vom Ufer, und bat sie, mit ihm zu kommen; und die Noth zwang sie, aus Furcht vor einer übeln Behandlung von dem noch nicht wieder besänftigten Volke, sein Anerbieten

anzunehmen. Der Cavalier stieg vom Pferde, stellte sich ihnen zur Seite, und ging mit ihnen, mit dem gezogenen Degen in der Hand durch die unruhige Volksmenge, indem er sie mit guten Worten bewog, ihm Platz zu machen. Don Rafael sah allenthalben umher nach Calvete und den Maulthieren; allein er fand ihn nicht, denn so wie die Reiter abgestiegen waren, hatte er die Thiere nach dem Wirthshause getrieben, wo er sonst gewohnt war, einzukehren. Wie der Cavalier in sein Haus kam, welches eins der besten in der Stadt war, fragte er Don Rafael, mit welcher Galere er gekommen wäre. Dieser antwortete, mit keiner; sondern er sey in dem Augenblick zur Stadt gekommen, wie der Streit sich eben angefangen habe; und weil der Cavalier ihm bekannt sey, welcher eben von Steinwürfen beschädigt in dem Bot davon geführt worden, so habe er sich dieser Gefahr ausgesetzt, und er bitte ihn, zu veranstalten, daß man den Verwundeten ans Land bringe, weil seine Zufriedenheit und sein Leben von dem Schicksal desselben abhänge.

„Das will ich gern thun (versetzte der Cavalier); und ich bin versichert, der General, ein an-

gesehener Cavalier und mein Verwandter, wird mir diese Gefälligkeit nicht abschlagen."

Ohne einen Augenblick zu verzögern, begab er sich nach der Galere zurück, wo er fand, daß man eben im Begriff war, den Marco Antonio zu verbinden, und daß die Wunde gefährlich war, denn der Wundarzt hielt die Umstände deswegen für mißlich, weil gerade die linke Schläfe getroffen war. Er erhielt Erlaubniß von dem General, ihn am Lande verpflegen zu lassen. Man brachte ihn mit vieler Sorgfalt in das Bot, und Leocadia, die ihn nicht verlassen wollte, folgte ihm wie dem Leitstern ihrer Hoffnung. Wie sie ans Land kamen, ließ der Cavalier eine Sänfte aus seinem Hause kommen, um ihn fortzubringen. Unterdessen hatte Don Rafael den Calvete aufsuchen lassen, welcher in seiner Herberge in grossen Sorgen wegen des Schicksals seiner Herrschaft war, und nunmehr mit herzlicher Freude zu Don Rafael kam, wie er hörte, daß sie unbeschädigt wären.

Der Herr des Hauses kehrte inzwischen mit Marco Antonio und Leocadien zurück, und

sie wurden sämmtlich von ihm mit vieler Pracht und Freundschaft aufgenommen. Er ließ sogleich einen berühmten Wundarzt aus der Stadt kommen, um das Verband des Verwundeten zu erneuern. Der Wundarzt fand aber für rathsam, es bis zum folgenden Tage liegen zu lassen; indem er sagte, die Wundärzte bey den Armeen und Flotten wären sehr erfahrne Leute, weil sie täglich so viele Verwundete unter ihren Händen hätten, und der Verband könnte sicher bis morgen liegen; man möchte nur unterdessen den Verwundeten nach einem vom Geräusch entfernten Zimmer bringen, und ihn ausruhen lassen. In dem Augenblick kam auch der Wundarzt von der Galere, und gab dem Wundarzt am Lande Bericht von dem Zustande der Wunde, von der Art des aufgelegten Verbandes, und von der Lebensgefahr, in welcher sich nach seinem Bedünken der Verwundete befände. Der Wundarzt aus der Stadt ward dadurch von der gehörigen Behandlung überzeugt, und nach dem erhaltenen Bericht hielt er selbst den Zustand des Marco Antonio für gefährlich. Leocadia und Theodosia empfanden über diese Nachricht einen so empfindlichen Schmerz, als wenn ihnen ihr eigenes Todesurtheil gespro-

chen würde; doch verbargen sie ihre Empfindungen, und liessen sie nicht laut werden. Leocadia entschloß sich inzwischen zu einem Schritt, welchen sie ihrer Ehre schuldig zu seyn glaubte. So bald nähmlich die Wundärzte sich entfernt hatten, ging sie in das Zimmer des Marco Antonio, trat in Gegenwart des Herrn des Hauses, Don Rafaels, Theodosiens, und verschiedener anderer Personen an sein Bett, nahm seine Hand, und redete ihn folgendermassen an:

„Ihr befindet Euch jetzt in einem solchen Zustande, Herr Marco Antonio Adorno, daß man Euch nicht mit vielen Worten belästigen darf; doch wünschte ich, daß Ihr einige wenige anhören möchtet, die, wenn sie auch zu eurer leiblichen Gesundheit nicht helfen, wenigstens das Heil eurer Seele sehr nahe angehen. Doch ehe ich rede, muß ich Euch fragen, ob es Euch auch gelegen ist, und ob Ihr auch geneigt seyd, mich anzuhören. Denn da ich von dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an, bis zu dem jetzigen (der, wie ich befürchte, vielleicht der letzte ist), nie etwas that, welches Euch mißfällig seyn konnte, so

möchte ich auf keinerley Weise Euch jetzt Ueberlast verursachen."

Bey dieser Anrede schlug Marco Antonio die Augen auf, und heftete sie aufmerksam auf Leocadien. An ihrer Stimme, mehr als an ihren Gesichtszügen, errieth er fast wer sie war, und antwortete ihr mit schwacher und wehmüthiger Stimme: „Redet, mein Herr, was Ihr wollt. Ich bin nicht so ohnmächtig, daß ich Euch nicht anhören könnte; und der Ton dieser Stimme ist mir nicht so zuwider, daß ich sie nicht gern hören möchte."

Theodosia ward äusserst aufmerksam auf diese Unterredung. Jedes Wort, welches Leocadia sprach, war ein scharfer Pfeil, der ihr das Herz durchbohrte, und der dem Don Rafael nicht weniger durch die Seele ging. Leocadia fuhr fort: „Wenn der Schlag, den Ihr an den Kopf bekommen habt, Marco Antonio, oder vielmehr der Schlag, der mir mein ganzes Innerstes erschüttert, nicht das Bild derjenigen aus eurem Gedächtniß verdrängt hat, die Ihr noch vor ganz kurzer Zeit eure Wonne und euren Himmel

nanntet, so müßt Ihr Euch noch wohl erinnern, wer Leocadia war, und welche Versprechungen Ihr derselben unter eurer Hand und Unterschrift gegeben habt. Ihr werdet auch den Adel ihrer Aeltern, die Unbescholtenheit und Reinheit ihrer eigenen Sitten, und eure Verbindlichkeiten gegen diejenige, die stets allen euren Wünschen zuvorkam, nicht vergessen haben. Wenn Euch dieß alles nicht aus dem Gedächtniß gekommen ist, so werdet Ihr, selbst in dieser veränderten Tracht, Leocadien nicht verkennen, welche, so bald sie erfuhr, daß Ihr eure Vaterstadt verlassen hättet, getrieben von der Furcht, daß neue Begebenheiten und neue Verhältnisse ihr dasjenige rauben möchten, was ihr mit Recht gehört, sich über tausend Schwierigkeiten hinweg setzte, und sich entschloß, Euch in dieser Verkleidung zu folgen, und Euch an allen Enden der Welt aufzusuchen, bis sie Euch gefunden hätte. Ihr werdet Euch darüber auch nicht wundern, wenn Ihr Euch von der Macht einer zärtlichen Liebe, und von der Wuth eines betrogenen Weibes einen richtigen Begriff machen könnt. Einige Leiden haben mich während meiner Nachforschung betroffen; allein ich halte sie für Freuden, da sie mir das Glück verschafft haben, Euch wieder

zu sehen. Denn obgleich Ihr Euch in dem Zustande befindet, in welchem ich Euch jetzt sehe, so werde ich doch, wenn es auch dem Himmel gefiele, Euch aus diesem in ein besseres Leben zu rufen, mich glücklich schätzen, wenn Ihr vorher dasjenige erfüllt, was Ihr mir und Euch selbst schuldig seyd; und ich verspreche Euch, nach eurem Tode eine solche Lebensart zu führen, daß ich Euch bald auf dieser letzten unvermeidlichen Reise nachfolgen werde. Darum bitte ich Euch, erstlich um Gottes willen, auf welchen sich alle meine Wünsche und Hoffnungen gründen; zweytens um eurentwillen, wegen desjenigen, was Ihr eurem Stande schuldig seyd; und endlich um meinetwillen, da Ihr mir grössere Verbindlichkeiten schuldig seyd, als irgend einer anderen Person in der Welt, mich hier auf der Stelle für eure rechtmässige Gemahlinn zu erkennen, und Euch nicht gerichtlich dazu zwingen zu lassen, was Euch eure eigene Vernunft und eure Pflicht so laut gebieten."

Leocadia schwieg. Jedermann im Zimmer hatte mit stiller Aufmerksamkeit auf ihre Rede gehorcht, und wartete jetzt eben so aufmerksam auf die Antwort des Marco Antonio, welcher

ihr folgendermassen erwiederte: „Ich läugne nicht, mein Fräulein, daß Ihr mir bekannt seyd. Eure Stimme und eure Gesichtszüge lassen mich Euch nicht verkennen. Ich läugne auch weder meine vielen Verbindlichkeiten gegen Euch, noch den Stand und die Verdienste eurer Aeltern, noch eure eigene liebenswürdige Sittsamkeit und Tugend. Ich mache Euch auch keinen Vorwurf darüber, daß Ihr mir in einer Kleidung, die sich nicht für euer Geschlecht schickt, nachgefolget seyd; sondern ich schätze Euch deswegen um desto höher. Weil aber mein unglückliches Schicksal mich dahin gebracht hat, daß ich (wie Ihr selbst sagt) das Ziel meiner Tage vor Augen sehe, und weil dieser Zeitpunct ein Probierstein der Wahrheit ist; so muß ich Euch eine Wahrheit entdecken, die, wenn sie Euch auch in dem jetzigen Augenblick nicht angenehm ist, Euch doch in der Folge heilsam werden kann. Ich bekenne, schöne Leocadia! daß ich Euch einst liebte, und von Euch geliebt ward. Ich bekenne gleichfalls, daß ich Euch die angeführte Verschreibung in einem Augenblicke gab, in welchem ich mehr eure eigenen Wünsche damit zu befriedigen suchte, als die meinigen. Denn schon einige Zeit vorher, ehe ich sie unter-

schrieb, war mein Herz und meine Wünsche einem liebenswürdigen Mädchen in meiner eigenen Vaterstadt gewidmet, welches Euch wohl bekannt ist. Sie nennt sich Theodosia, und stammt von eben so edlen Aeltern, als Ihr selbst. Wenn ich Euch eine schriftliche Verbindung unter meiner Hand gab, so gab ich ihr diese Hand, verbunden durch solche Handlungen, und in Gegenwart solcher Zeugen, daß ich unmöglich eine andere Person in der Welt zur Gebieterinn über meine Freyheit machen kann. Mein Liebeshandel mit Euch war eine flüchtige Neigung, die mir weiter nichts gewährte, als die erste Blüte einer aufkeimenden Liebe, und die Euch auf keine Weise nachtheilig geworden ist, oder werden kann. Bey Theodosien hingegen genoß ich die Früchte der Liebe, die sie gewähren, und die ich mir wünschen konnte, unter der heiligsten Versicherung, ihr Gemahl zu seyn, wie ich wirklich bin. Wenn ich sie und Euch zu gleicher Zeit verließ; wenn ich Euch hinterging und betrübte, und wenn ich ihr Anlaß gab, sich für entehrt zu halten; so war daran meine jugendliche Unbesonnenheit Schuld, welche mich das alles für unbedeutende Kleinigkeiten halten ließ, die ich mir ohne Gewissensbisse erlauben könnte. Da-

zu kam noch die Neigung, die mich damahls anwandelte, und mich trieb, nach Italien zu gehen, um daselbst einige meiner Jugendjahre zuzubringen, und hernach bey meiner Wiederkunft zu sehen, was der Himmel über Euch und über meine rechtmässige Gemahlinn verhängt haben möchte. Allein der Himmel, der es besser mit mir meynte, hat es gewiß so gefügt, daß Ihr mich in diesem Zustande antrefft, damit ich nach dem Geständniß dieser Wahrheit und meiner vielfältigen Vergehungen mich noch in diesem Leben meiner Pflicht entledigen, Euch eure Täuschung benehmen, und Euch in Freyheit setzen möchte, mit Euch zu schalten, wie es Euch gefällt. Wenn Theodosia mit der Zeit meinen Tod erfährt, so wird sie von Euch und von den übrigen gegenwärtigen Personen hören, daß ich im Tode noch dem Versprechen getreu blieb, welches ich ihr im Leben gab. Wenn ich in den wenigen Augenblicken, die ich noch zu leben habe, Euch noch mit etwas dienen kann (den einzigen Fall, mich mit Euch zu vermählen, ausgenommen, weil dieß nicht in meinem Vermögen steht), so bin ich zu allem andern, was mir möglich ist, erbötig, um Euch gefällig zu seyn."

Marco Antonio hatte, so lange er sprach, den Kopf auf die Hand gestützt. Wie er still schwieg, ließ er den Arm sinken, und schien ohnmächtig zu werden. Don Rafael sprang hinzu und sagte, indem er ihn fest in seine Arme schloß: „Erhohlet Euch, mein Herr, und umarmet euren Freund, und euren Bruder, da Ihr selbst mich dafür erkennt. Sehet in mir euren Cameraden Don Rafael, einen Augenzeugen der Liebe und Güte, mit welcher Ihr seine Schwester für die Eurige erkennt.“

Marco Antonio kam wieder zu sich, und erkannte Don Rafael augenblicklich. Er umarmte ihn, und sagte: „Wenn es wahr ist, daß Leid auf Freude folgt, so möcht' ich fast ahnden, daß mir ein grosses Unglück bevorsteht, nachdem ich die Freude genossen habe, Euch, mein Herr und Bruder, zu sehen. Doch ein jedes Leid, das mich betreffen kann, soll mir willkommen seyn, da ich das Glück gehabt habe, Euch anzutreffen.“

„Ich will euer Glück noch vollkommener machen (sprach Don Rafael) indem ich Euch das theuerste Kleinod in der Person eurer geliebten

Gattinn übergebe." Indem er sich nach Theodosien umsahe, fand er sie schluchzend hinter den übrigen Anwesenden, voll Erstaunen und Verwirrung, und zwischen Schmerz und Freude schwebend, über alles was sie gesehen und gehört hatte. Ihr Bruder nahm ihre Hand, und sie ließ sich ohne Zwang von ihm führen und dem Marco Antonio vorstellen, welcher sie erkannte und unter beyderseitigen zärtlichen Thränen umarmte. Jedermann im Zimmer war über diese äusserst unerwarteten Auftritte voll Verwunderung. Einer sah den andern an, und wartete, was das Ende derselben seyn würde. Aber die unglückliche, nun nicht länger getäuschte Leocadia, welche mit ihren Augen das Verfahren des Marco Antonio ansehen, und den vermeynten Bruder des Don Rafael in den Armen desjenigen erblicken mußte, den sie sich als ihren Gemahl gedacht hatte; sie, die ihre Liebe verschmäht und ihre Hoffnung getäuscht fand, entfernte sich aus dem Zimmer, unbemerkt von den übrigen, deren Aufmerksamkeit auf den Kranken und auf den vermeynten Jüngling in seinen Armen gerichtet war, und entsprang in demselben Augenblick auf die Strasse, in der Absicht, vor Verzweiflung in die weite Welt zu

wandern, und sich wo möglich vor aller Menschen Augen zu verbergen. Sie war aber kaum bis auf die Strasse gekommen, wie Don Rafael sie vermißte, und sich so ängstlich nach ihr erkundigte, als wäre ihm seine Seele entflohen; allein kein Mensch konnte ihm sagen, wo sie geblieben wäre. Er wartete nicht lange, sondern stürzte ihr nach, um sie zu suchen. Sein erster Gang war nach der Herberge, wo Calvete eingekehrt war, um zu fragen, ob sie daselbst ein Thier zum Reiten gefordert hätte. Wie er sie dort nicht fand, lief er wie wahnsinnig durch die Gassen, und suchte sie allenthalben. Zuletzt fiel ihm ein, daß sie vielleicht nach den Galeren gegangen wäre, und er ging deswegen nach der Rehde zu. Er war noch nicht völlig bis ans Ufer gekommen, wie er hörte, daß jemand rief, die Hauptgalere sollte ihr Bot ans Land schicken. Er fand, daß es die Stimme der schönen Leocadia war, welche, indem sie jemand hinter sich her kommen hörte, vor Furcht zum Degen griff, und schüchtern seine Ankunft abwartete. Sie erkannte ihn gleich, und es verdroß sie, daß er sie einhohlte, besonders an einem so abgelegenen Orte; denn sie hatte bereits an mehr, als einem Merkmahl wahrgenommen, daß Don

Rafael sie nicht mit gleichgültigen Augen betrachtete, sondern mit einer Theilnehmung, welche sie lieber gewünscht hätte bey Marco Antonio anzutreffen.

Mit welchen Worten sollen wir die Reden ausdrücken, womit Don Rafael jetzt Leocadien die Innigkeit seiner Empfindungen entdeckte? Wir wagen es nicht, sie ganz zu beschreiben; um aber doch etwas davon anzuführen, so sprach er unter andern zu ihr: „Wenn es mir so wie an Glück, auch an Muth fehlte, Euch die geheimsten Gedanken meiner Seele zu offenbaren, so bliebe die zärtlichste und tugendhafteste Neigung, die jemahls ein liebendes Herz durchdrungen hat, in ewiger Vergessenheit begraben. Damit ich aber (es gehe mir auch wie es wolle) meine redliche Absicht nicht selbst auf diese Weise hintertreibe, so muß ich Euch bitten zu bedenken (wenn es Euch euer eingewurzeltes Vorurtheil erlaubt), daß Marco Antonio vor mir nichts voraus hat, als das grosse Glück, von Euch geliebt zu seyn. Meine Abkunft ist so edel, wie die seinige. An demjenigen, was man Glücksgüter zu nennen pflegt, ist er nicht viel reicher, als ich bin. Es ziemt sich nicht, mich der Gaben zu rüh-

men, womit mich die Natur beschenkt hat; zumahl wenn diese in euern Augen keinen Werth haben. Ich führe dieß alles nur an, zärtliche Leocadia, um Euch aufmerksam auf das Mittel zu machen, welches das Schicksal Euch anbietet, Euch aus eurer mißlichen Lage zu ziehen. Ihr seht, daß Marco Antonio nicht der Eurige werden kann, da ihn der Himmel meiner Schwester zum Gemahl bestimmt hat. Derselbe gütige Himmel, der ihn Euch heute entreißt, will Euch durch mich seinen Verlust ersetzen; und für mich giebt es kein grösseres Glück in der Welt, als wenn ich Euch meine Hand anbieten darf. Bedenket, welch ein glücklicher Zufall dem unglücklichen, der Euch eben betroffen hat, auf dem Fusse nachfolgt; und fürchtet nicht, daß die Unbedachtsamkeit, die Euch verleitete, dem Marco Antonio nachzugehen, Euch bey mir zum Vorwurf gereichen und meine gute Meynung von euren Verdiensten vermindern soll. Ich sehe sie an, als ungeschehen, und in dem Augenblick, in welchem ich den Wunsch empfinde, mich mit Euch zu verbinden, und Euch für meine beständige Gebieterinn zu erkennen, werde ich vergessen, ja ich habe schon jetzt alles vergessen, was ich davon gesehen und ge-

hört habe. Denn ich kann leicht begreifen, daß dieselbe Macht, die mich so plötzlich und unwiderstehlich gezwungen hat, Euch zu verehren und mich Euch hin zu geben, Euch ebenfalls in die Lage versetzt hat, in welcher Ihr Euch befindet. Wo demnach keine Vergehung Statt findet, da ist auch keine Entschuldigung nöthig."

Leocadia hörte die Rede des Don Rafael stillschweigend an, und ließ nur von Zeit zu Zeit einen tiefen Seufzer hören, der aus dem Innersten ihres Herzens kam. Don Rafael wagte es, ihre Hand zu nehmen, und sie hatte nicht das Vermögen, es ihm zu wehren. Er küßte sie unzählige Mahl, und fuhr fort: „Vollendet, Gebieterinn meines Herzens, mein Glück, indem Ihr Euch entschließt, diesen Titel anzunehmen, im Angesichte dieses gestirnten Himmels, der über uns ist, und des ruhigen Meeres, welches uns zuhört und mit seinen Wogen den Sand bespült, den wir betreten. Gebt mir euer Jawort, da es eure eigene Ehre eben so sehr, als meine Glückseligkeit, erfordert. Ich sage noch einmahl: ich bin, wie Ihr wißt, ein Cavalier und ein vermögender Mann, und was Euch am wichtigsten seyn muß,

ich liebe Euch. Anstatt einsam, in dieser Verkleidung, fern von dem väterlichen Hause und von euern Verwandten umher zu irren, ohne den Beystand eines einzigen Menschen, und ohne die Hoffnung, dasjenige zu erlangen, was Ihr suchtet, könnt Ihr in der Euch angemessenen und geziemenden Kleidung nach eurer Vaterstadt zurück kehren, begleitet von einem Gemahl, der nicht geringer ist, als derjenige, den Ihr gewählt hattet; reich, zufrieden, geehrt, geliebt, und selbst gelobt von jedem, der eure Schicksale erfährt. Wenn ihr dieß alles einräumt, so wie es wirklich wahr ist, wie könnt Ihr denn noch Bedenken tragen? Vollendet euer Werk, ich bitte Euch noch einmahl. Erhebet mich aus dem Staube meiner Bekümmerniß in den Himmel eures Besitzes, so handelt ihr demjenigen gemäß, was Ihr Euch selbst schuldig seyd, und was die Gesetze des Wohlstandes und der Vernunft von Euch fordern, indem Ihr zu gleicher Zeit eure Dankbarkeit und eure Klugheit beweiset."

„Wohlan! (sprach endlich die unschlüssige Leocadia). Da es der Himmel so beschlossen hat, und es weder in meinem Vermögen, noch in der

Macht irgend eines Sterblichen steht, sich seinen Rathschlüssen zu widersetzen, so geschehe sein Wille und der Eurige, mein Herr! Der Himmel weiß, wie verschämt ich euren Wünschen nachgebe, nicht als ob ich nicht fühlte, wie sehr ich dabey gewinne, Euch Gehör zu geben, sondern weil ich fürchten muß, wenn ich euren Wunsch erfülle, daß Ihr vielleicht hernach anders von mir denken werdet, als Ihr bisher aus einem günstigen Vorurtheil gethan habt. Doch dem sey wie ihm wolle, so bleibt mir doch immer der Titel einer Gemahlinn des Don Rafael de Villavicenzio, und mit diesem Titel schätze ich mich glücklich. Findet Ihr dann, nachdem ich die Eurige geworden bin, in meinem Betragen etwas, das eure Achtung einigermassen verdienen kann, so will ich dem Himmel danken, daß er mich durch solche sonderbare Umwege und Unfälle zu dem Glück führte, Euch anzugehören. Gebt mir, Don Rafael, die Hand eines Gemahls, und empfanget die meinige. Der Himmel, das Meer, und dieß Ufer sollen (wie Ihr sagt) unsere Zeugen seyn, und die feyerliche Stille, die uns umgiebt, und die nur durch eure liebevollen Bitten und durch meine Seufzer unterbrochen wird."

Mit diesen Worten erlaubte sie dem Don Rafael, sie zu umarmen, gab ihm ihre Hand, und empfing die seinige. Zärtliche Thränen, welche die Freude den beyden Liebenden, Trotz ihren überstandenen Leiden, auspreßte, waren die einzige Feyerlichkeit, welche dieses ungewöhnliche nächtliche Verlöbniß begleitete. Sie kehrten hierauf unverzüglich zurück nach dem Hause des Cavaliers, welcher so wohl, als Marco Antonio und Theodosia, während ihrer Abwesenheit nicht wenig unruhig war. Die beyden Letzteren waren in der Zwischenzeit schon durch einen Geistlichen zusammengegeben, welchen der Cavalier auf Theodosiens Bitte hatte rufen lassen; denn diese fürchtete sonst, daß ein neuer widriger Zufall ihr das Gut, welches sie kaum gefunden hatte, wieder entreissen möchte. Wie Don Rafael und Leocadia herein traten, und Don Rafael den Anwesenden erzählte, was zwischen ihm und Leocadien vorgefallen war, nahmen sie daran mit so herzlicher Freude Antheil, als wären sie ihre nahen Verwandten gewesen; denn es ist ein Characterzug des catalanischen Adels, daß sie allen Fremden, die ihrer Hülfe bedürfen, mit liebreicher Freundschaft zuvorkommen. Der Priester war noch

zugegen, und bat Leocadien, die Mannskleider abzulegen, und die Kleidung ihres Geschlechts anzuziehen. Der Cavalier säumte nicht einen Augenblick, sie und Theodosien mit zwey reichen Kleidern seiner Gemahlinn, einer vortrefflichen Dame aus dem berühmten und alten Geschlecht der Granolleques in Catalonien versehen zu lassen. Er schickte auch gleich wieder nach dem Wundarzte, aus Mitleiden mit dem Verwundeten, welcher immer an der Unterredung Theil genommen hatte, weil man ihn nicht allein ließ. Der Wundarzt kam, und empfahl vor allen Dingen, ihn in Ruhe zu lassen. Doch der Himmel, der oft, um wunderbarer Weise zu helfen, Mittel erwählt, die ihrer Natur nach schädlich scheinen, fügte es so, daß die Freude und das viele Reden dem Marco Antonio dergestalt zur Besserung half, daß man ihn des andern Tages, wie der Verband abgenommen ward, ausser Gefahr fand, und daß er in vierzehn Tagen so weit hergestellt war, daß er sich zur Reise anschicken konnte.

Wir müssen anmerken, daß Marco Antonio auf seinem Krankenlager ein Gelübde that, wenn ihn der Himmel genesen liesse, nach San-

tiago in Galizien zu wallfahrten, und daß Don Rafael, Theodosia und Leocadia, ihm auf seiner Wallfahrt Gesellschaft leisteten. Ja selbst der Maulthiertreiber Calvete, so wenig man es auch von seines Gleichen erwarten sollte, fühlte sich durch die Güte und Leutseligkeit des Don Rafael bewogen, ihn nicht eher zu verlassen, bis er wieder an seinen Ort zurück käme, und weil er sah, daß die Reise zu Fusse geschehen mußte, schickte er sein Maulthier, nebst dem Maulesel des Don Rafael, nach Salamanca, wozu er leicht Gelegenheit fand. Der Tag der Abreise kam, und wie sie sich mit Pilgerkleidern und mit allem Nothwendigen versehen hatten, nahmen sie Abschied von dem gastfreyen Cavalier, der sie so freundschaftlich aufgenommen und verpflegt hatte, und sich Don Sancho de Cardona nannte, vornehm von Stande, und berühmt wegen seiner persönlichen Verdienste. Sie versprachen ihm, nicht nur selbst die viele Güte, die er ihnen erzeigt hätte, in beständigem Andenken zu behalten, sondern auch ihren Nachkommen dasselbe zu empfehlen, um sie ihm wenigstens zu verdanken, wenn sie sie nicht durch Gegendienste erwiedern könnten.

Don Sancho umarmte sie alle, und versicherte ihnen, daß es ihm selbst Freude mache, jeden, den er für einen braven spanischen Cavalier halte, diese und jede andere Dienste zu leisten. Man umarmte einander von neuem, und trennte sich in einer Stimmung, die mit Freude und Traurigkeit vermischt war. In drey Tagen kamen unsere Pilger (die wegen der Zartheit der beyden neuen Pilgerinnen keine grosse Tagereisen machen konnten) nach Monserrate, wo sie sich ebenfalls drey Tage aufhielten, und dasjenige beobachteten, was sich für gute katholische Christen geziemt. Darauf setzten sie ihre Reise eben so langsam fort, und kamen ohne widrige Zufälle nach Santiago. Wie sie ihre Gelübde mit Andacht erfüllt hatten, kehrten sie in ihren Pilgerkleidern nach ihrer Heimath zurück, wo sie mit gemächlichen Tagereisen vergnügt anlangten. Kurz vor dem Ende ihrer Reise erblickten sie von einem Hügel herab Leocadiens und Theodosiens Geburtsörter, die, wie wir schon gesagt haben, nicht weit von einander entfernt waren, und konnten sich der Thränen nicht enthalten, welche ihnen vor Freude in die Augen traten; wenigstens den beyden neuvermählten Frauenzimmern, die sich bey

diesem Anblick an alle ihre vergangenen Begebenheiten zurück erinnerten.

Von dem Orte, wo sie sich befanden, konnte man ein weites Thal übersehen, welches zwischen den beyden Städten lag. Dort hielt unter einem Oehlbaum ein Ritter auf einem mächtigen Gaul, mit einem hellpolierten Schilde an seinem linken Arm, und mit eingelegtem starken langen Speer in der Rechten. Indem sie ihre Blicke noch aufmerksam auf diesen Ritter richteten, sahen sie aus einem Olivenwäldchen noch zwey andere Cavaliere, eben so gerüstet und bewaffnet, heraus kommen, und wie sie nach einer kleinen Weile alle drey zusammen gekommen waren, und sich nur wenige Minuten mit einander besprochen hatten, trennte sich einer von den zuletzt gekommenen, nebst demjenigen, der vorher unter dem Oehlbaum hielt, von dem dritten; jene beyden gaben ihren Gäulen die Spornen, und sprengten gegen einander mit solcher Wuth, daß es einen Kampf auf Tod und Leben zu gelten schien, und man sah wohl an der Kraft und Gewandtheit, womit sie jeden Stoß führten und abwehrten, daß sie beyde Meister in dieser Waffenübung waren. Der dritte Cavalier

hielt still, und sah dem Kampfe zu. Aber Don Rafael, der sich bey dem Anblick dieses hitzigen Zweykampfs nicht halten konnte, lief mit grössester Geschwindigkeit den Hügel hinunter, indeß seine Gemahlinn und Schwester ihm folgten, und kam bald zu den Kämpfern, die schon beyde einige Wunden bekommen hatten, in dem Augenblicke, da dem einen sein Hut und seine stählerne Bickelhaube entfiel. Kaum erblickte Don Rafael sein Gesicht, so erkannte er seinen Vater, und Marco Antonio den seinigen in dem andern Ritter. Leocadia, die den dritten, der nicht mit im Kampfe begriffen war, genau betrachtet hatte, fand, daß dieser ihr eigener Vater war. Dieser Anblick setzte sie alle vier in Erstaunen und Verwunderung. Doch bald machte das Erstaunen der Ueberlegung Platz. Die beyden Schwäger warfen sich eiligst zwischen die beyden Kämpfer, und riefen: „Haltet, edle Ritter! Kämpft nicht weiter! Euch bitten und flehen eure leiblichen Söhne.“ „Ich bin Marco Antonio, mein Vater! (rief dieser). Ich bin derjenige, um dessentwillen (wie ich vermuthe) Ihr beyden ehrwürdigen Greise diesen blutigen Gang waget. Legt euren Zorn ab; werfet eure Speere weg, oder kehret sie gegen andere

Feinde; denn derjenige, den jeder von Euch jetzt vor Augen hat, ist von nun an des andern Bruder."

Fast eben so redete Don Rafael zu seinem Vater; worauf die beyden Ritter inne hielten, und diejenigen genau betrachteten, welche sie anredeten. Sie wurden auch gewahr, daß Don Sancho, Leocadiens Vater, abgestiegen war, und jemand, der ihnen wie ein Pilger schien, in seinen Armen hielt. Denn Leocadia war ihm entgegen geeilt, hatte sich ihm zu erkennen gegeben, und ihren Vater gebeten, Frieden zwischen den beyden Kämpfern zu stiften; denn sie hatte ihm mit wenigen Worten erzählt, daß Don Rafael mit ihr, und Theodosia mit Marco Antonio vermählt wäre. Wie dieß ihr Vater hörte, sprang er vom Pferde, umarmte sie, und eilte dann, die beyden andern zu besänftigen. Allein es war nicht mehr nöthig; denn sie hatten beyde bereits ihre Söhne erkannt, waren abgestiegen, und hielten sie in ihren Armen, und vergossen insgesamt Thränen der Freude und Liebe. Jetzt traten sie alle in einen Kreis, sahen von neuem ihre Kinder an, und wußten nicht wie ih-

nen geschahe. Sie betasteten sie, ob sie nicht etwan Schattenbilder wären; denn ihre plötzliche Erscheinung rechtfertigte diese und ähnliche Gedanken. Wie sie sich aber allmählich von der Wirklichkeit überzeugten, flossen ihre Thränen wieder unter neuen Umarmungen.

Unterdessen versammelte sich in dem Thale eine Menge bewaffneter Leute zu Fuß und zu Pferde, welche sämtlich ihren Nachbaren und Gutsherren zu Hülfe eilten. Wie sie aber ankamen, und gewahr wurden, daß die Ritter und Pilger einander sämtlich umarmten, und daß ihnen allen die Augen in Thränen schwammen, stiegen sie ab, und standen in stummer Verwunderung, bis Don Sancho ihnen in der Kürze erzählte, was er von seiner Tochter Leocadia vernommen hatte. Jetzt umarmte ein Jeder die Pilger mit Ausdrücken der Freude, die sich kaum beschreiben lassen. Don Rafael fing wieder an, eine kurze Beschreibung von seiner Liebesgeschichte zu geben, und auf welche Art er mit Leocadien und seine Schwester Theodosia mit Marco Antonio vermählt sey, womit er den Angekommenen neue Freude verursachte.

Hierauf nahmen die Ritter von denen, die ihnen zu Hülfe gekommen waren, so viele Pferde, als sie für die fünf Pilger nöthig hatten, und verabredeten sich, nach der Vaterstadt des Marco Antonio zu gehen, woselbst sein Vater sich erbot, für beyde Pare die Hochzeit auszurichten; und damit begaben sie sich auf den Weg, und einige von denen, die sich zugegen befanden, ritten voraus, um den Freunden und Verwandten der Neuvermählten die gute Botschaft zu bringen.

Unterweges erfuhren Don Rafael und Marco Antonio die Ursache der Ausforderung. Theodosiens und Leocadiens Väter hatten nähmlich den Vater des Marco Antonio gefordert, um ihnen Genugthuung zu geben, weil sie ihn für den Mitwisser des Betrugs hielten, den er an ihren Töchtern verübt hätte. Da sie beyde zu gleicher Zeit angekommen waren, so hatten sie sich gegen ihren Widersacher keines unredlichen Vortheils bedienen, sondern sich nach ritterlicher Sitte Mann gegen Mann schlagen wollen, bis entweder der eine, oder die beyden andern, auf dem Platze geblieben wären; welches glücklicher Weise ihre Ankunft verhindert hatte. Die vier Pilger

dankten Gott für diesen glücklichen Ausgang. An dem Tage nach ihrer Ankunft feyerte der Vater des Marco Antonio mit fürstlicher Pracht und Aufwand die Hochzeiten seines Sohnes mit Theodosia und Leocadiens mit Don Rafael. Diese lebten lange Jahre in vergnügter Ehe, und hinterliessen eine treffliche Nachkommenschaft, die sich in den beyden Städten bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt hat, und zu dem besten Adel in Andalusien gehört. Wenn wir ihre Namen nicht nennen, so geschieht es aus Zartgefühl für die beyden Nebenbuhlerinnen, denen vielleicht böse Zungen, oder einfältige Splitterrichter, vorwerfen könnten, daß sie sich so schnell verliebt und so eilig verkleidet hätten. Diese wollen wir aber bitten, nicht so voreilig über dergleichen Unregelmässigkeiten zu eifern, sondern sich lieber erst selbst zu fragen, ob sie auch wohl einmahl die Spitze von Amors Pfeilen gefühlt haben. Denn wahrlich, die Gewalt, welcher sich die Leidenschaften über unsere Vernunft anmassen, kann man oft wohl unwiderstehlich nennen.

Calvete, der Maulthiertreiber, bekam den Maulesel, welchen Don Rafael nach Sala-

manca geschickt hatte, und noch manche andere Geschenke, die ihm die Neuvermählten gaben; und die Dichter der damahligen Zeit hatten Gelegenheit, ihre Federn zu gebrauchen, um die Schönheit und die Begebenheiten der beyden eben so beherzten, als tugendhaften Mädchen zu beschreiben, von welchen diese wundersame Geschichte hauptsächlich handelt.

# X.

## Cornelia Bentivoglio.

---

Don Antonio de Isunza und Don Juan de Gamboa, zwey vornehme Cavaliere von gleichem Alter, sehr verständige Leute und vertraute Freunde, entschlossen sich, wie sie zusammen in Salamanca studierten, die Universität zu verlassen, und nach Flandern zu gehen, angespornt von jugendlichem Feuer, und von dem Triebe, die Welt zu sehen (wie man zu sagen pflegt); wobey sie glaubten, daß die Waffenübungen nicht nur einem jeden sehr wohlanständig wären, sondern sich vorzüglich für edle und vornehme Leute schickten. Wie sie in Flandern ankamen, war eben Friede geschlossen, oder auf dem Punct, abgeschlossen zu werden. In Antwerpen erhielten sie Briefe von ihren Aeltern, in welchen sie ihnen empfindliche Vorwürfe machten, daß sie ihre Studien verlassen hätten, ohne ihnen Nachricht davon zu geben, damit sie sie wenigstens ihrem Stande gemäß

hätten ausrüsten können. Wie sie also sahen, daß in Flandern für sie nichts zu thun war, entschlossen sie sich, um ihren Aeltern keinen Verdruß zu machen, nach Spanien zurück zu kehren, vorher aber die berühmtesten Städte Italiens zu besuchen. Nachdem sie diese alle besehen hatten, wählten sie Bologna zu ihrem Aufenthalte, und wurden durch die Bewunderung, welche dieser berühmte Musensitz ihnen einflößte, gereizt, ihre Studien daselbst fortzusetzen. Sie eröffneten ihren Wunsch ihren Aeltern. Diese legten ihre Freude über den Entschluß ihrer Söhne dadurch an den Tag, daß sie ihnen reichliche Mittel übersandten, um sich ihrem und ihrer Aeltern Stande gemäß aufzuführen, so daß sie von dem ersten Augenblick an, da sie die Collegien besuchten, sich als vornehme, muntere, vernünftige und wohlerzogene Cavaliere zeigen konnten. Don Antonio mochte ungefähr vier und zwanzig, und Don Juan nicht über sechs und zwanzig Jahr alt seyn. In diesem schönen Jünglingsalter wußten sie sich durch feine Sitten, durch Musik, Dichtkunst, Gewandtheit und Tapferkeit auszuzeichnen, und erwarben sich dadurch die Liebe und Achtung aller ihrer Bekannten. Sie fanden sehr bald viele Freunde, so-

wohl unter ihren Landsleuten, die auf dieser Universität studierten, als unter den übrigen Fremden und Einheimischen, und sie bewiesen sich gegen jedermann freymüthig und höflich, und zeigten keine Spur von der Zurückhaltung und dem Stolz, den man den Spaniern oft vorwirft; und da sie jung und munter waren, so versagten sie sich auch nicht den Umgang mit den Schönen der Stadt. Unter diesen gab es zwar sehr viele, sowohl unverheirathete, als verheirathete, die eben so sehr wegen ihrer Sittsamkeit, als wegen ihrer Schönheit berühmt waren; doch den Vorzug vor allen behauptete Cornelia Bentivoglio, ein Fräulein aus der uralten und edlen Familie der Bentivogli, welche einst Herren von Bologna waren. Cornelia war ausbündig schön, und stand unter der Vormundschaft ihres Bruders Lorenzo Bentivoglio, eines bidern und tapferen Cavaliers. Beyde waren älternlos; doch hatten ihnen ihre Aeltern Reichthümer genug hinterlassen, um ihnen ihren verwaiseten Zustand zu erleichtern. Cornelia lebte so eingezogen, und ihr Bruder gab mit solcher Sorgfalt Acht auf sie, daß sie selbst sich nirgends sehen ließ, und daß ihr Bruder niemand den Zugang zu ihr verstattete.

Der Ruf von ihrem eingezogenen Wandel vermehrte bey Don Juan und Don Antonio die Neugier, sie zu sehen; wenn es auch nur in der Kirche wäre. Weil aber alle Mühe, die sie anwandten, vergeblich war, so ward die Unmöglichkeit, die ihnen alle Hoffnung benahm, ein Mittel, ihre Wünsche zu überwinden, und sie ergaben sich ganz ihren Studien und einigen unschuldigen Ergetzlichkeiten, womit sie ihre Zeit eben so löblich, als angenehm zubrachten. Des Abends gingen sie nur selten aus, und wenn es geschah, gingen sie immer zusammen, und wohl bewaffnet.

Eines Abends, als Don Juan Lust hatte, auszugehen, bat ihn Don Antonio, er möchte allein voraus gehen, weil er noch einige Gebete verrichten, und ihm dann auf dem Fusse nachfolgen wollte.

„Ich habe keine Eile, und kann auf Dich warten (sprach Don Juan), und wenn wir auch diesen Abend gar nicht ausgehen sollten, so hat es ebenfalls nichts zu bedeuten.“

„Nein, ich bitte Dich, geh' voraus (sprach Don Antonio), und geniesse der frischen Luft; und

wenn Du unsern gewöhnlichen Weg gehst, so hohle ich Dich bald ein."

„So bleib' in Gottes Nahmen! (sprach Don Juan). Wenn Du mir nachkommst, wirst Du mich auf unserm gewöhnlichen Spatziergange antreffen."

Don Juan ging fort, und Don Antonio blieb zu Hause. Der Abend war ziemlich dunkel, und es war gegen elf Uhr. Wie Don Juan zwey oder drey Strassen hinunter gegangen war, fing ihm an, die Zeit ohne Gefährten lang zu werden, und er kehrte wieder um. Wie er auf dem Wege nach Hause durch eine Strasse ging, die mit marmornen Säulengängen verziert war, hörte er, daß man ihn aus einer Thüre leise anrief. Er stand still und sah sich um, und ward eine Thüre gewahr, die halb offen stand. Er ging hinan, und hörte, daß man ihn mit leiser Stimme fragte: „Seyd Ihr's, Fabio?" Er besann sich nicht lange, und antwortete: „Ja."

„So nehmt dieß hin, und bringt es in Sicherheit (gab man ihm zur Antwort), und

kommt geschwind wieder; es ist sehr daran gelegen.“

Don Juan streckte die Hand aus, und empfing ein Bündelchen, welches er aber für eine Hand zu schwer fand, und beyde Hände anlegen mußte. Kaum hatte er es genommen, so ward die Thüre zugemacht, und er stand mit seiner Bürde auf der Strasse, ohne zu wissen, was sie enthielt. Allein fast in dem Augenblick hörte er das Wimmern eines, dem Anschein nach, neugebohrnen Kindes, dessen Stimme ihn in solche Verwirrung setzte, daß er nicht wußte, was er thun, oder wie er sich dabey benehmen sollte. Klopfte er wieder an die Thüre, so konnte die Person in Ungelegenheit gerathen, welcher das Kind gehörte. Ließ er das Kind dort liegen, so lief dieses selbst Gefahr. Nahm er es mit nach Hause, so hatte er niemand, um es zu verpflegen, und er kannte auch nirgends eine Person, welcher er es anvertrauen konnte. Weil man ihm aber gesagt hatte, er sollte es in Sicherheit bringen und wiederkommen, so entschloß er sich, es mit nach Hause zu nehmen, und es der Ausgeberinn, die bey ihnen diente, anzuvertrauen, und dann wiederzukommen, um zu sehen, ob man

seine Hülfe noch weiter brauchte; obgleich er wohl merken konnte, daß man ihn für einen andern gehalten, und ihm das Kind aus Irrthum anvertrauet hatte. Ohne weiteres Bedenken ging er also mit demselben nach seiner Wohnung, und kam, wie Don Antonio eben weggegangen war. Er ging in sein Zimmer, rief die Haushälterinn, und zeigte ihr das Kind, welches eins der schönsten war, das er je gesehen hatte. Die Windeln, worin es gewickelt war, zeigten, daß es reichen Aeltern gehörte. Die Haushälterinn wickelte es los, und es fand sich, daß es ein Knäbchen war.

„Wir müssen eine Amme für das Kind suchen (sprach Don Juan), und dazu weiß ich kein besseres Mittel, Haushälterinn, als daß Ihr ihm diese reichen Windeln abnehmt, es in andere gemeinere wickelt, und bringt es, ohne Euch merken zu lassen, daß es aus meinen Händen kommt, zu einer Hebamme; denn diese wissen in solchen Fällen gemeiniglich Rath zu schaffen, und Anstalten zu machen. Ich will Euch Geld mitgeben, sie zu bezahlen, und Ihr könnt dem Kinde zum Vater geben, welchen Ihr wollt, wenn man nur nicht erfährt, daß es von mir kommt.“

Die Haushälterinn versprach, alles ordentlich auszurichten, und Don Juan eilte zurück, so geschwind er konnte, um zu sehen, ob man ihn noch einmahl rufen würde. Allein eine kleine Strecke von dem Hause, wo man ihn vorher angerufen hatte, hörte er ein starkes Geklirr von Degen, als ob sich viele Personen herumschlügen. Er horchte, und vernahm kein Wort. Man balgte im Stillen fort, und er glaubte bey dem Lichte der Funken, die von den Hieben bisweilen aus den Steinen sprühten, zu bemerken, daß ein einziger Mann sich gegen viele vertheidigte. Endlich hörte er dieses auch bestätigt, indem der Angegriffene rief: „Ha, Ihr Verräther, Euer sind viele, und ich bin allein; aber eure Hinterlist soll Euch nicht gelingen.“ Wie Don Juan dieses sah und hörte, eilte er, von seinem tapfern Muthe getrieben, in zwey Sprüngen dem Angegriffenen zu Hülfe, griff zum Degen und zur Tartsche, und rief ihm zu: *) „Fasset Muth mein Herr. Ihr habt hier einen Helfer, der sein Leben daran wagen wird, Euch

---

*) Im Original steht: „er rief dem andern auf Italiänisch zu, um sich nicht als einen Spanier zu erkennen zu geben.“

beyzustehen. Haltet Euch nur tapfer; denn Meuchelmörder vermögen nicht viel, wenn ihre Zahl auch noch so groß ist."

Einer von den Gegnern gab ihm zur Antwort: „Ihr lügt. Wir sind keine Meuchelmörder. Wer für seine gekränkte Ehre kämpft, dem ist alles erlaubt."

Mehr Worte wurden nicht gewechselt; denn die Feinde drangen rasch und ungestüm ein. Don Juan glaubte ihrer sechs zu bemerken. Sie trieben seinen Gefährten so in die Enge, daß sie ihn mit zwey Stössen, die er zu gleicher Zeit auf die Brust empfing, zu Boden streckten. Don Juan glaubte, sie hätten ihn erstochen, und bot nunmehr allein den andern mit so unglaublicher Gewandtheit und Tapferkeit die Spitze, daß er sie sämtlich zum Weichen brachte. Doch wär' er vielleicht nicht im Stande gewesen, Vertheidigung und Angriff in die Länge fortzusetzen; allein sein gutes Schicksal stand ihm bey, und brachte die Nachbaren in der Strasse mit Lichtern an die Fenster. Diese riefen mit lauter Stimme die Wache, worauf die Angreifenden sich aus dem Staube mach-



Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ten. Unterdessen war der Gefallene wieder aufgestanden; denn die Stösse hatten eine Brust getroffen, die wie Diamant war. Don Juan hatte in dem Handgemenge seinen Hut verlohren. Indem er darnach suchte, fand er einen andern, den er ohne darauf zu merken aufsetzte. Der Gefallene kam zu ihm, und sagte: „Herr Cavalier, Ihr mögt seyn wer Ihr wollt, so bekenne ich, daß ich Euch mein Leben zu verdanken habe, und ich werde es willig, nebst allem was ich habe und vermag, zu euren Diensten verwenden. Thut mir den Gefallen, mir zu sagen, wer Ihr seyd, und wie Ihr Euch nennt, damit ich wisse, wem ich mich dankbar bezeigen soll."

„So wenig eigennützig ich bin (versetzte Don Juan), so will ich doch nicht unhöflich seyn. Euch zu gehorchen, mein Herr, und eure Foderung zu erfüllen, so wisset, ich bin ein spanischer Cavalier und ein Student auf dieser Universität. Mein Nahme kann Euch zwar sehr gleichgültig seyn, doch auf den Fall, daß Ihr bey einer andern Gelegenheit meine Dienste vielleicht wieder gebrauchen könntet, so wißt, man nennt mich Don Juan de Gamboa."

„Ihr habt mir einen wichtigen Dienst geleistet, Don Juan de Gamboa (versetzte der Gefallene). Ich will Euch meinen Nahmen nicht sagen, weil es mir lieber seyn wird, wenn Ihr ihn von einem andern erfahrt, und ich will dafür sorgen, daß dieses geschehen soll."

Don Juan hatte ihn schon gefragt, ob er verwundet wäre, weil er gesehen hatte, daß er zwey heftige Stöße bekam. Er antwortete ihm, ein stichfestes Brustblatt hätte ihn, nächst Gottes Schutz, bewahrt; doch würden ihn endlich seine Feinde überwältigt haben, wenn er ihm nicht beygestanden hätte. In dem Augenblick sahen sie, daß ein Trupp Leute sich ihnen näherte. „Wenn das eure Feinde sind, die wieder umkehren (sprach Don Juan), so haltet Euch wacker, mein Herr, und steht euren Mann."

„Ich glaube, diese sind eher Freunde, als Feinde" sprach der andere; und so war es auch. Die Angekommenen, ungefähr acht an der Zahl, umgaben den Unbekannten und sprachen mit ihm einige Worte, aber so leise und heimlich, daß Don Juan sie nicht hören konnte. Der Unbekannte

wandte sich darauf wieder zu Don Juan, und sagte: „Wenn diese Freunde nicht gekommen wären, so hätt' ich Euch nicht von mir gelassen, Don Juan, bis Ihr mich völlig in Sicherheit gebracht hättet. Jetzt aber bitte ich Euch inständig, mich zu verlassen; denn es ist mir daran gelegen.“ Indem er dieß sagte, besann er sich, daß er ohne Hut war, und forderte einen Hut von seinen Leuten, weil er den seinigen verlohren hätte. Don Juan bot ihm den Augenblick denjenigen, den er eben von der Strasse aufgenommen hatte. Der Unbekannte befühlte ihn, und gab ihn zurück. „Dieser Hut gehört nicht mir, Don Juan, (sprach er). Ich bitte Euch, ihn als ein Siegeszeichen aus dem heutigen Gefechte mitzunehmen und zu behalten. Ich glaube, er ist bekannt genug.“

Man gab dem Unbekannten einen andern Hut, und Don Juan nahm, seiner Bitte gemäß, nach einigen kurzen Complimenten Abschied von ihm, ohne erfahren zu haben, wer er wäre; und er ging zu Hause, ohne sich wieder an der Thüre zu zeigen, wo man ihm das Kind gegeben hatte; denn es schien ihm, daß die ganze Nachbarschaft

schon wach, und durch das Handgemenge in Bewegung gesetzt war. Auf dem halben Wege begegnete ihm Don Antonio de Isunza, sein Camerad, und sagte, wie er ihn erkannte: „Kommt mit mir ein wenig hier herauf, Don Juan; ich will Euch im Gehen einen Vorfall erzählen, der mir begegnet ist, und den Ihr in eurem Leben nicht sonderbarer gehört habt.“

„Und ich will Euch das Gegenstück dazu liefern (versetzte Don Juan). Unterdessen laßt uns gehen, wohin Ihr wollt, und laßt mich eure Geschichte hören.“

Don Antonio führte seinen Freund fort, und sagte: Kaum waret Ihr eine Stunde aus dem Hause gewesen, so folgte ich Euch nach, und kaum dreissig Schritte von unserer Wohnung kam mir im Dunkeln eine menschliche Gestalt fast gerade entgegen, die ich, wie sie näher kam, an den langen Kleidern für ein Frauenzimmer erkannte. Mit einer von Seufzern und Schluchzen unterbrochenen Stimme sagte sie zu mir: „Mein Herr, seyd Ihr ein Fremder, oder ein hiesiger?“ „Ich bin ein Fremder, und zwar ein Spanier,“

gab ich zur Antwort. „Gott Lob! (sprach sie), daß ich doch nicht ohne Sacrament aus der Welt scheiden muß.“ „Seyd Ihr denn verwundet, oder schwer krank?“ fragte ich. „Das Uebel, an welchem ich leide (antwortete sie) kann tödlich werden, wenn mir nicht bald geholfen wird. Um der Willfährigkeit willen, die eurer Nation eigen ist, bitte ich Euch, mein Herr, entfernet mich von dieser Strasse, und bringt mich in euer Haus, so eilig Ihr könnt, so sollt Ihr erfahren, welches Uebel mich quält, und wer ich bin, wenn es auch auf Kosten meines guten Nahmens geschieht.“ Da ihre Noth mir dringend zu seyn schien, so eilte ich, ohne ihr etwas zu erwiedern, mit ihr durch unbekannte Nebenstrassen nach unserer Wohnung. Santistevan unser Page öffnete mir die Thüre; ich schickte ihn fort, und führte die Dame, ungesehen von ihm, in mein Zimmer, wo sie den Augenblick ohnmächtig auf mein Bett sank. Ich näherte mich ihr, und hob den Schleyer auf, der ihr Gesicht verdeckte, und ich erblickte die ausbündigste Schönheit, die jemahls Menschenaugen gesehen haben. Sie schien mir ungefähr achtzehn Jahr, und eher jünger, als älter. Ich erstaunte über so viele Schönheit; ich eilte, ihr

ein wenig Wasser ins Gesicht zu sprengen, worauf sie sich erhohlte, und mit einem innigen Seufzer, den sie nicht unterdrücken konnte, mich fragte, ob ich sie kennte. „Nein, (antwortete ich), und es wäre nicht gut für mich, wenn ich das Glück gehabt hätte, eine solche Schönheit zu kennen.“ „Wehe derjenigen (versetzte sie), welcher der Himmel zu ihrem grösseren Unglück dieß Geschenk macht! Doch mein Herr, jetzt ist nicht die Zeit, Reize zu erheben, sondern Unglück abzuwenden. Ich beschwöre Euch bey allem, was Euch theuer ist, laßt mich hier eingeschlossen; und gebt nicht zu, daß mich hier jemand gewahr wird. Eilet unterdessen zurück an den Ort, wo Ihr mich gefunden habt, und seht zu, ob sich Leute daselbst schlagen. Steht keinem Theile bey, sondern suchet Frieden zu stiften; denn welchem von beyden Theilen etwas zu Leide geschieht, so wird immer mein Unglück dadurch vermehrt.“ Ich schloß sie ein, und komme jetzt, um den Streit beyzulegen.“

„Hast Du mir sonst noch etwas zu erzählen?“ fragte Don Juan.

„Scheint Dir denn dieß noch nicht genug (erwiederte Don Antonio) wenn ich Dir sage, daß

ich unter meinem Schlüssel die grösseste Schönheit in Verwahrung habe, die Menschenaugen sehen können?"

„Der Vorfall ist sonderbar genug (sprach Don Juan). Aber nun laß Dir den erzählen, der mir begegnet ist." Er erzählte ihm darauf das ganze Abentheur, das er gehabt hatte, und daß das Kind, das man ihm gegeben hätte, sich in der Verwahrung der Haushälterinn befände, welcher er befohlen habe, die reichen Windeln mit schlechten zu vertauschen, und das Kind zu einer Amme zu bringen, oder es wenigstens vor der Hand auf eine oder andere Art zu erhalten. Er berichtete ihm zugleich, daß der Kampf, den er schlichten wolle, schon geendigt und abgethan sey; daß er selbst sich dabey gegenwärtig befunden habe, und daß seiner Meynung nach beyde streitende Parteyen Leute von hohem Stande seyn müssen. Ein jeder verwunderte sich über die Begebenheit des andern, und sie eilten nach Hause, um zu sehen, was die eingeschlossene Schöne bedürfte. Unterwegs sagte Don Antonio zu Don Juan, er habe der Dame versprochen, daß niemand sie sehen, oder in das Zimmer kommen sollte, als er selbst, wenn sie es nicht ausdrücklich erlaubte.

„Das thut nichts (sprach Don Juan). Es wird sich wohl eine Gelegenheit finden, sie zu sehen, und da Du sie so sehr lobest, so machst Du mich ausserordentlich begierig, sie zu sehen.“

Unterdessen kamen sie nach Hause, und bey dem Lichte, womit ihnen einer von ihren Pagen entgegen kam, ward Don Antonio gewahr, daß der Hut, den Don Juan auf dem Kopfe hatte, von lauter Edelsteinen glänzte. Er nahm ihn ihm ab, und fand, daß er mit einer ausserordentlich kostbaren Schnur umgeben war. Sie betrachteten sie beyde, und schätzten sie über zwölftausend Ducaten werth, vorausgesetzt, daß die Steine sämtlich ächt wären. Sie wurden demnach vollends überzeugt, daß die Fechtenden von hohem Stande waren, und besonders derjenige, welchem Don Juan beygestanden hatte; indem dieser sich erinnerte, daß er zu ihm gesagt hatte, er möchte den Hut mitnehmen und behalten, weil er bekannt genug wäre.

Sie schickten ihren Pagen auf die Seite, und Don Antonio öffnete sein Zimmer, wo er die Dame mit dem Gesicht auf die Hand gestützt, und

mit verweinten Augen auf dem Bette sitzend fand. Don Juan, der sehr begierig war, sie zu sehen, konnte sich nicht enthalten, sich an die Thüre zu schleichen, und den Kopf ein wenig hinein zu strecken. Sogleich fiel der Glanz der Diamanten der Dame in die Augen. Sie blickte auf, und rief: „Herein, Herr Herzog, herein! Warum wollt Ihr mir das Glück eures Anblicks nicht ganz gönnen?“

„Hier ist kein Herzog, schöne Dame! der euren Anblick vermeiden will,“ sprach Don Antonio.

„Wie so? (versetzte sie). Derjenige, der sich jetzt an der Thüre sehen ließ, ist der Herzog von Ferrara. Sein reicher Hut verräth ihn wider seinen Willen.“

„Wahrlich, meine Gnädige, den Hut, den Ihr gesehen habt, trägt kein Herzog; und wenn Ihr Euch davon durch seinen Anblick überzeugen wollt, so erlaubet, daß er herein komme.“

„In Gottes Nahmen! (sprach sie). Aber wenn es nicht der Herzog ist, so bin ich um desto unglücklicher.“

Dieß hörte Don Juan, und wie er fand, daß er Erlaubniß hatte, herein zu kommen, trat er mit dem Hute in der Hand ins Zimmer. So wie die Dame ihn sahe, und ihn für einen andern, als den Eigenthümer des reichen Hutes erkannte, rief sie mit zitternder Stimme und mit schnellen Worten: „O ich Unglückliche! Ach mein Herr! Sagt mir geschwind und ohne Umschweife, kennt Ihr den Eigenthümer dieses Huts? Wo habt Ihr ihn gelassen, und wie kam der Hut in eure Hände? Lebt er, oder bringt Ihr mir dieß, als ein Zeichen seines Todes? O mein Theuerster! was sind dieß für Begebenheiten! Hier sehe ich Kleinode, die Dir gehören. Hier bin ich versperrt, ohne Dich bey mir zu haben, und bin in der Gewalt solcher Personen, bey denen (wenn ich nicht hörte, daß sie spanische Cavaliere wären) die Furcht, meiner Ehre beraubt zu werden, mir das Leben kosten würde."

„Beruhiget Euch, schöne Dame (sprach Don Juan). Der Herr des Huts ist nicht todt, und Ihr selbst befindet Euch an keinem Orte, wo Ihr die geringste Beleidigung zu fürchten habt, sondern vielmehr alle Dienste erwarten könnt, die wir ver-

mögend sind, Euch zu leisten, und daß wir Euch selbst mit Gefahr unseres eigenen Lebens beschützen und helfen werden. Ihr sollt Euch nicht vergebens auf die Redlichkeit spanischer Cavaliere verlassen haben; und da wir das sind, und zwar von ansehnlichem Stande (denn bey gewissen Gelegenheiten, darf man dasjenige wohl sagen, was sonst Stolz verrathen würde), so seyd versichert, daß wir Euch mit der Ehrfurcht begegnen werden, die euer ganzes Wesen gebietet."

„Das alles glaub' ich (versetzte die Dame). Aber sagt mir doch, mein Herr, wie kommt Ihr zu dem Besitz dieses Hutes, oder wo ist sein Eigenthümer? Denn er gehört gewiß dem Herzog von Ferrara, Don Alphonso d'Este."

Um sie nicht länger in der Ungewißheit zu lassen, erzählte ihr Don Juan, daß er den Hut in einem Gefechte bekommen, in welchem er einem Cavalier Beystand geleistet habe, der (wie sie sage) ohne Zweifel der Herzog von Ferrara seyn müsse. Er habe in dem Handgemenge seinen eigenen Hut verlohren, und diesen gefunden, und der Cavalier habe ihn gebeten, ihn zu behalten, weil er sehr

kenntlich sey. In dem Gefechte sey übrigens weder der Cavalier, noch er selbst, verwundet worden, und hernach seyn Leute gekommen (vermuthlich Freunde, oder Diener desjenigen, den er für den Herzog halte), worauf dieser ihn gebeten habe, ihn zu verlassen, und nach Hause zu gehen, nachdem er sich für den geleisteten Beystand sehr dankbar bezeigt habe. „Auf diese Art, meine Gnädige, (sprach Don Juan) ist der reiche Hut in meine Hände gekommen, und wenn er, wie Ihr sagt, dem Herzog gehört hat, so habe ich ihn vor weniger, als einer Stunde gesund und wohl verlassen. Laßt Euch dieses zum Trost dienen, wenn Euch die Wohlfahrt des Herzogs am Herzen liegt.“

„Wenn Ihr wissen wollt, ob ich Ursache habe, mich nach ihm zu erkundigen (versetzte die Dame), so höret mir aufmerksam zu, und vernehmet meine (ich weiß nicht, ob ich sagen soll unglückliche) Geschichte:“

Indem dieses vorging, war die Haushälterinn beschäftigt, dem Kinde die Gaumen mit Honig zu reiben, und seine köstlichen Windeln mit schlechteren zu vertauschen. Sie war eben damit fertig

geworden, und war im Begriff, das Kind zu einer Hebamme zu tragen, wie ihr Don Juan befohlen hatte. Indem sie an der Thüre vorbey ging, in dem Augenblick, da die Dame anfangen wollte, ihre Geschichte zu erzählen, fing das Kind an zu weinen, so daß die Dame es hörte. Sie fuhr auf und horchte, und vernahm die Stimme des Kindes. „Meine Herren (sagte sie) was ist das für ein Kind? Es scheint ein neugebohrnes zu seyn.“

„Es ist ein Knäbchen (antwortete Don Juan), das man uns diesen Abend vor die Thüre gelegt hat; und unsere Haushälterinn geht, ihm eine Amme zu suchen.“

„Ich bitte Euch, laßt es mir herbringen (versetzte sie). Ich will diesen Dienst einem fremden Kinde leisten, da mir der Himmel es nicht mit meinem eigenen vergönnt.“

Don Juan rief die Haushälterinn, nahm ihr das Kind ab, und gab es der Dame auf ihr Begehren in die Arme. „Hier habt Ihr das Geschenk (sprach er), das man uns diesen Abend gebracht hat, und es ist nicht das erste dieser Art.

Selten vergeht ein Monat, daß wir nicht an unserer Thürschwelle dergleichen Fund antreffen.“

Sie nahm das Kind in die Arme, und betrachtete aufmerksam nicht nur sein Gesicht, sondern auch die schlechten, aber doch reinlichen Windeln, worin es gewickelt war. Die Thränen stürzten ihr unwillkührlich aus den Augen; sie verhüllte sich mit ihrem Schleyer Gesicht und Brust, um das kleine Geschöpf zu säugen; sie drückte es an Mund und Wange, indem sie es an die Brust legte; und sie badete es mit ihren Thränen, indem sie versuchte, es mit ihrer Milch zu nähren. In dieser Stellung blieb sie, und richtete sich nicht eher wieder auf, bis das Kind ihre Brust losließ, und während dieser Zeit herrschte zwischen den vieren das tiefste Stillschweigen. Das Kind schien zwar unterdessen zu saugen; allein es bekam nichts, weil den Neugebährenden in den ersten Stunden die Milch fehlt. Die Säugende merkte es, und gab das Kind dem Don Juan zurück. „Ich habe mir (sprach sie) vergebliche Mühe gegeben, mich hülfreich zu erzeigen. Laßt dem Kinde ein wenig Honig in den Mund streichen, und laßt es nicht um diese Stunde über die Strasse tragen. War-

tet lieber bis es Tag wird, und ehe Ihr es wegschickt, laßt es mir wiederbringen; ich labe mich an seinem Anblick.“

Don Juan gab das Kind der Haushälterinn wieder, und befahl ihr, es bis an den Morgen zu behalten, ihm die reichen Windeln wieder anzulegen, und es ohne seinen ausdrücklichen Befehl nicht wegzubringen. Wie er wieder herein kam, und sich mit seinem Freunde und der schönen Dame allein befand, sagte Cornelia: „Wenn Ihr wünscht, daß ich reden soll, so reichet mir vorher ein Weniges, um mich zu stärken; denn mir ist ganz ohnmächtig, und ich bedarf etwas, um meine Kräfte herzustellen.“

Don Antonio eilte zu einem Schrank, und langte einige eingemachte Sachen heraus, wovon die Dame ein Weniges genoß, und ein Glas kaltes Wasser dazu trank, worauf sie sich erhohlte, und in einem ziemlich beruhigten Ton die beyden Herren bat, sich zu setzen, und ihr zuzuhören. Sie selbst lehnte sich auf dem Bette zurück, bedeckte sich mit ihren Kleidern, und ließ ihren Schleyer um die Schultern und den Leib herab-

fallen, so daß ihr Gesicht unbedeckt blieb, welches den sanften Silberglanz des Mondes, oder vielmehr den reinen lebendigen Strahl der lieblich aufgehenden Morgensonne sehen ließ. Flüssige Perlen tröpfelten über ihre Wangen, und sie trocknete sie ab mit einem blendendweissen Tuche, und mit einer Hand, welche an Weisse mit jenem dermassen wetteiferte, daß nur ein Kennerauge sagen konnte, welchem von beyden der Vorzug gebührte. Mit einem Worte, wie sie nach manchen Seufzern endlich ihr Herz ein wenig erleichtert fand, begann sie in einem wehmüthigen Ton und mit bebender Stimme folgendermassen:

„Ich bin diejenige, meine Herren, deren Nahmen Ihr vermuthlich schon oft gehört habt — denn es giebt wohl wenige Zungen, welche den Ruf von meiner Schönheit (sie mag nun beschaffen seyn, wie sie will) nicht verkündigen halfen. Mit einem Worte, ich bin Cornelia Bentivoglio, die Schwester des Lorenzo Bentivoglio. Indem ich Euch dieß sage, hört Ihr von mir vielleicht auf einmahl zwey Wahrheiten, wovon die eine den Adel meines Geschlechts, die andere meine Schönheit betrifft. Ich verlohr in

meiner zarten Kindheit Vater und Mutter, und blieb unter der Vorsorge meines Bruders, der von meiner Kindheit an mit äusserster Sorgfalt für mich wachte, obgleich er sich noch mehr auf meine eigene Tugend verließ, als auf die Vorsichtigkeit, mit welcher er mich bewachte. Kurz, ich wuchs heran in der Einsamkeit, und kannte keine andere Gesellschaft, als meine Aufwärterinnen. Mit mir wuchs allmählich der Ruf von meinen Reizen, welchen meine Bedienten verbreiteten, und die wenigen, die in meiner Einsamkeit Gelegenheit hatten, mit mir umzugehen. Auch mochte dazu ein Bildniß mit beytragen, welches mein Bruder von mir durch einen berühmten Mahler verfertigen ließ, damit (wie er sagte) die Welt mich nicht gänzlich verlöhre, wenn mich auch der Himmel in ein besseres Leben hinüber führte. Doch dieß alles zusammen hätte mein Verderben nicht so bald verursacht; wenn es sich nicht getroffen hätte, daß der Herzog von Ferrara als Brautführer bey der Hochzeit einer meiner Basen zugegen war, auf welche auch mein Bruder, in der besten Absicht, und meiner Base zu Ehren, mich mitnahm. Hier sah ich, und ward gesehen. Hier eroberte ich vermuthlich manches Herz, und machte mir manche

Neigung unterthänig. Hier empfand ich zuerst das Vergnügen, mich loben zu hören, wenn es auch von schmeichlerischen Zungen geschah. Kurz, hier sah ich den Herzog, und er sahe mich, — und eben daher seht Ihr mich jetzt in diesem Zustande. Ich will Euch nicht erzählen, meine Herren (denn das würde zu viele Zeit erfordern), wie viele Künste, Anschläge und Anstalten es dem Herzoge und mir kostete, bis wir endlich nach zwey Jahren das Ziel derjenigen Wünsche erreichten, die auf jener Hochzeit zuerst entstanden. Denn weder Aufsicht, noch Einschränkung, weder freundschaftliche Ermahnungen, noch andere Bemühungen, konnten unsere Zusammenkunft verhindern; welche jedoch nur unter dem feyerlichsten Versprechen des Herzogs, mein Gemahl zu werden, Statt fand. Denn ohne dieses wäre nichts im Stande gewesen, den Fels meiner Tugend und meines rühmlichen Stolzes zu erschüttern. Tausendmahl wandte ich ein, daß er bey meinem Bruder um mich anhalten sollte; daß dieser ihm unmöglich eine abschlägige Antwort geben könnte; und daß er selbst vor der Welt keine Mißheirath zu entschuldigen hätte, indem der Adel der Bentivogli dem Adel der Este nichts nachgäbe. Er beantwortete meine Forderung mit sol-

chen Gegengründen, die ich nicht anders, als für gültig und wichtig erkennen konnte. Voll Liebe und Zutrauen glaubte ihm mein zärtliches Herz, und ich ergab mich ihm auf das Zureden meiner Kammerjungfer, die sich mehr durch die Geschenke und Versprechungen des Herzogs leiten ließ, als durch die Treue, welche sie dem Vertrauen meines Bruders schuldig war. Genug, nach einiger Zeit befand ich mich schwanger, und ehe meine Kleider meine Schwachheit (um ihr keinen härteren Nahmen zu geben) verriethen, stellte ich mich krank und schwermüthig, und bewog meinen Bruder, mich nach dem Hause meiner Base zu bringen, deren Brautführer der Herzog gewesen war. Dort gab ich diesem Nachricht von dem Zustande, worin ich mich befand, und von der Lebensgefahr, in welcher ich schwebte, weil ich fürchtete, daß mein Bruder etwas von meiner Unbedachtsamkeit argwohnte. Wir nahmen mit einander Abrede, daß ich ihm Nachricht geben sollte, wenn ich in den letzten Monat meiner Schwangerschaft träte, und daß er dann mit einigen Freunden kommen, und mich nach Ferrara abhohlen sollte, woselbst er versprach, sich mit mir zu vermählen, so bald die Gelegenheit, welche er abwartete, sich einstellte.

Der heutige Abend war derjenige, an welchem er unserer Abrede gemäß kommen sollte, und eben diesen Abend, indem ich schon auf ihn wartete, hörte ich meinen Bruder in Begleitung einiger bewaffneten Leute vorbey gehen, welches ich an dem Rasseln der Waffen abnehmen konnte. Vor Schrecken wandelten mich die Wehen an, so daß ich plötzlich von einem schönen Knaben entbunden ward. Mein Kammermädchen, welches in allen meinen Angelegenheiten meine Vertraute und Unterhändlerinn gewesen, und schon auf alle Fälle vorbereitet war, wickelte das Kind in Windeln, die aber ganz anders waren, als die Windeln des Kindes, das man Euch vor die Thüre gelegt hat, und ging damit an die Hausthüre, wo sie es, wie sie sagt, einem Diener des Herzogs überlieferte. Ich selbst, so bald ich mich nach Maßgabe der dringenden Umstände so gut eingerichtet hatte, als ich konnte, ging heraus auf die Strasse, in der Erwartung, den Herzog anzutreffen. Ich hätte freylich klüger gethan, zu warten bis er an die Thüre gekommen wäre; allein die Furcht vor der bewaffneten Schaar meines Bruders, dessen Schwert ich schon über meinem Kopf glaubte schwirren zu hören, ließ mir nicht Zeit, mich eines Bessern zu

besinnen. Ich lief thörichter und unbedachtsamer Weise hinaus; und Ihr wißt, wie es mir gegangen ist. Obwohl ich mein Kind und meinen Gemahl vermisse, und noch schlimmere Folgen befürchten muß, so danke ich doch dem Himmel, daß er mich in eure Hände gegeben hat, indem ich mich von wohlgesitteten Spaniern alles Guten versehe. Euch zumahl halte ich für Personen von solchem Stande, daß ich bey Euch den höchsten Adel der Sitten erwarte."

Indem sie diese Worte aussprach, sank sie auf dem Bette zurück, und wie die beyden Freunde herzusprangen, in der Meynung, daß sie ohnmächtig geworden wäre, fanden sie, daß sie bitterlich weinte. Don Juan sprach zu ihr: „Schönes Fräulein, wenn Don Antonio und ich bisher mit Euch, bloß um eures Geschlechts willen Mitleiden gehabt haben, so verwandelt sich dieses jetzt in ein Gefühl der Schuldigkeit, Euch aufzuwarten, da wir euren Stand kennen. Fasset Muth, und laßt eure Hoffnung nicht sinken, und wenn Euch gleich solche harte Schicksale etwas ungewohntes sind, so werdet Ihr Euch doch um desto standhafter beweisen, je geduldiger Ihr sie ertraget. Glau-

bet mir, schöne Dame, diese sonderbaren Auftritte werden noch ein glückliches Ende nehmen; denn der Himmel wird nicht zugeben, daß so viele Schönheit zu Grunde gerichtet, und daß ein so tugendhaftes Gemüth in Verderben gestürzt werde. Ruhet aus, mein Fräulein, und sorget für eure Gesundheit; denn Ihr habt es höchst nöthig. Wir haben eine weibliche Bediente, die Euch aufwarten soll, und auf die Ihr Euch eben so verlassen könnt, wie auf uns. Sie wird eben so sorgfältig euer Geheimniß bewahren, als für eure Bedürfnisse aufmerksam sorgen."

„Die meinigen sind wirklich so dringend (antwortete sie), daß ich mir schwerere Dinge müßte gefallen lassen. Schicket mir welche Person Ihr wollt; wenn sie von Euch kommt, so werde ich sie für tüchtig zu allem halten, wozu ich sie bedarf. Nur eines bitte ich noch von Euch, daß ausser eurer Bedienten mich niemand anders hier sehen möge."

Don Antonio versprach es. Sie verliessen sie hierauf und gingen hinaus, und Don Juan befahl der Haushälterinn, hinein zu gehen, und

das Kind in den reichen Windeln mit sich zu nehmen, im Fall sie sie ihm schon angelegt hätte. Sie antwortete, es sollte geschehen, und das Kind wäre schon so gewickelt, wie er es mitgebracht hätte. Da sie schon die nöthigen Winke bekommen hatte, was sie der Dame, die sie in dem Zimmer finden würde, auf ihre Fragen wegen des Kindes antworten sollte, so ging sie mit demselben hinein.

„Seyd willkommen, gute Frau (sprach Cornelia). Gebt mir das Kind her, und bringt das Licht ein wenig näher.“

Die Haushälterinn gehorchte, und wie Cornelia das Kind in die Arme nahm, ward sie ganz bestürzt, betrachtete das Kind mit innigster Bewegung, und sprach zu der Haushälterinn: „Sagt mir, liebe Frau, ist dieß dasselbe Kind, das mir von Euch, oder von jemand anders vor kurzem gebracht ward?“

„Ja, gnädige Frau“ sprach die Haushälterinn.

„Wie kommt es denn an so verschiedene Windeln? (versetzte Cornelia). Wahrlich,

Freundinn, das sind entweder andere Windeln, oder dieß ist nicht dasselbe Kind."

„Das kann alles seyn" antwortete die Haushälterinn.

„Gott helf' mir! (sprach Cornelia) wie kann das alles seyn? Was wollt Ihr damit sagen, Frau Haushälterinn? Das Herz wird mir im Busen springen, wenn ich nicht erfahre, wo der Tausch steckt. Sagt mir's, gute Frau; um alles in der Welt willen sagt mir, woher habt Ihr diese reichen Windeln? Denn ich muß Euch sagen, daß sie mir gehören, wenn mich mein Gesicht nicht triegt, oder mein Gedächtniß. In eben diesen, oder in völlig ähnlichen Windeln übergab ich meinem Mädchen das theure Pfand meines Herzens. Wer hat sie ihm abgenommen? Ich Unglückliche! Wer hat sie hieher gebracht, ich Arme!!"

Don Juan und Don Antonio, welche alles anhörten, wollten sie ihre Klagen nicht weiter treiben, und den Irrthum nicht länger dauern lassen, welchen die Verwechselung der Windeln

verursacht hatte. Um ihren Schmerz zu stillen, traten sie herein, und Don Juan sagte: „Diese Windeln und dieses Kind gehören Euch, Signora Cornelia.“ Er erzählte ihr darauf umständlich, daß er derjenige sey, dem ihr Mädchen das Kind gegeben habe; er sagte ihr, wie er es nach Hause genommen, wie er der Haushälterinn befohlen habe, die Windeln zu verändern, und was dabey sein Endzweck gewesen sey. So bald sie selbst die Geschichte ihrer Niederkunft erzählt habe, sey er zwar gleich überzeugt worden, daß dieß ihr Kind sey; er habe es ihr aber deswegen nicht gesagt, damit nach überstandener Unruhe und Ungewißheit die Freude, es wieder zu erkennen, sie desto angenehmer überraschen möchte.

Unzählig waren die Freudenthränen, die Cornelia jetzt vergoß; unzählig die Küsse, womit sie ihr Kind bedeckte, unzählig ihre Danksagungen gegen ihre Beschützer, die sie ihre Schutzengel in Menschengestalt nannte, und ihnen noch mehr dergleichen Nahmen beylegte, welche von ihrem dankbaren Herzen zeugten. Diese liessen sie hierauf unter der Pflege der Haushälterinn, welcher sie empfahlen, sie sorgfältig und aufmerksam zu bedie-

nen, und ihr Nachricht von den Umständen der Dame gaben, damit sie als ein Frauenzimmer, welches am besten wüßte, was nach Maßgabe derselben nöthig wäre, ihr desto besser Handreichung thun könnte. Hierauf gingen sie zu Bette, ruheten den übrigen Theil der Nacht aus, und beschlossen, nicht ungerufen, oder ohne dringende Nothwendigkeit, in Corneliens Zimmer zu gehen.

Wie es Tag ward, trug die Haushälterinn das Kind zu einer Amme, die es heimlich stillen sollte. Die Cavaliere erkundigten sich bey ihr nach Cornelien, und erfuhren, daß sie ein wenig ruhete. Sie verfügten sich also nach ihren Collegien, und gingen durch die Strasse, wo das Gefecht vorgefallen war, und vor dem Hause vorbey, aus welchem Cornelia gekommen war, in der Absicht zu sehen, ob es schon bekannt wäre, daß sie vermißt würde, und ob man öffentlich von ihr spräche. Sie hörten aber nirgends das Geringste, weder von dem Handgemenge, noch von Corneliens Flucht. Wie sie demnach ihre Collegien gehört hatten, gingen sie wieder nach Hause. Cornelia ließ sie durch die Haushälterinn zu sich bitten; sie entschuldigten sich aber, zu ihr ins Zim-

mer zu kommen, um ihre Bequemlichkeit und Sittsamkeit nicht zu stören. Sie bat aber mit Thränen, sie möchten herein kommen und ihr Gesellschaft leisten; denn ihre Gegenwart wäre das beste Mittel, wo nicht ihr zu helfen, doch wenigstens ihr Erleichterung zu verschaffen. Sie gehorchten, und wurden von ihr mit freudiger Höflichkeit aufgenommen. Cornelia bat sie um die Gefälligkeit, sich in der Stadt zu erkundigen, ob irgendwo von ihrem gewagten Schritt die Rede wäre. Die Cavaliere antworteten ihr, sie hätten schon fleissig nachgefragt, aber nirgends etwas vernommen.

Indem kam einer von ihren Pagen an die Thüre, und sagte: „Es ist ein Cavalier mit zwey Bedienten draussen, der sich Lorenzo Bentivoglio nennt, und nach unserm Herrn Don Juan de Gamboa fragt.“

Bey dieser Botschaft faltete Cornelia beyde Hände, drückte sie an den Mund, und sagte mit leiser und angstvoller Stimme: „Das ist mein Bruder, meine Herren. Ohne Zweifel hat er gehört, daß ich hier bin, und kommt, mich umzubringen. Helft mir, meine Herren, und beschützet mich.“

„Beruhiget Euch Signora, antwortete Don Antonio. Ihr seyd an einem solchen Orte und bey solchen Leuten, daß Euch niemand die geringste Beleidigung zufügen darf. Don Juan wird hingehen, und sehen was der Cavalier begehrt, und ich will bleiben, und Euch wenn es nöthig ist, vertheidigen.“

Don Juan ging ohne Verlegenheit zu zeigen hinunter, und Don Antonio ließ sich alsobald ein Paar geladene Pistolen geben, und befahl seinen drey Pagen, sich mit ihren Degen zu bewaffnen, und auf der Hut zu seyn. Die Haushälterinn zitterte bey dem Anblick dieser Anstalten. Cornelia befürchtete unerwartete unglückliche Ereignisse; und nur Don Juan und Don Antonio blieben bey kaltem Blute und handelten mit Entschlossenheit. Don Juan ging an die Hausthüre, wo er den Lorenzo vorfand, welcher, so bald er ihn erblickte, zu ihm sagte: „Thut mir die Gefälligkeit, mein Herr, mit mir in die Kirche hier gegen über zu kommen; ich wünsche mich mit Euch über etwas zu besprechen, wovon meine Ehre und mein Leben abhängt.“

Don Juan ließ sich willig finden, ging mit ihm in die Kirche, und sie setzten sich zusammen auf eine Bank, wo sie von niemand gehört wurden. Lorenzo begann die Unterredung: „Mein Herr (sprach er), ich bin Lorenzo Bentivoglio. Wenn ich mich gleich nicht unter die Reichsten dieser Stadt rechnen kann, so gehöre ich doch zu den Vornehmsten. Da dieß jedermann bekannt ist, so werdet Ihr mich hoffentlich entschuldigen, daß ich es selbst erwähne. Ich verlohr vor einigen Jahren meine Aeltern, und mußte nunmehr die Vormundschaft über eine Schwester von so grosser Schönheit führen, daß ich vielleicht, wenn sie mir nicht so nahe verwandt wäre, in solchen Lobsprüchen von ihr reden dürfte, daß es mir an Ausdrücken fehlen würde, um Euch ihre Schönheit anschaulich zu beschreiben. Da ich ein Mann von Ehre bin, und meine Schwester jung und schön war, so war ich um desto sorgfältiger, auf sie Acht zu geben; allein Corneliens unaufhaltsame Neigung machte alle meine Sorgfalt und Wachsamkeit fruchtlos. Kurz, um Euch alles mit wenigen Worten zu sagen, und Euch mit weitläuftigen Erzählungen keine Langeweile zu machen, so muß ich Euch nur gestehen, daß der Herzog von Fer-

rara, Alphonso d'Este mit seinen Luchsaugen meine Argusaugen überlistete, meine vorsichtigen Maßregeln unnütz machte, das Herz meiner Schwester gewann, und sie gestern Abend aus dem Hause einer Verwandtinn entführte, und man sagt sogar, daß sie daselbst kurz vorher soll niedergekommen seyn. Kurz vor Abend erfuhr ich alles, und ging unverzüglich, den Herzog aufzusuchen; und ich glaube, daß ich ihn gefunden und niedergestossen habe. Allein ein Engel muß ihm beygestanden, und nicht zugelassen haben, daß sein Blut den Flecken meiner Schande abwische. Meine Base, von welcher ich dieß alles erfahren habe, sagte mir, der Herzog hätte meine Schwester mit einer förmlichen Eheversprechung hintergangen. Das kann ich mir aber nicht einbilden; denn obgleich alle Welt den Adel der Bentivogli von Bologna anerkennt, so sind doch die Glücksgüter zwischen uns zu ungleich. Ich bilde mir vielmehr ein, daß er ihr so, wie alle Grossen, die ein armes unschuldiges Mädchen zu Grunde richten wollen, den süssen Nahmen eines Gemahls nur als eine Lockspeise vorgehalten, und ihr eingebildet hat, er könnte sich wegen gewisser Hindernisse nicht gleich mit ihr vermählen, und daß er unter dem Schein der

Wahrheit ihr lauter falsche und hinterlistige Vorspiegelungen gemacht hat. Doch dem sey wie ihm wolle. Man hat mir meine Schwester und meine Ehre geraubt; allein ich habe meinen Kummer bisher unter dem Siegel des Stillschweigens verborgen, und ihn niemand erzählen wollen, bis ich sähe, ob ich mir selbst auf irgend eine Weise Ersatz und Genugthuung verschaffen könnte. Denn besser ist es doch, wenn eine Beschimpfung nur geahndet und vermuthet wird, als wenn ein jeder sie gewiß weiß; denn so lange sie noch einigem Zweifel unterworfen ist, hat ein jeder die Wahl, sie für geschehen, oder nicht geschehen zu halten, und jede Meynung wird ihre Vertheidiger finden. Ich habe mich endlich entschlossen, nach Ferrara zu gehen, und von dem Herzog selbst Genugthuung zu verlangen, und wenn er mir diese abschlägt, ihn zum Kampf heraus zu fordern, und zwar nicht mit gewaffneten Geschwadern — denn diese kann ich weder ins Feld stellen, noch unterhalten — sondern Mann gegen Mann. Darum wünschte ich, daß Ihr mich als Secundant auf dieser Fahrt begleiten möchtet, und da Ihr ein Cavalier und ein Spanier seyd, so hoffe ich, Ihr werdet mir dieses nicht abschlagen. Auf diese Weise brauche ich

nicht, meinen Freunden und Verwandten von meinem Vorhaben Nachricht zu geben, von denen ich nichts anders erwarten darf, als Rathschläge und Einwendungen, um mir meinen Vorsatz aus dem Sinn zu reden. Ihr hingegen werdet mir so rathen, wie es Gefühl nnd Ehre gebieten, wenn auch noch so viele Gefahr damit verbunden wäre. Ihr müßt es mir nicht abschlagen, mich zu begleiten; denn mit einem Spanier von eurem Schlage mir zur Seite werde ich glauben, das Heer eines Xerxes zur Leibwache zu haben. Was ich von Euch begehre, ist keine Kleinigkeit; allein noch mehr, als dieses, seyd Ihr dem Ruhme schuldig, den eure Nation behauptet."

„Genug, Signor Lorenzo, (antwortete Don Juan). Ich bin bereit, Euch von diesem Augenblick an mit Rath und That beyzustehen, und ich nehme es auf mich, Euch für die erlittene Beleidigung Genugthuung zu verschaffen; und zwar nicht nur deswegen, weil ich ein Spanier, sondern weil ich ein Edelmann bin, und weil Ihr der vornehme Cavalier seyd, für den Ihr Euch ausgebt, und wofür ich und alle Welt Euch erkennen. Bestimmt nur die Stunde unserer Ab-

reise. Das beste wäre, wir reiseten diesen Augenblick; denn man muß das Eisen schmieden, weil es heiß ist, und das frische Andenken einer Beleidigung reizt am stärksten zur Rache.

Lorenzo stand auf, und umarmte Don Juan aufs innigste, und sagte: „Ein so edles Herz, wie das Eurige, Don Juan, braucht man nicht erst durch andere Gründe in Bewegung zu setzen, als durch die Ehre, die eine solche Handlung gewährt, und die ich Euch schon voraus zuerkenne, und Euch überdieß meine Dienste nach meinem äussersten Vermögen widmen werde, wenn wir diesen Handel glücklich zu Ende bringen. Wir wollen morgen früh abreisen; denn heute muß ich noch die nöthigen Anstalten zu unserer Reise machen.“

„Ich bin's zufrieden, (versetzte Don Juan). Gebt mir nur die Erlaubniß, einem Cavalier, der mein Camerad ist, von dieser Sache Nachricht zu geben. Auf seinen Bidersinn und auf seine Verschwiegenheit könnt Ihr Euch vollkommen so gut verlassen, wie auf mich selbst.“

„Da Ihr mir versprecht, Euch meiner Ehre anzunehmen, Don Juan, so schaltet damit nach

eurem Gutdünken, (erwiederte Lorenzo). Redet davon wie Ihr wollt, und mit wem Ihr wollt; zumahl, da euer Camerad gewiß ein rechtschaffener Cavalier seyn muß.“

Damit umarmten sie sich beyde, und nahmen von einander Abschied, mit der Abrede, daß Lorenzo am folgenden Tage des Morgens Don Juan sollte rufen lassen, um sich ausserhalb der Stadt mit ihm zu Pferde zu setzen, und die Reise verkleidet anzutreten. Don Juan ging zu Hause, um Don Antonio und Cornelien Bericht zu geben von dem, was zwischen ihm und Lorenzo vorgefallen war, und was sie mit einander verabredet hätten.

„Bey Gott, mein Herr, (sprach Cornelia) Ihr geht weit mit eurer Gefälligkeit und mit eurem Zutrauen! Wie, Ihr konntet Euch so schnell entschliessen, ein so äusserst dorniges Geschäft zu übernehmen? Was wißt Ihr denn, mein Herr, ob Euch mein Bruder nach Ferrara, oder anders wohin bringt? — Doch er mag Euch führen, wohin er will, so könnt Ihr Euch darauf verlassen, daß Ihr an ihm den Bidersinn selbst findet;

so sehr ich Unglückliche mich auch sonst an jedem Sonnenstäubchen stosse, und vor jedem Schatten zurück fahre. Und wie sollt' ich mich auch nicht fürchten, da mein Tod, oder mein Leben, von der Antwort des Herzogs abhängt! Und weiß ich denn, ob er so bedächtlich antworten werde, daß bey meinem Bruder nicht der Zorn die Vernunft überwältigt? Und wenn dieses geschähe, glaubt Ihr, daß er es mit einem schwachen Widersacher würde zu thun haben? Glaubt Ihr, daß ich anders, als mit banger Ungeduld auf die Nachricht von dem glücklichen, oder unglücklichen Ausschlage eurer Unternehmung warten kann? Ist mir der Herzog, oder ist mir mein Bruder so gleichgültig, daß ein Unfall, welcher dem einen oder dem andern zustossen kann, mir nicht Sorgen machen, und das Innerste meiner Seele durchdringen sollte?"

„Ihr macht Euch vielen Kummer und viele Unruhe, Signora Cornelia (sprach Don Juan). Gebt aber bey so vielen ängstlichen Gedanken auch der Hoffnung Raum, und vertrauet auf Gott, auf meinen Eifer, und auf meine guten Wünsche, daß die Eurigen in ihrem ganzen

Umfange mögen erfüllt werden. Die Reise nach Ferrara läßt sich nicht vermeiden, und eben so wenig kann ich eurem Bruder meinen Beystand versagen. Bis jetzt wissen wir noch nicht, was der Herzog im Schilde führt, oder ob er von eurer Entweichung schon etwas gehört hat. Beydes muß man erst aus seinem eigenen Munde erfahren, und niemand kann ihn darüber besser befragen, als ich. Seyd zugleich versichert, daß mir die Wohlfahrt und die Zufriedenheit des Herzogs so wohl, als eures Bruders, am Herzen liegt, und mir theurer ist, als das Licht meiner Augen, welche für sie beyde wachen werden."

„Wenn der Himmel so gnädig ist, Don Juan, (versetzte Cornelia), Euch die Gabe zu helfen in eben dem Maße zu verleihen, wie Ihr die Gabe zu trösten besitzt, so schätze ich mich mitten unter allen meinen Leiden für glücklich. Ich wünschte, Ihr wäret schon auf eurer Reise, so sehr mich auch eure Abwesenheit bekümmern wird, und so ungeduldig ich auch eurer Wiederkehr entgegen sehen werde."

Don Antonio gab dem Entschluß des Don Juan seinen Beyfall, und lobte ihn, daß er der

Erwartung des Lorenzo Bentivoglio so gut entsprochen hatte. Auf alle Fälle erbot er sich aber, seinen Freund zu begleiten.

„Nein (sprach Don Juan); es wäre nicht nur unrecht, Cornelien allein zu lassen, sondern Signor Lorenzo könnte auch Anlaß nehmen, zu denken, daß ich fremden Beystand bedürfte.“

„Mein Arm ist der Deinige (sprach Antonio), und ich will Euch nachfolgen, wäre es auch nur von fern und unbemerkt. Ich bin versichert, Signora Cornelia wird es gerne sehen, und sie bleibt nicht so einsam zurück, daß es ihr an Bedienung, Beystand, und Gesellschaft gebrechen sollte.“

Cornelia setzte hinzu: „Es wird mir eine grosse Beruhigung seyn, meine Herren, wenn ich weiß, daß Ihr in Gesellschaft reiset, oder wenigstens auf solche Art, daß Ihr einander im Nothfall beystehen könnt. Thut mir den Gefallen, meine Herren, da Ihr, meines Erachtens, eine gefährliche Reise unternehmt, diese Reliquien mit auf den Weg zu nehmen.“ Mit diesen Worten zog

sie aus ihrem Busen ein Kreuz hervor mit Diamanten von grossem Werth besetzt, und ein eben so reiches goldenes Agnus.

Die beyden Cavaliere bewunderten die kostbaren Kleinode, die ihnen noch von grösserem Werth zu seyn schienen, als die reiche Hutschnur. Sie gaben sie aber zurück, und wollten sie nicht annehmen, sondern entschuldigten sich damit, daß sie schon andere Reliquien bey sich hätten, die zwar nicht so kostbar wären, als diese, aber eben so wirksam. Cornelien war es leid, daß sie sie nicht bewegen konnte, die ihrigen anzunehmen; doch mußte sie ihrem Willen nachgeben. Die Haushälterinn verpflegte Cornelien, so gut sie vermochte, und wie ihre Herren ihr sagten, daß sie verreisen wollten, (aber nicht wohin und weswegen), so versprach sie, der Dame, deren Nahmen sie noch nicht wußte, so gut aufzuwarten, daß sie die Gegenwart ihrer Herren nicht vermissen sollte.

Des andern Morgens früh kam Lorenzo an die Thüre, und fand Don Juan reisefertig, mit dem kostbaren Hute, den er mit schwarzen und gel-

ben Federn besetzen, und die diamantene Schnur mit schwarzem Bande hatte umwinden lassen. Er nahm Abschied von Cornelien, die, weil sie ihren Bruder so nahe wußte, so voll Angst war, daß sie kein Wort reden konnte, indem die beyden Cavaliere sich bey ihr beurlaubten. Don Juan ging zuerst ab, und begab sich mit Lorenzo auf einen Garten nahe bey der Stadt, wo sie zwey Reitknechte mit einem Par trefflicher Handpferde bereit fanden. Sie sassen auf, und liessen die beyden Knechte voran reiten, und nahmen auf Fußsteigen und Nebenwegen ihren Weg nach Ferrara. Don-Antonio folgte ihnen auf seinem Streitrosse, verkleidet und maskiert. Weil es ihm aber schien, daß er von ihnen, und besonders von Lorenzo bemerkt ward, so wandte er sich auf die grosse Landstrasse nach Ferrara, wo er gewiß war, nicht mit ihnen zusammen zu treffen.

Sie waren kaum aus der Stadt, als Cornelia ihrer Wärterinn ihre ganze Geschichte erzählte; daß das Kind ihr eigenes, und ein Sohn des Herzogs von Ferrara wäre, nebst allen übrigen Umständen, die wir angeführt haben; und sie verhehlte ihr nicht, daß ihre Herren ihren Bruder auf der

Reise nach Ferrara begleiteten, wo er den Herzog Alphonso ausfordern wollte. Wie dieß die Haushälterinn hörte, sprach sie (als wenn der böse Feind es ihr eingäbe, Corneliens Umstände noch verwickelter zu machen): „Ach liebste Signora! Das alles sagt Ihr, ist Euch begegnet und um eurentwillen vorgefallen, und Ihr sitzt hier so ruhig und unbekümmert? Entweder Ihr habt keinen Geist, oder der Eurige ist so betäubt, daß er nichts empfindet. Wie? Glaubt Ihr denn im Ernst, daß Euer Bruder nach Ferrara geht? Laßt Euch das nicht einbilden; sondern glaubt sicher und gewiß, daß er meine Herren nur aus ihrem Hause lockt, damit er wiederkommen und Euch umbringen kann, wie man ein Glas Wasser austrinkt. Seht doch nur, wer da geblieben ist, um Euch zu schützen und Euch beyzustehen! Drey lumpige Pagen, die besser geschickt sind, sich die grindige Kolbe zu lausen, als sich mit Händeln abzugeben. Ich für mein Theil wenigstens habe wahrlich nicht so viel Herz, das Unglück abzuwarten, das diesem Hause bevorsteht. Signor Lorenzo, ein Italiäner, sollte sich Spaniern anvertrauen, und sie um Gefälligkeiten und um Beystand bitten? Ich lasse mir ein Auge ausstechen,

wenn ich das glaube. Wenn Ihr meinem Rath folgen wollt, mein trautes Kind, so will ich Euch wohl sagen, was Euch frommen kann."

Die arme Cornelia erschrack und verstummte vor Erstaunen über die Rede der Haushälterinn, die mit solchem Eifer und mit solchen Merkmahlen der Furcht sprach, daß alles, was sie sagte, die Wahrheit zu seyn schien, und daß vielleicht Don Juan und Don Antonio schon umgekommen wären, und ihr Bruder vor der Thür, um sie mit Dolchstichen zu durchbohren. „Was rathet Ihr mir denn, meine Freundinn (sprach sie), das mir am heilsamsten ist, und mich vor dem Unglück bewahrt, das mir drohet?"

„Ich will Euch solchen Rath geben, daß Euch in der Welt nicht besser kann gerathen werden (sprach die Haushälterinn). Ich habe bey einem Pfarrer gedient, auf einem Dorfe, zwey Meilen von Ferrara; er ist ein frommer guter Mann, und wird mir alles zu Gefallen thun, weil ich ihm mehr Dienste geleistet habe, als einem blossen Herrn. Laßt uns zu ihm gehen; ich will gleich Jemand hohlen, der uns hinbringt, und die Am-

me, die das Kind stillt, ist ein armes Weib, das gern bis ans Ende der Welt mit uns gehen wird. Und setzen wir auch den Fall, daß man Euch ausfindig macht, so ist es doch besser, man findet Euch in dem Hause eines alten ehrbaren Pfarrherrn, als bey einem Par junger spanischer Studenten, die (wie ich wohl zeugen kann) keine Kostverächter sind. Jetzt, Signora, so lange Ihr krank seyd, begegnen sie Euch zwar mit Ehrerbietung; aber gnad' Euch Gott, wenn Ihr wieder gesund werdet und Euch noch in ihren Händen befindet! Wahrlich, wenn mein Sträuben, meine Sprödigkeit und meine Keuschheit mich nicht geschützt hätten, so hätten sie mich und meinen Jungfernkranz schon längst zu Schanden gebracht; denn es ist wahrlich an ihnen nicht alles Gold, was gleißt. Sie reden oft so, und denken anders. Aber an mir haben sie die rechte getroffen. Ich bin ihnen zu klug, und weiß wohl wo mich der Schuh drückt; und was noch mehr ist, ich bin von guter Herkunft, denn ich stamme von den Crivelli aus Mayland, und schätze meine Ehre zehntausend Meilen höher, als die Wolken. Daran könnt Ihr aber sehen Signora, wie viel Widerwärtigkeiten ich schon muß ausgestanden haben, da ich jetzt

zwey jungen Spaniern aufwarten muß, die mich ihre Haushälterinn nennen. Ich kann zwar freylich nicht über meine Herren klagen; sie sind herzensgute Leute, wenn man sie nicht böse macht, und in diesem Stücke scheinen sie gute Biscayer zu seyn; wofür sie sich auch ausgeben. Aber unter sich mögen sie wohl Galleger *) seyn. Das ist Euch ein ander Völkchen, wie man sagt, und bey weitem nicht so manierlich und ordentlich, wie die Biscayer."

Mit einem Worte, sie schwatzte so viel, daß die arme Cornelia sich entschloß, ihrem Rath zu folgen. In weniger als vier Stunden hatte die Haushälterinn mit ihrer Genehmigung alle Anstalten gemacht, und sie setzten sich beyde, nebst der Amme und dem Kinde in eine Kutsche, und fuhren, ohne daß die Pagen etwas gewahr wurden,

---

*) Gallegos werden die Einwohner von Galizien genannt. Sie sind ein armes, aber fleissiges Volk, welches wohl mehr wegen seiner Armuth, als wegen seines Characters, von Spaniern so wohl, als von Portugiesen, mit Verachtung behandelt wird; und doch hat man sie gern im Dienst, und man findet besonders längs den Ufern des Duero fast keinen Hausknecht, der nicht ein Gallego ist.

nach dem Dorfe des Pfarrers. Das alles richtete die Haushälterinn ins Werk, nud bestritt die Kosten; denn sie hatte eben von ihren Herren ein Jahr Lohn empfangen, so daß es nicht nöthig war, ein Kleinod zu versetzen, welches ihr Cornelia gegeben hatte. Da sie von Don Juan gehört hatten, daß er mit Lorenzo nicht auf der Heerstrasse nach Ferrara gehen würde, sondern auf Nebenwegen, so nahmen sie den geraden Weg, und fuhren langsam, um sie nirgends einzuhohlen. Der Kutscher fuhr auch gern nach ihrem Willen, weil sie sich mit der Bezahlung nach dem seinigen fügten.

Wir wollen sie auf ihrer eben so unüberlegten, als wohlbehaltenen Reise hinziehen lassen, und zusehen, was mit Don Juan de Gamboa und Lorenzo Bentivoglio vorging. Diese hörten (wie wir erfahren haben) unterwegs, daß der Herzog nicht in Ferrara, sondern in Bologna wäre. Sie ersparten sich also die Umwege, und lenkten wieder in die Heerstrasse; weil sie nicht zweifelten, daß der Herzog, wenn er von Bologna käme, diese Strasse ziehen würde. Sie richteten inzwischen immer ihre Blicke nach der Seite von Bo-

logna, um zu sehen, ob jemand von dort käme; und sie waren noch nicht lange fortgezogen, wie sie einen grossen Trupp Leute zu Pferde kommen sahen. Don Juan ersuchte sogleich Lorenzo, sich ein wenig aus dem Wege zu entfernen, weil er wünschte, den Herzog (im Fall er sich bey dieser Gesellschaft befände) zu sprechen, ehe er nach Ferrara käme, welches nicht mehr weit war. Lorenzo gehorchte, und billigte Don Juan's Absicht. Indem sich Lorenzo entfernte, nahm Don Juan (nicht ohne guten Vorbedacht, wie sich hernach zeigte) die Hülle von der reichen Hutschnur ab. Unterdessen näherte sich der Trupp der Reisigen, bey welchen sich ein Frauenzimmer befand, welches auf einem Schecken ritt, in einem Reitkleide und mit einer Maske vor dem Gesicht, entweder um nicht erkannt zu werden, oder um ihr Angesicht vor der Luft und der Sonne zu verwahren. Don Juan hielt mitten auf dem Wege still, und erwartete mit unbedecktem Gesichte die Ankunft der Reisigen. Wie sie sich näherten, zog seine Gestalt, sein Anstand, sein mächtiger Gaul, seine wohlgewählte Kleidung, und das Funkeln der Diamanten an seinem Hute die Augen eines jeden auf sich, und besonders des Herzogs von Ferrara,

(denn er befand sich mit dabey). So wie dieser die Hutschnur gewahr ward, schloß er, daß derjenige, der sie trug, Don Juan de Gamboa seyn müßte, der ihn in dem Handgemenge gerettet hatte. Er zweifelte daran so wenig, daß er den Augenblick auf Don Juan zuritt, und sagte: „Ich glaube nicht, daß ich mich irre, Herr Cavalier, wenn ich Euch als Don Juan de Gamboa anrede. Euer wackerer Anstand und der Zierrath an eurem Hute bürgen mir dafür, daß Ihr es seyd.“

„Es ist wahr, mein Herr (antwortete Don Juan), und ich habe nie gesucht, meinen Nahmen zu verbergen; aber sagt mir nun auch, wer Ihr seyd, damit ich keinen Verstoß gegen die Höflichkeit machen möge.“

„Das ist unmöglich (erwiederte der Herzog). Ich wenigstens glaube, daß Ihr in keinem Falle wider die Höflichkeit handeln könnt. Inzwischen will ich Euch sagen, Don Juan, ich bin der Herzog von Ferrara, der sich verbunden fühlt, Euch alle Tage seines Lebens zu dienen, weil Ihr es ihm vor noch nicht vier Abenden gerettet habt.“

Kaum hatte der Herzog diese Worte gesprochen, so sprang Don Juan hurtig vom Pferde, um ihm seine Ehrerbietung zu beweisen; allein so schnell er auch eilte, so hatte doch der Herzog schon den Fuß im Bügel, und sprang gleichfalls vom Pferde und ihm in die Arme. Lorenzo, der in einer kleinen Entfernung alle diese Bewegungen ansahe, und sie eben nicht für freundschaftliche Ceremonien hielt, sondern glaubte, daß sie einander im Zorn entgegen eilten, gab seinem Pferde die Spornen; hielt es aber gleich wieder an, wie er gewahr ward, daß der Herzog und Don Juan, nachdem sie einander erkannt hatten, sich aufs freundschaftlichste umarmten. Indem ward der Herzog über Don Juans Schultern Lorenzo gewahr, und erkannte ihn, worüber er ein wenig stutzte, und den Don Juan fragte, ob Lorenzo Bentivoglio, welcher dort hielte, mit ihm gekommen wäre, oder nicht.

Don Juan antwortete: „Laßt uns ein wenig beyseite gehen, so will ich Eurer Excellenz wichtige Dinge erzählen.“

Der Herzog that es, und Don Juan sprach: „Gnädiger Herr! Lorenzo Bentivoglio,

den Ihr seht, führt über Euch eine Klage von nicht geringer Wichtigkeit. Er sagt, Ihr habt vor vier Abenden seine Schwester Cornelia aus dem Hause ihrer Base entführt, und habt sie hintergangen und entehrt; und er verlangt von Euch zu wissen, auf welche Weise Ihr ihm Genugthuung zu geben gedenkt, damit er seine Maßregeln nehmen könne. Er hat mich zu seinem Abgeordneten und zu seinem Beystand erwählt, und ich habe den Auftrag willig angenommen. Denn weil er sich gegen mich etwas von dem vorgefallenen Handgemenge merken ließ, so errieth ich, daß Ihr der Eigenthümer dieser Halsschnur wäret, die Ihr mir so freygebig und höflich zu behalten befahlet; und weil ich glaubte, daß niemand in der Sache zwischen Euch beyden einen bessern Unterhändler abgeben könnte, als ich, so bot ich ihm, wie gesagt, meine Dienste an. Jetzt wünsche ich von Euch zu hören, gnädiger Herr, was Ihr zu der Sache saget, und ob das wahr sey, was Lorenzo spricht."

„Ach mein Freund! (versetzte der Herzog) es ist so wahr, daß ich mich nicht unterstände, es zu läugnen, wenn ich auch wollte. Aber betrogen

habe ich Cornelien nicht, obwohl ich weiß, daß sie in dem Hause, wovon Ihr sprecht, vermißt wird. Ich habe sie nicht entehrt; denn ich sehe sie an, als meine rechtmässige Gemahlinn; und ich habe sie nicht entführt; denn ich weiß nicht einmahl wo sie ist. Wenn ich mich noch nicht öffentlich mit ihr vermählt habe, so unterließ ich es darum, weil ich abwarten wollte, daß meine Mutter, die schon mit einem Fusse im Grabe steht, in ein besseres Leben überginge; denn sie wünscht, daß ich die Signora Livia, eine Tochter des Herzogs von Mantua heirathen soll; andere, vielleicht noch wichtigere Hindernisse ungerechnet, die sich jetzt nicht füglich erzählen lassen. Aber das muß ich noch sagen, daß ich sie an dem Abend, da Ihr mir zu Hülfe kamet, nach Ferrara bringen wollte, weil sie schon in dem Monate war, in welchem sie das Pfand unserer Liebe zur Welt bringen sollte. Entweder das Handgemenge, oder mein Zaudern, war Ursache, daß ich mich verspätete. Wie ich an die Thüre kam, trat die Vermittlerinn unsers geheimen Umganges heraus. Ich fragte sie nach Cornelien; sie sagte mir, sie wäre schon hinaus gegangen, und hätte denselben Abend einen allerliebsten Knaben zur Welt ge-

bracht, welchen man einem meiner Diener, Nahmens Fabio, anvertraut habe. Hier ist das Mädchen selbst, von welchem ich rede. Jener ist Fabio. Aber Cornelia und das Kind sind nicht zum Vorschein gekommen. Ich habe mich diese zwey Tage in Bologna aufgehalten, um Nachrichten von Cornelien einzuziehen; allein ich habe nichts erfahren können."

„Also, gnädiger Herr (sprach Don Juan), wenn Cornelia und euer Sohn sich fänden, so würdet ihr sie, als eure Gemahlinn, und ihn als euer Kind nicht verläugnen?"

„Nein, wahrhaftig nicht! Denn so stolz ich auf meine Ahnen bin, so bin ich doch noch stolzer auf meine Religion; und überdieß verdient Cornelia, über ein Königreich zu gebieten. Sie zeige sich, und meine Mutter mag leben, oder sterben, so soll die Welt sehen, daß ich mein Wort, welches ich aus Liebe insgeheim gab, auch öffentlich zu halten weiß."

„Würdet Ihr (sprach Don Juan) dasjenige, was Ihr mir jetzt sagt, auch wohl gegen euren Schwager Signor Lorenzo erklären?"

„Allerdings (antwortete der Herzog), und es ist mir nur leid, daß er es nicht schon weiß.

Den Augenblick gab Don Juan dem Lorenzo ein Zeichen, abzusteigen und zu ihnen zu kommen; welches dieser that, obgleich weit entfernt von der Vermuthung, die gute Nachricht zu hören, die ihn erwartete. Der Herzog ging ihm mit offenen Armen entgegen, und sein erstes Wort war, daß er ihn als Bruder begrüßte. Lorenzo wußte kaum, wie er diesen liebreichen Gruß und diese freundschaftliche Begegnung erwiedern sollte. Indem er noch schweigend und unentschlossen da stand, sagte Don Juan zu ihm: „Signor Lorenzo, der Herzog gesteht den geheimen Umgang, den er mit eurer Schwester gehabt hat. Er erkennt sie zugleich für seine rechtmässige Gemahlinn, und verspricht, sie als solche öffentlich anzuerkennen, so bald sich dazu schickliche Gelegenheit zeigt. Er gesteht ferner, daß er sie vor vier Tagen des Abends aus dem Hause ihrer Base habe abhohlen wollen, um sie nach Ferrara zu bringen, und eine gelegene Zeit abzuwarten, seine Vermählung zu feyern, die er versichert, um nöthiger Rücksichten willen bisher verschoben zu haben. Er läugnet auch das

Handgemenge nicht, welches er mit Euch gehabt hat, und er sagt, wie er Cornelien habe abhohlen wollen, sey ihm Sulpicia, ihr Kammermädchen (das Frauenzimmer, welches Ihr hier seht) entgegen gekommen, und er habe von ihr erfahren, daß Cornelia kaum eine Stunde vorher niedergekommen sey, und daß sie selbst das Kind einem Diener des Herzogs überliefert habe. Cornelia, in der Meynung, der Herzog wäre schon gekommen, sey eilig aus dem Hause gegangen, weil sie gefürchtet habe, Ihr, Signor Lorenzo, hättet ihr geheimes Verständniß schon erfahren. Sulpicia hat, wie es scheint, das Kind einem Fremden gegeben, den sie für einen Diener des Herzogs hielt. Cornelia ist ebenfalls nicht zu finden. Der Herzog giebt sich in allen Stücken schuldig, und versichert, Cornelien für seine rechtmässige Gemahlinn zu erkennen, so bald sie sich zeigt. Saget nun selbst, Signor Lorenzo, ob Ihr noch mehr wünschen und verlangen könnt, als daß wir die beyden eben so theuern, als bedauernswerthen Gegenstände wiederfinden mögen?"

Lorenzo warf sich dem Herzoge zu Füssen, obwohl er es nicht zulassen wollte. „Eure Reli-

gion und euer Edelmuth, durchlauchtiger Herr und Schwager, (sprach er) liessen mich und meine Schwester nichts Geringeres erwarten, als die Gnade, die Ihr uns beyden erzeigt, daß Ihr sie zu dem Range eurer Gemahlinn erhebt, und mich unter die Zahl eurer Angehörigen aufnehmt." Bey diesen Worten traten ihm die Thränen in die Augen, und dem Herzog nicht weniger; diesem vor Schmerz über den Verlust seiner Gemahlinn, jenem vor Freude, einen so würdigen Schwager zu finden. Um jedoch keine Schwachheit zu verrathen, unterdrückten sie beyde ihre Empfindungen, und hielten ihre Thränen zurück, die schon den Augen entstürzen wollten. Dagegen schienen die fröhlichen Blicke des Don Juan das Wiederfinden Corneliens und ihres Kindes zu verkündigen, die er beyde in seinem Hause zurückgelassen hatte.

Jetzt ließ sich auch Don Antonio de Isunza sehen, und Don Juan erkannte ihn auf seinem Pferde schon von ferne. Wie er näher kam, hielt er still, und sah, daß die Reitknechte des Don Juan und Lorenzo in einiger Entfernung ihre Pferde hielten. Er erkannte auch die beyden, aber nicht den Herzog, und wußte also

nicht, ob er sich ihnen nähern sollte, oder nicht. Er fragte die Bedienten des Herzogs, ob sie den Cavalier kennten, der mit den beyden andern spräche, und wie er von ihnen hörte, daß es der Herzog von Ferrara wäre, ward er noch verlegener und unschlüssiger, als vorher. Don Juan zog ihn aber aus der Verlegenheit, indem er ihn bey seinem Nahmen rief. Don Antonio stieg ab, weil er sah, daß die andern alle zu Fuß waren, und ging zu ihnen, und der Herzog empfing ihn sehr gnädig, weil Don Juan ihm sagte, daß er sein Camerad wäre. Don Juan erzählte seinem Freunde alles, was zwischen ihm und dem Herzoge bis zu seiner Ankunft vorgefallen war. Don Antonio freuete sich sehr darüber, und sagte: „Warum, Don Juan, wolltet Ihr die Freude dieser Herren nicht vollkommen machen, und den Botenlohn für die gute Nachricht fordern, daß Signora Cornelia und ihr Sohn gefunden sind?“

„Ich hätt' ihn gefordert (sprach Don Juan), wenn Du nicht dazu gekommen wärest. Jetzt verdiene Du ihn, und sey versichert, daß man ihn Dir mit Freuden geben wird.“

Wie der Herzog und Lorenzo hörten, daß vom Wiederfinden Corneliens und von Botenlohn die Rede war, fragten sie, was das zu bedeuten hätte.

„Was anders (sprach Don Antonio), als daß ich bey diesem rührenden Drama auch eine Rolle mit spiele, und mir von Euch den Lohn für die gute Botschaft ausbitte, daß Cornelia gefunden ist? Denn sie befindet sich nebst ihrem Knäbchen in meinem Hause." Er erzählte darauf den ganzen Vorgang so, wie wir ihn beschrieben haben, worüber sich der Herzog und Lorenzo so sehr freuten, daß Lorenzo den Don Juan und der Herzog den Don Antonio vor Entzücken umarmte. Der Herzog versprach diesem Land und Leute, und Lorenzo alle seine Habe zum Botenlohn. Das Mädchen, welches dem Don Juan das Kind gegeben hatte, ward gerufen. Sie zitterte, wie sie den Lorenzo gewahr ward. Man fragte sie, ob sie denjenigen kennte, dem sie das Kind gegeben hätte. Sie antwortete, nein; sie hätte ihn gefragt, ob er Fabio wäre, und wie er ja geantwortet, hätte sie ihm auf guten Glauben das Kind hingegeben.

„Das ist wahr (sprach Don Juan), und indem Ihr die Thüre wieder zumachtet, sagtet Ihr mir, ich sollt' es in Sicherheit bringen, und geschwind wieder kommen."

„Ja, das sagt' ich, mein Herr," sprach das Mädchen mit Thränen.

„Jetzt sind keine Thränen mehr nöthig (sagte der Herzog) sondern nur Freude und Fröhlichkeit. Ich will jetzt nicht nach Ferrara gehen, sondern gleich wieder zurück nach Bologna; denn so lange ist doch alle diese Freude nur ein Schattenbild, bis Corneliens Anblick ihr Wirklichkeit giebt."

Ohne weiteres Zaudern kehrten sie jetzt insgesamt um nach Bologna. Don Antonio ritt voraus, um Cornelien Nachricht zu geben, damit die unvermuthete Ankunft des Herzogs und ihres Bruders sie nicht zu sehr erschütterte. Wie er sie aber nicht fand, und ihm die Pagen keine Nachricht von ihr zu geben wußten, ward er äusserst traurig und bekümmert, und wie er auch die Haushälterinn nicht antraf, bildete er sich gleich

ein, daß sie Corneliens Flucht veranstaltet hätte. Die Pagen sagten, sie hätten die Haushälterinn seit demselben Tage vermißt, da er selbst verreiset wäre, und was die Dame beträfe, nach welcher er fragte, so hätten sie diese nie gesehen. Don Antonio war ausser sich über diesen unerwarteten Zufall, und fürchtete, der Herzog möchte ihn und seinen Cameraden für Lügner und Betrieger halten, oder vielleicht noch ärgere Dinge von ihnen denken, welche ihrer und Corneliens Ehre und gutem Nahmen nachtheilig wären. In diesen Gedanken war er vertieft, wie der Herzog, Don Juan, und Lorenzo herein traten, welche ihr Gefolge ausser der Stadt gelassen hatten, und durch kleine unbesuchte Nebengassen nach Don Juans Wohnung gekommen waren. Sie fanden Don Antonio auf einem Stuhle sitzend, mit dem Kopf auf den Ellenbogen gestützt, und leichenblaß. Don Juan fragte ihn, was ihm fehlte, und wo Cornelia wäre.

„Ach! (rief Don Antonio), wie soll ich nicht bekümmert seyn! Cornelia ist nirgends zu finden, und ist an dem Tage unserer Abreise mit der Haushälterinn, die wir ihr

zur Aufwartung gelassen hatten, verschwunden."

Es fehlte nicht viel, so hätte den Herzog der Schlag gerührt, und Lorenzo wäre von Sinnen gekommen, wie sie diese Nachricht hörten. Mit einem Worte, alle drey standen erstaunt, verwundert und in Gedanken vertieft. Indem kam ein Page zu Don Antonio, und sagte ihm ins Ohr: „Gnädiger Herr, Santistevan, der Page des Don Juan, hat seit dem Tage eurer Abreise ein hübsches Mädchen in seinem Zimmer verschlossen, welches, wie ich glaube, Cornelia heißt; denn ich habe sie so nennen gehört."

Dieß war ein neues Schrecken für Antonio, welcher lieber gewünscht hätte, daß Cornelia gar nicht wieder zum Vorschein gekommen wäre, als daß man sie an einem solchen Orte finden sollte; denn er glaubte wirklich, sie wäre diejenige, welche der Page in seinem Zimmer hätte. Er sagte indessen kein Wort, sondern ging in der Stille hinauf nach der Kammer des Pagen; er fand sie aber verschlossen, und der Page war nicht zu Hause. Er trat an die Thür und rief:

„Macht auf, Signora Cornelia, und kommt heraus, den Herzog euren Gemahl zu empfangen, und euren Bruder, die beyde gekommen sind, Euch abzuhohlen.“

„Ihr meynt wohl über mich zu spotten (rief man ihm aus der Kammer entgegen). Bin wahrhaftig nicht so häßlich und lumpig, daß mich nicht 'n Herzog, oder 'n Graf abhohlen könnte. Aber das hat man davon, wenn man sich mit Pagen abgiebt.“

An dieser Antwort merkte Don Antonio wohl, daß es nicht Cornelia war, die ihm antwortete. In dem Augenblick kam Santistevan der Page zu Hause, und ging nach seinem Zimmer. Wie er Don Antonio vor der Thür fand, der nach allen Schlüsseln im Hause fragte, um einen darunter zu suchen, der das Schloß aufsperrte, warf er sich ihm zu Füssen, und sagte, mit dem Schlüssel in der Hand: „Eur Gnaden Abwesenheit und meine Leichtfertigkeit haben mich verleitet, ein Mädchen ins Haus zu bringen, welches diese drey Tage bey mir gewesen ist. Ich bitte Eur Gnaden, Herr Don Antonio — so

send' Euch Gott gute Nachrichten aus Spanien! — sagt es nicht meinem Herrn Don Juan, wenn er's nicht schon weiß. Ich will sie diesen Augenblick fortschicken."

„Und wie heißt denn das Mädchen?"

„Sie heißt Cornelia" sprach der Page.

Sein Camerad, der den Handel verrathen hatte, lief indessen hinunter, entweder aus Einfalt, oder aus Schabernack, in das Zimmer, wo der Herzog, Don Juan und Lorenzo waren, und sagte: „Der Page wird an mich denken, beym Himmel! Sie werden ihm die Mamsell Cornelia eintreiben. Er hatte sie so heimlich versteckt, und hätt's wohl gern gesehen, wenn die Herren nicht so bald gekommen wären, damit die Freude noch drey oder vier Tage länger gedauert hätte."

„Dieß hörte Lorenzo, und fragte: „Was sagt Ihr da Junker? Wo ist diese Cornelia?"

„Oben" sprach der Page.

Wie der Herzog dieß hörte, sprang er wie der Blitz die Treppe hinauf, um Cornelien zu sehen; weil er glaubte, sie wäre gefunden, und von ungefähr traf er das Zimmer, wo Don Antonio war. „Wo ist Cornelia? (rief er). Wo ist die einzige Wonne meines Lebens?"

„Cornelia ist hier (rief eine weibliche Gestalt, die sich bis über die Augen in ein Betttuch gewickelt hatte.) Zum Henker! Ist Euch etwan ein Ochs gestohlen? Oder ist's so was Neues, daß ein Mädchen mit 'nem Pagen zu Bett' geht, daß Ihr so viel Aufhebens davon macht?"

Lorenzo, der mit heraufgekommen war, riß ihr voll Zorn und Verdruß das Betttuch vom Gesicht, und enthüllte ein junges, und eben nicht häßliches Mädchen, welches vor Scham die eine Hand vor die Augen hielt, und mit der andern nach ihren Kleidern griff, die ihr statt Kopfkissen dienten; und sie wurden nun gewahr, daß sie eine von der Zahl der gefälligen Nymphen vor sich hatten. Der Herzog fragte sie, ob sie Cornelia hiesse.

„Ja (sprach sie). Und meine Aeltern sind reptierliche Leute hier in der Stadt, und niemand braucht sich über mich zu mankieren."

Der Herzog schämte sich des Auftritts, und wäre fast auf den Argwohn gerathen, daß die Spanier ihn zum Besten hätten. Um aber einen solchen bösen Verdacht nicht zu äussern, ging er ohne ein Wort zu sagen mit Lorenzo davon. Beyde stiegen zu Pferde, und ritten fort, indeß Don Juan und Don Antonio noch weit beschämter zurück blieben, als jene waren. Sie nahmen sich aber vor, alles Mögliche, ja selbst das Unmögliche zu versuchen, um Cornelien zu finden, und den Herzog von ihrer Aufrichtigkeit und von ihrem Diensteifer zu überzeugen. Santistevan bekam für seine Unverschämtheit seinen Abschied, und die unzüchtige Cornelia ward aus dem Hause geschafft. Es ärgerte sie inzwischen, daß es ihnen nicht eingefallen war, dem Herzog das kostbare Agnus und das Kreuz von Diamanten zu beschreiben, welche Cornelia ihnen angeboten hatte, um ihn durch diese Kennzeichen zu überzeugen, daß Cornelia sich wirklich unter ihrem Schutze befunden hätte, und daß sie an ihrer Entweichung nicht Schuld wären. Sie eilten ihm nach, um ihm dieses zu sagen; allein sie fanden ihn nicht in Lorenzos Hause, wo sie ihn anzutreffen hofften; wohl aber Lorenzo selbst, wel-

cher ihnen sagte, der Herzog sey, ohne sich einen Augenblick zu verweilen, nach Ferrara geritten, und habe Befehl hinterlassen, sich nach seiner Schwester zu erkundigen. Sie sagten ihm, was sie Willens gewesen wären, dem Herzog zu erzählen; allein er versicherte ihnen, der Herzog sey vollkommen von ihrem redlichen Betragen überzeugt; er so wohl, als der Herzog, schrieben Corneliens Flucht lediglich ihrer grossen Furcht zu, und sie zweifelten nicht, daß man sie wieder finden würde; denn die Erde werde doch nicht Mutter, Kind und Amme zugleich verschlungen haben. Damit trösteten sich alle drey, und nahmen sich vor, keine Mittel zu gebrauchen, Cornelien nachzuspüren, wodurch etwas Unangenehmes verlauten könnte, sondern sich behutsam und insgeheim nach ihr zu erkundigen; indem ausser ihrer Base noch niemand wußte, daß sie vermißt ward. Denn bey denen, welchen die Absichten des Herzogs nicht bekannt wären (sprach Lorenzo) könnte sonst der gute Ruf seiner Schwester leicht in Gefahr gerathen; weil es eine schwere Arbeit seyn würde, einem jeden den Argwohn auszureden, welchen ein sehr scheinbarer Verdacht veranlassen könnte.

Der Herzog ritt fort, und das gute Glück, das ihn begleitete, führte ihn in das Dorf des Pfarrers, wo sich Cornelia, ihr Kind, die Amme, und die kluge Rathgeberinn schon befanden, welche allerseits dem Pfarrer schon Rechnung und Rechenschaft von allen ihren Angelegenheiten gegeben, und ihn um seinen Rath gebeten hatten, was sie weiter anfangen sollten. Der Pfarrer war dem Herzog sehr wohl bekannt, weil dieser bey ihm, als einem wohlhabenden und mit den Wissenschaften vertrauten Geistlichen oft einzukehren pflegte, wenn er von Ferrara kam und auf die Jagd ging; weil ihm sowohl die Wißbegierde, als die angenehme Unterhaltung des Pfarrers Vergnügen machte. Der Pfarrer wunderte sich also nicht über den Besuch, weil dieser (wie gesagt) nicht der erste war. Doch das gefiel ihm gar nicht, daß der Herzog mit einer traurigen Miene kam; denn er sah es ihm gleich an, daß ihm etwas am Herzen nagte. Cornelia hörte von ungefähr, daß der Herzog im Hause wäre, und es machte sie sehr unruhig, weil sie nicht wußte, in welcher Absicht er gekommen war. Sie rang die Hände, und ging im Zimmer auf und ab, wie eine Person, die ihrer Sinne nicht mächtig war. Gern hätte sie ge-

wünscht, den Pfarrer zu sprechen; aber dieser unterredete sich mit dem Herzog, und hatte nicht Zeit, zu ihr zu kommen. Unter andern sagte der Herzog zu ihm: „Ich bin heute sehr niedergeschlagen, lieber Pater, und habe nicht Lust, nach Ferrara hinein zu reiten, sondern ich will euer Gast seyn. Sagt meinen Leuten, sie sollen sich nach der Stadt begeben, und Fabio allein soll nur hier bleiben."

Der Pfarrer folgte dem Befehl, und machte Anstalt, den Herzog zu bewirthen, und bey dieser Gelegenheit bekam Cornelia ihn zu sprechen. Sie ergriff seine Hand, und sagte: „Ach liebster Herr Pater! Was will der Herzog hier? Um Gottes Willen bringt ihn doch auf meine Angelegenheiten, und sucht seine Gesinnung zu erforschen. Ich brauche Euch nicht zu sagen, wie Ihr Euch dabey zu benehmen habt; eure langwierige Erfahrung wird Euch das am besten lehren."

Der Pfarrer gab ihr zur Antwort: „Der Herzog ist sehr traurig, und hat mir bis jetzt noch nicht gesagt, worüber. Ihr könnt nicht besser thun, als dieß Knäbchen unverzüglich sauber anzu-

kleiden, und ihm alle Kleinode anzulegen, die Ihr bey Euch habt, besonders diejenigen, die Euch vielleicht der Herzog gegeben hat. Hernach laßt mich nur machen; ich hoffe zu Gott, daß wir einen fröhlichen Tag haben werden."

Cornelia umarmte ihn und küßte ihm die Hand, und ging hin, ihren Knaben anzukleiden und zu putzen. Der Pfarrer unterhielt unterdessen den Herzog bis zur Stunde des Essens, und nahm unter andern Gelegenheit, ihn zu fragen, ob es erlaubt wäre, die Ursache seiner Traurigkeit zu wissen; denn man könne es ihm auf eine Meile weit ansehen, daß er nicht vergnügt sey.

„Lieber Pater (sprach der Herzog), man sieht wohl, daß der Kummer der Seele sich in den Mienen verräth, und daß man in den Augen lesen kann, was im Herzen vorgeht. Das Schlimmste ist, daß ich jetzt keinem Menschen die Ursache meiner Bekümmerniß entdecken kann."

„Aber wahrlich, gnädiger Herr, (versetzte der Pfarrer) wenn Ihr nur einigermassen fähig wäret, an etwas Antheil zu nehmen, was Vergnügen

macht, so könnt' ich Euch etwas zeigen, das Euch nach meiner Meynung viele Freude machen würde."

„Wer sich nicht wollte aufheitern lassen, wenn ihm die Mittel dargeboten werden (sprach der Herzog), der würde sehr einfältig handeln. Immerhin, lieber Pater, zeigt mir das, wovon Ihr sprecht; es ist vermuthlich eine von euern Seltenheiten, die mir oft Vergnügen machen."

Der Pater stand auf und ging zu Cornelien, die ihren Kleinen schon ausgeschmückt, und ihm das reiche Agnus und Kreuz, und noch drey andere Kleinode, die ihr von dem Herzog geschenkt waren, angelegt hatte. Er nahm das Kind in die Arme, trug es zum Herzog, und bat ihn, aufzustehen und mit ihm an das Fenster zu treten; wo er ihm den Knaben in die Arme gab. Wie der Herzog die Kleinode gewahr ward, und erkannte, daß es dieselben waren, die er Cornelien geschenkt hatte, erstaunte er, und sah mit forschenden Blicken das Kind an, in welchem er allmählich alle seine eigenen Gesichtszüge zu erkennen glaubte. Voll Verwunderung fragte er den Pfarrer, wem

das Kind gehörte, dessen Anputz den Sohn eines Fürsten anzukündigen schiene.

„Ich weiß es nicht (versetzte der Pfarrer). Ich kann Euch nur sagen, daß vor einigen Abenden ein Cavalier aus Bologna mir dieß Kind brachte, und mir empfahl, es zu verpflegen und zu erziehen, weil es einem trefflichen Vater und einer vornehmen und schönen Mutter gehörte. Der Cavalier brachte auch eine Amme mit, die das Kind stillen sollte. Diese habe ich oft nach den Aeltern desselben gefragt; allein sie weiß mir nichts von ihnen zu sagen. Wahrlich, gnädiger Herr, wenn die Mutter so schön ist, wie die Amme, so ist sie eins der schönsten Weiber in Italien.“

„Kann man sie nicht sehen?“ fragte der Herzog.

„Warum nicht? (versetzte der Pfarrer). Kommt nur mit mir, gnädiger Herr; wenn Euch die Schönheit und der Anzug des Kindes verwundern, so glaub' ich, daß der Anblick der Amme nicht weniger Eindruck auf Euch machen wird.“

Der Pfarrer wollte dem Herzog das Kind wieder abnehmen, allein er wollte es nicht aus den Händen lassen, sondern schloß es in seine Arme, und bedeckte es mit Küssen. Der Pfarrer ging ein wenig voraus, und ermunterte Cornelien, den Herzog ohne Gemüthsbewegung zu empfangen. Sie kam, und die starke Bewegung ihrer Lebensgeister hatte eine so liebliche Röthe über ihr Angesicht verbreitet, daß sie mehr, als eine sterbliche Schönheit zu seyn schien. Den Herzog überfiel ein freudiges Schrecken, wie er sie sahe; und in demselben Augenblick warf sie sich ihm zu Füssen, und wollte sie umarmen. Der Herzog sagte kein Wort, gab das Kind dem Pfarrer, und sprang mit schnellen Schritten aus dem Zimmer. Cornelia ward bestürzt darüber. „Ach mein Herr! (sprach sie zu dem Pfarrer). Erschrack der Herzog über meinem Anblick? Bin ich ihm wohl gar zuwider? Sollte ich ihm gehässig geworden seyn? Hat er die Verbindlichkeiten vergessen, die er mir schuldig ist? Hat er mir nicht ein einziges Wort zu sagen? War ihm sein Kind so gleichgültig, daß er es von sich warf?"

Auf alle diese Fragen wußte ihr der Pfarrer kein Wort zu antworten; so sehr verwunderte er

sich selbst über die Flucht des Herzogs; denn seine schnelle Entfernung war einer Flucht völlig ähnlich, und doch hatte sie keinen andern Grund, als daß der Herzog seinem Diener Fabio rief, und ihm sagte: „Eile geschwind nach Bologna zurück, mein lieber Fabio, und bitte Lorenzo Bentivoglio und die beyden spanischen Cavaliere, Don Juan de Gamboa und Don Antonio de Isunza, daß sie ohne sich durch irgend etwas abhalten zu lassen, unverzüglich nach diesem Dorfe kommen. Komm mir ja nicht ohne sie zurück; es liegt mir alles daran, sie zu sehen.“

Fabio säumte nicht, und vollzog augenblicklich den Befehl seines Herrn. Der Herzog kehrte sogleich zurück zu Cornelien, die in Thränen schwamm. Er schloß sie in seine Arme, und vermischte seine Thränen mit den ihrigen. Tausendmahl trank er den Athem ihres Mundes, indeß ihnen beyden die Freude die Zunge band, und beyde glückliche Liebende und treuen Ehegatten sich dem stillen Genuß einer keuschen und innigen Zärtlichkeit überliessen. Die Amme des Kindes, und die Crivelli (wie sie sich wenigstens nannte), welche in dem nächsten Zimmer an der Thüre ge-

horcht hatten, was zwischen dem Herzog und Cornelien vorging, liefen vor Freude mit den Köpfen wider die Wand, und geberdeten sich wie Wahnsinnige. Der Pfarrer gab dem Knäbchen, das er in den Armen hielt, tausend Küsse, und konnte nicht aufhören, mit seiner Rechten dem liebenden Par seinen Segen zu geben. Die Ausgeberinn des Pfarrers, die bey dem rührenden Auftritte nicht zugegen gewesen war, (weil sie in der Küche zu thun hatte) kam herein, wie das Essen fertig war, um sie alle zu Tische zu rufen, und machte damit den zärtlichen Umarmungen ein Ende. Der Herzog nahm dem Pfarrer das Kind aus den Armen, und behielt es in den seinigen, so lange die Mahlzeit währte, die mehr durch Wohlschmack und Reinlichkeit zum Essen reizte, als durch köstliche Zubereitung. Ueber der Tafel erzählte Cornelia alle ihre Begebenheiten, bis sie auf Anrathen der Ausgeberinn der spanischen Cavaliere (deren Sorgfalt und Aufmerksamkeit sie übrigens sehr rühmte) in dieses Haus gekommen sey. Der Herzog erzählte ihr gleichfalls alles, was bis zu diesem Augenblick vorgefallen war. Die beyden Aufwärterinnen waren dabey gegenwärtig, und empfingen von dem Herzoge viele Danksagungen und Ver-

sprechungen. Jedermann freuete sich von neuem über das glückliche Ende dieser Begebenheiten, und man wartete nur auf die Ankunft des Lorenzo, Don Juan, und Don Antonio, um die Freude vollkommen zu machen. Diese kamen, *) voll brennender Neugier, zu hören, ob der Herzog etwas von Cornelien erfahren hätte; denn Fabio, den er nach ihnen gesandt hatte, konnte ihnen nichts von ihrer Wiedererscheinung sagen, weil er selbst nichts davon wußte.

Der Herzog kam ihnen im Vorzimmer entgegen; ließ aber nicht das geringste Zeichen der Freude spüren, welches ihnen nicht lieb war, zu bemerken. Er nöthigte sie zum Sitzen, und setzte sich mit ihnen. Er richtete seine Anrede an Lorenzo, und sagte: „Signor Lorenzo Bentivoglio, Ihr wißt bereits, daß ich eure Schwester nie hintergangen habe, und das bezeugen mir Gott und mein Gewissen. Ihr wißt auch, wie viele Mühe ich mir gegeben habe, sie aufzusuchen, und

*) Im Original steht: nach drey Tagen. Dieß scheint mir aber nicht zu der Eile zu passen, die dem Fabio empfohlen war.

wie sehr ich gewünscht habe, sie zu finden, um mich meinem Versprechen gemäß mit ihr zu vermählen. Sie zeigt sich nicht, und mein Wort kann mich nicht ewig umsonst binden. Ich bin jung, und die Erfahrung hat mich noch nicht so sehr in meinen Grundsätzen befestigt, daß ich mich nicht oft durch den Reiz des Vergnügens hinreissen liesse. Dieselbe Leidenschaft, die mich bewog, Cornelien meine Hand zu versprechen, hatte mich bereits vorher angetrieben, einem Landmädchen in diesem Dorfe ein ähnliches Versprechen zu geben. Corneliens Verdiensten zu Liebe war ich entschlossen, dieß Mädchen zu verlassen, was auch mein Gewissen wider diesen grossen Beweis meiner Liebe zu Cornelien einwenden möchte. Aber ein Frauenzimmer, welches nicht da ist, kann man nicht heirathen, und man kann auch keinem Menschen anmuthen, derjenigen nachzugehen, die ihn verläßt, oder diejenige aufzusuchen, die ihn verschmäht. Saget mir demnach, Signor Lorenzo, welche Genugthuung Ihr von mir verlangt, für eine Beleidigung, die ich Euch nicht zugefügt habe, weil ich nie die Absicht hatte, Euch zu beleidigen; aber gebt mir zugleich die Erlaubniß, mein erstes Versprechen unverzüglich zu erfül-

len, und das Landmädchen zu heirathen, welches sich bereits hier im Hause befindet.“

Indeß der Herzog sprach, veränderte Lorenzo tausendmahl die Farbe, und saß nicht einen Augenblick ruhig auf seinem Stuhle, so daß man deutlich merkte, wie der Zorn sich aller seiner Sinne bemächtigte. Eben so ging es Don Juan und Don Antonio, welche den Augenblick den Vorsatz faßten, den Herzog lieber ums Leben zu bringen, als ihm seinen Willen zu lassen. Der Herzog, der ihre Gedanken in ihren Mienen las, sagte: „Bleibt ruhig, Signor Lorenzo; denn ehe Ihr mir antwortet, müßt Ihr erst die Schönheit derjenigen sehen, welche ich wünsche zu meiner Gemahlinn zu machen. Sie wird Euch unfehlbar nöthigen, mir eure Einwilligung zu geben; denn wahrlich, sie ist so ausbündig schön, daß sie wohl zu einem noch grössern Fehltritt reizen könnte.“

Mit diesen Worten stand er auf, und ging in das Zimmer, wo Cornelia sich in vollem Schmuck befand, geziert mit allen Kleinoden, welche das Kind gehabt hatte, und mit noch vielen andern.

Kaum hatte der Herzog den Rücken gewandt, so stand Don Juan auf, stellte sich vor Lorenzo, stämmte beyde Hände auf die Arme des Lehnstuhls, auf welchem dieser saß, und raunte ihm ins Ohr: „Beym Santiago von Galizien und bey dem Ehrenwort eines braven Cavaliers! Ich gebe nimmermehr zu, daß dem Herzog seine Absicht gelingt. Hier auf der Stelle, mit meinen Händen, will ich ihn erwürgen, oder er soll das Versprechen erfüllen, welches er eurer Schwester Cornelien gegeben hat, oder uns zum wenigsten Frist geben, sie aufzusuchen, und ehe wir mit Gewißheit erfahren, daß sie gestorben ist, soll er sich mit keiner andern vermählen."

„Das ist mein Vorsatz auch" sprach Lorenzo.

„Und ich steh' Euch für meinen Cameraden Don Antonio" erwiederte Don Juan.

In diesem Augenblick trat Cornelia in das Zimmer, zwischen dem Pfarrer und dem Herzog, der sie führte. Hinter ihnen ging Sulpicia,

Corneliens Mädchen, welches der Herzog aus Ferrara hatte kommen lassen, nebst der Amme des Kindes, und der Ausgeberinn. Wie Lorenzo seine Schwester erblickte, und sie allmählich erkannte, (denn in dem ersten Augenblick dieser plötzlichen und unerwarteten Erscheinung konnte er sich nicht überzeugen, daß sie es selbst war), wankten ihm die Knie vor freudigem Erstaunen, und er warf sich dem Herzog zu Füssen, welcher ihn liebreich erhob, und ihn in die Arme seiner Schwester führte, die ihn mit dem Druck der innigsten Freude umschlangen. Don Juan und Don Antonio gestanden dem Herzoge, daß er diesen Einfall, sie alle auf eine angenehme Art zu überraschen, nicht scharfsinniger hätte erdenken können. Der Herzog nahm den Knaben, den der Pfarrer noch auf dem Arm hatte, und überreichte ihn seinem Schwager Lorenzo. „Empfanget (sprach er) lieber Bruder, euern Neffen und meinen Sohn, und sagt mir nun, ob Ihr mir erlaubt, dieß hübsche Bauermädchen zu heirathen, welchem ich zuerst die Ehe versprochen habe."

Es wäre zu weitläuftig, alles zu erzählen, was Lorenzo antwortete, was Don Juan fragte,

was Don Antonio empfand, wie sich der Pfarrer freute, wie Sulpicia frohlockte, wie die Haushälterinn und die Amme jubelten, wie sich Fabio verwunderte; mit einem Worte, wie jedermann froh und zufrieden war. Der Pfarrer vollzog den Augenblick die Trauung, bey welcher Don Juan Brautführer war. Man nahm jedoch Abrede, die Vermählung geheim zu halten, bis man den Ausgang der Krankheit sähe, an welcher die Herzoginn Mutter sehr schwer niederlag. Unterdessen sollte Cornelia mit ihrem Bruder nach Bologna zurück kehren. Dieses geschah. Bald darauf starb die Herzoginn, und Cornelia hielt, zur Freude aller, die sie sahen, ihren Einzug in Ferrara, und die Trauer ward in Freude verwandelt. Die Haushälterinn und die Amme wurden reichlich beschenkt. Sulpicia ward die Frau des Fabio, und Don Juan und Don Antonio freueten sich, daß sie Gelegenheit gehabt hatten, dem Herzog einige Dienste zu leisten. Der Herzog bot ihnen zwey seiner Verwandtinnen mit reichen Brautschätzen zu Gemahlinnen an; allein sie entschuldigten sich, daß die biscayischen Cavaliere sich selten ausserhalb ihres Vaterlandes vermählten, und daß

sie, nicht aus Unerkenntlichkeit (deren sie unfähig wären), sondern aus Gehorsam gegen ihre Aeltern, welche gewiß bereits für sie gewählt hätten, und aus Anhänglichkeit an der Sitte ihres Landes, die ihnen angebotene grosse Gnade ablehnen müßten. Der Herzog nahm ihre Entschuldigung an, und ergriff jede schickliche Gelegenheit, sie mit angenehmen und reichen Geschenken zu überhäufen. Er wußte dabey jedesmahl den Anlaß mit so vieler Behutsamkeit zu nehmen, daß sie solche nie als eine Bezahlung für ihre Dienste betrachten, oder in Versuchung gerathen konnten, sie auszuschlagen. Zeit und Ort wurden immer so schicklich gewählt, daß ihr Zartgefühl keinen Anstoß nehmen konnte; besonders wie sie nach Spanien abreiseten und in Ferrara von ihm Abschied nahmen. Sie fanden damahls Cornelien schon als Mutter von zwey Prinzessinnen, und den Herzog zärtlicher, als jemahls. Die Herzoginn schenkte dem Don Juan das diamantene Kreuz, und Don Antonio das Agnus, und sie konnten ihr nicht abschlagen, sie anzunehmen. Sie kehrten zurück in ihr Vaterland, wo sie sich

mit vornehmen, reichen und schönen Gemahlinnen verbanden, und in der Folge beständig einen angenehmen Briefwechsel mit dem Herzog und der Herzoginn, und mit Lorenzo Bentivoglio unterhielten.

## XI.

### Die betrügliche Heirath.

---

Aus dem Hospital zur Auferstehung, vor dem Thor del Campo zu Valladolid kam ein Offizier gegangen, der auf seinem Degen, welcher ihm zum Stock diente, so gebückt einher schlich, dessen Waden so weggefallen waren, und dessen Gesicht eine solche Leichenblässe bedeckte, daß man ihm wohl ansehen konnte, daß er drey Wochen zugebracht hatte, um die Säfte wieder auszuschwitzen, die er vielleicht in einer Viertelstunde eingesogen hatte. Er machte so kleine Schritte, und wankte so kümmerlich, wie einer, der eben vom Krankenlager aufsteht; und wie er eben in das Stadtthor ging, begegnete ihm ein Freund, den er seit mehr, als sechs Monaten nicht gesehen hatte. Dieser kreuzte sich, als wenn er ein Ungethüm erblickte, und sagte, indem er auf ihn zuging: „In aller Welt, Herr Fähndrich Campuzano, was ist das? Ist's möglich, daß Ihr hier seyd! Bey

meiner Ehre, ich dachte eher, Ihr schwängt euern Speer in Flandern, als daß Ihr hier an eurem Degen schleicht. Wie kommt Ihr an diese Farbe, und wie seyd Ihr so abgefallen?"

„Was die Frage betrifft, ob ich hier bin, oder nicht, Herr Licentiat Peralta (antwortete Campuzano), so könnt Ihr die Antwort mit Händen greifen, indem Ihr mich vor Euch seht. Auf eure übrigen Fragen kann ich Euch weiter nichts antworten, als daß ich erst eben in diesem Hospital ein Dutzend Beulen ausgeschwitzt habe, die mir ein Weib an den Hals gehängt hat, das ich zu meiner Frau genommen hatte — und das hätt' ich sollen bleiben lassen."

„Also seyd Ihr verheirathet?!"

„Ja, das bin ich" sprach Campuzano.

„Vermuthlich eine Heirath aus Liebe? (sagte Peralta). Denn solche Heirathen tragen gemeiniglich den Samen der Reue bey sich."

„Ich kann nicht sagen (sprach Campuzano), daß eben Liebe der Bewegungsgrund war; aber

wahrlich ist mir die Ehe zum Wehe gediehen, denn sie hat mir so viele Qualen in Leib und Seele gejagt, daß meine körperlichen Schmerzen mir schon vierzig Schwitzcuren kosten, und daß ich für die Leiden meiner Seele bis jetzt noch kein Heilmittel habe finden können. Aber nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch davon keine lange Litaney auf der Strasse vorsingen mag. Ein ander Mahl bey einer bequemern Gelegenheit will ich Euch gern von meinen Schicksalen Bescheid geben, die gewiß die seltsamsten sind, die Ihr in eurem Leben gehört habt."

„Ich lasse Euch nicht fort (sprach der Licentiat); sondern Ihr müßt mit mir nach meinem Quartier kommen, und bey mir vorlieb nehmen. Die Olla ist ein gutes Gericht für einen Genesenden. Sollte sie für zwey Personen etwas knapp zugeschnitten seyn, so lassen wir ein Par Pastetchen dazu hohlen; und wenn's dem halben Patienten nicht schadet, so sollen uns ein Par Schnitte Schinken vollends entschädigen; vor allen Dingen aber der gute Wille, mit welchem ich Euch heute und für die Zukunft einlade, so oft es Euch gefällt."

Campuzano dankte, und nahm das Anerbieten und die Einladung an. Sie gingen nach San Florente, die Messe zu hören; Peralta nahm seinen Freund mit nach Hause, gab ihm zu essen, wie er gesagt hatte, wiederhohlte seine Einladúng für die Zukunft, und bat ihn nach geendigter Mahlzeit, ihm die Begebenheiten zu erzählen, auf welche er ihn so neugierig gemacht hätte. Campuzano ließ sich nicht bitten, sondern fing an, wie folgt:

„Ihr werdet noch wohl wissen, Herr Licentiat Peralta, wie ich einmahl in diese Stadt mit dem Hauptmann Pedro de Herrera Cameradschaft machte, der jetzt in Flandern ist?"

„Ja, das weiß ich noch recht gut" sprach Peralta.

„Einmahl, wie wir in dem Wirthshause, wo wir wohnten, abgegessen hatten, kamen zwey wohlgekleidete Damen herein, denen zwey Dienstmädchen folgten. Die eine von den Damen ließ sich stehend mit dem Hauptmann in ein Gespräch ein. Die andere setzte sich neben mir auf einen Stuhl. Sie war verschleyert bis über das Kinn, und so

sehr ich sie bat, mir die Gefälligkeit zu erzeigen, sich zu entschleyern, so war es doch nicht möglich, sie dazu zu bewegen; worüber ich noch neugieriger ward, sie zu sehen. Um meine Neugier noch mehr zu vergrössern, ließ die Dame (entweder absichtlich, oder zufälligerweise) eine sehr weisse Hand sehen, die mit vielen Ringen geziert war. Ich war damahls aufs beste geputzt, mit der grossen Kette, die Ihr wohl bey mir gesehen habt, in einer glänzenden Soldatenuniform, mit Federn und einer Hutschnur auf dem Hut; kurz, ich war in meinen einfältigen Augen so hübsch, daß ich glaubte, die Mädchenherzen im Fluge zu schiessen. Ich fuhr beständig fort, sie zu bitten, sich zu entschleyern, bis sie mir endlich zur Antwort gab: „Dringet jetzt nicht so sehr in mich. Ich habe meine Wohnung. Laßt euren Bedienten mir nachfolgen. Ich bin zwar sittsamer, als diese Aeusserung mich erscheinen läßt; allein dessen ungeachtet soll es mir nicht zuwider seyn, mich Euch zu zeigen, wenn ich bey dieser Gelegenheit erfahre, ob Ihr eben so verständig, als artig seyd."

Ich küßte ihr die Hand für ihre grosse Gefälligkeit, und versprach ihr dafür goldene Berge.

Der Hauptmann endigte seine Unterredung mit der andern Dame; die Frauenzimmer gingen weg, und mein Bedienter folgte ihnen nach. Der Hauptmann erzählte mir, die andere Dame habe ihn gebeten, einen Brief an einen Offizier in Flandern mitzunehmen, den sie für ihren Vetter ausgebe, obgleich er wohl wisse, daß er ihr Liebhaber sey. Die Hände von Schnee hatten mich durch ihre Erscheinung in Brand gesteckt, und ich schmachtete vor Begierde, das verschleyerte Gesicht zu sehen. Wie ich mich demnach am folgenden Tage durch meinen Diener hinführen ließ, fand ich die Thür zu meinem Empfang offen. Ich kam in ein wohleingerichtetes Haus, und sah ein Frauenzimmer von ungefähr dreissig Jahren vor mir, deren Hände ich sehr wohl erkannte. Sie war nicht übermässig schön, aber doch hübsch genug, um durch einen nähern Umgang reizen zu können; denn der Ton ihrer Rede war so sanft, daß er durch das Ohr gerade zum Herzen ging. Ich unterhielt mich lange Zeit sehr zärtlich mit ihr. Ich prahlte, schnitt auf, häufte Versprechungen auf Versprechungen, und wandte alles mögliche an, mich bey ihr in Gunst zu setzen. Weil sie aber an diese und an mehr dergleichen Großsprechereyen schon ge-

wohnt seyn mochte, so schien sie meine Reden nur anzuhören, aber wenig davon zu glauben. Kurz, während der vier Tage, in welchen ich meine Besuche wiederhohlte, verstrich die Zeit unter lauter Gesprächen, die mich um nichts näher zum Ziele führten. So oft ich zu ihr kam, fand ich sie immer ohne Besuch, und es kamen weder angebliche Vettern, noch wirkliche Bekannte zum Vorschein. Die Magd, die ihr aufwartete, schien mehr verschlagen als einfältig zu seyn. Endlich machte ich's mit meinem Liebeshandel wie ein Soldat, der auf dem Sprung steht, zu marschieren, und rückte mit meinem Antrage rund heraus.

Doña Estefania de Caicedo (so nannte sich diejenige, die mich so jämmerlich angeführt hat), gab mir zur Antwort: „Lieber Herr Fähndrich Campuzano, ich würde einfältig handeln, wenn ich die Heilige gegen Euch spielen wollte. Ich bin eine arme Sünderinn gewesen, und das bin ich noch; jedoch so, daß weder meine Nachbaren Glossen darüber machen, noch Fremde etwas davon erfahren. Ich habe weder von Aeltern, noch von Verwandten etwas geerbt; und doch ist mein Hausrath unter Brüdern seine dritthalbtau-

send Thaler werth, an lauter solchen Sachen, die sich wie warmes Brod zu Gelde machen lassen. Mit diesem Vermögen wünsch' ich mir einen Mann, dem ich meine Hand geben, und mich als ein gehorsames Weib gegen ihn betragen kann. Ich will mich bey ihm nicht nur eines bessern Wandels befleissigen, sondern ihn auch mit äusserster Sorgfalt warten und verpflegen; denn kein Fürst hat einen Koch, der künstlicher und leckerer kochen kann, als ich, wenn ich mich als eine gute Hausfrau damit befassen werde. Ich bin Rechnungsführerinn in meinem Hause, Köchinn in der Küche, und Dame im Besuchzimmer. Kurz, ich verstehe zu befehlen, und mir Gehorsam zu verschaffen; ich verschwende nichts, sondern spare vielmehr für die Zukunft. Der Thaler, den ich ausgebe, bringt nicht weniger, sondern mehr, als seinen Geldeswerth ins Haus. Das Weißzeug, das ich habe, (es ist vom feinsten, und nicht wenig), ist nicht in Buden und Kramladen gekauft, sondern diese Finger und die Finger meiner Mägde haben es gesponnen, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätt' ich es auch im Hause weben lassen. Ich rühme mich dieser Dinge, weil es keine Schande ist, Gutes von sich zu sagen, so bald es die Noth-

wendigkeit erfordert. Mit einem Worte, ich suche einen Mann, der mich beschützt, mir befiehlt, und mich in Ehren hält, und keinen Liebhaber, der mir aufwartet, und mich im Herzen verachtet. Steht mein Anerbieten Euch an, so bin ich mit meiner ganzen fahrenden Habe und Zubehör zu euern Befehlen, ohne daß ich brauche mich feil zu bieten; denn das hat man doch nur davon, wenn man in die Mäuler der Heirathsmacher kommt, und niemand kann doch am Ende alles besser ins Geleise bringen, als die Personen selbst, welche die Sache angeht."

Ich hatte damahls meinen Verstand mehr in den Fersen, als im Kopf; denn ich mahlte mir mein Glück grösser, als es die Einbildung selbst schildern konnte; und die Menge schöner Sachen, die ich mir schon alle in bares Geld verwandelt vorstellte, fiel mir dermassen in die Augen, daß ich an nichts anders dachte, als an diese Dinge, die meine Sinne gefesselt hatten, so daß ich ihr antwortete, ich schätzte mich sehr glücklich, daß mir der Himmel schier durch ein Wunderwerk eine Gattinn zugeführt hätte, die ich zur Gebieterinn über mein Herz machte, und über ein Vermögen,

welches auch eben nicht so ganz geringe wäre; denn die Kette, die ich am Halse trüge, nebst einigen andern Kostbarkeiten, die ich noch zu Hause hätte, und verschiedene überflüssige Uniformen, die ich verkaufen könnte, wären zusammen an dritthalbtausend Ducaten werth; eine Summe, die nebst ihrem eigenen Vermögen hinreichte, daß wir zusammen auf dem Dorfe, wo ich gebürtig wäre, und wo ich noch einige Ländereyen besässe, anständig und vergnügt leben könnten, wenn wir unser Geld anwendeten, die Grundstücke anzubauen und zu verbessern, und die Früchte zu rechter Zeit zu Markte zu bringen. Genug, unsere Heirath ward auf der Stelle richtig, wir machten Anstalt, unsern ledigen Stand darzuthun; in den kurz darauf folgenden drey Ostertagen geschah das dreymahlige Aufgebot, und des Tages darauf gab man uns zusammen. Ein Par von meinen Freunden waren bey unserer Hochzeit gegenwärtig, und noch ein junger Mann, den sie ihren Vetter nannte, und dem ich meine freundliche Vetterschaft mit eben so vielen schönen Worten antrug, als meiner Frau meine Liebe, obgleich meine Absicht dabey von solcher Art war, daß ich sie lieber verschweige; denn obwohl ich geneigt bin, Euch die reine Wahrheit

zu erzählen, so sind wir doch hier nicht im Beichtstuhl, wo man alles bekennen muß. Mein Diener brachte meinen Koffer in das Haus meiner neuen Frau. Ich legte in ihrer Gegenwart meine prächtige Kette hinein, zeigte ihr noch drey oder vier andere, die zwar kleiner, aber noch hübscher waren, und eben so viele Hutschnuren; kramte alle meine Federn und andern Putzsachen vor ihr aus, und gab ihr ungefähr vierhundert Realen bares Geld, die ich bey mir hatte, in die Haushaltung. Die Butterwoche verfloß mir herrlich und in Freuden. Ich schaltete im Hause wie der liederliche Schwiegersohn eines reichen Schwähers; ich wandelte auf kostbaren Teppichen, schlief zwischen holländischen Betttüchern, ließ mir leuchten mit silbernen Leuchtern; ich frühstückte im Bett, stand auf um elf, aß um zwölf zu Mittag, legte mich um zwey auf die Ottomane zur Mittagsruhe, und ließ mich von Doña Estefanien und ihrem Mädchen bedienen. Mein Lakey, der bisher die Fittige hatte hängen lassen, ward so frisch und munter, wie ein Hirschkalb; und wenn Doña Estefania nicht um mich war, so fand man sie gewiß in der Küche beschäftigt, um allerhand Niedlichkeiten zu bereiten, die meine Eßlust reizen soll-

ten. Meine Hemden, Halskrausen und Schnupftücher rochen wie Würzgärten nach den vielen Essenzen und wohlriechenden Wassern, womit sie besprengt wurden. Schnell flogen diese Tage dahin — denn selbst Jahre verfliessen wie Tage auf dem eilenden Fittig der Zeit — und während derselben verursachte die Sorgfalt und Pflege, die ich genoß, daß ich von dem bösen Vorsatz zurück kam, mit welchem ich diesen Handel angefangen hatte. Am Ende der Woche ward einst am frühen Morgen, wie ich noch mit Estefanien im Bette lag, heftig an die Hausthüre geklopft. Die Magd lief ans Fenster, kam aber den Augenblick wieder, und rief: „Ey die wird recht willkommen seyn! Seht einmahl, wie viel früher sie kommt, als sie neulich geschrieben hat!"

„Wer ist gekommen, Mädchen?" fragte ich.

„Unsere Frau Doña Clementa Bueffo und Don Lope Melendes Almendares mit ihr, nebst zwey Bedienten, und Hortigosa, ihrer Dueña, die sie mitgenommen hat."

„Hilf Himmel! (rief Estefania). Geschwind lauf hin, Mädchen, und laß sie ein. Und

Ihr, mein Herr, thut mir den Gefallen und werdet nicht unruhig, und nehmt Euch keines einzigen Wortes an, das etwan wider mich gesprochen wird.“

„Wer darf Dir denn was Unangenehmes sagen; zumahl wenn ich dabey bin? Und was sind das für Leute, die da gekommen sind? Es kommt mir fast vor, daß ihre Ankunft Dich bestürzt gemacht hat.“

„Ich kann Euch jetzt nichts weiter sagen (sprach Estefania), als daß alles, was Ihr jetzt sehen und hören werdet, nur zum Schein geschieht, und eine gewisse Absicht und Endzweck zum Grunde hat, wovon Ihr hernach mehr erfahren sollt.“

Indem ich ihr antworten wollte, trat Doña Clementa Buesso ins Zimmer, in einem reichbesetzten grünen atlassenen Kleide und Ueberrock, in einem Hut mit grünen, weissen und blaßrothen Federn und mit einer reichen goldenen Schnur, und das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleyer bedeckt. Mit ihr kam Don Lope Melendes Almendares herein, in einem eben

so prächtigen, als reichen Reisekleide. Die Dueña Hortigosa ließ zuerst ihre Stimme hören: „Herr Jesu! (rief sie) was seh' ich hier? Meiner gnädigen Frau Doña Clementa ihr Bett besetzt, und noch dazu eine Mannsperson darin? Es geht hier heute wunderlich im Hause zu, und Doña Estefania hat im Vertrauen auf die Freundschaft meiner Gebieterinn eine hübsche Wirthschaft getrieben."

„Ja wahrhaftig, Hortigosa! (sprach Doña Clementa). Aber ich bin selbst Schuld, daß ich mich nicht vor solchen Freundinnen hüte, die bey meiner Freundschaft nur ihren eigenen Vortheil suchen."

„Werden Sie nicht böse, Doña Clementa, (sprach Doña Estefania), und glauben Sie mir, daß was Sie in ihrem Hause sehen, nicht ohne geheimen Grund geschieht. Wenn sie ihn erfahren, werden Sie mich entschuldigen, und sich im geringsten nicht über mich beschweren."

Ich hatte unterdessen meine Strümpfe angezogen, und einen Schlafrock umgeworfen. Doña

Estefania nahm mich bey der Hand, und führte mich in ein anderes Zimmer, und sagte zu mir: „Meine Freundinn will nur diesem Don Lope, der bey ihr war, eine Nase drehen. Sie wünscht ihn zu heirathen, und bildet ihm deswegen ein, dieß Haus und alles, was darin ist, gehöre ihr zu, und sie bringe es ihm alles zum Mahlschatz mit. Nach vollzogener Heirath macht sie sich nichts daraus, wenn der Betrug heraus kommt; weil sie sich auf die Liebe des Don Lope verläßt; und sie giebt mir dann alles wieder, was mir gehört. Man kann es ihr und jedem andern Frauenzimmer auch nicht verdenken, wenn sie auf eine oder andere Art an einen rechtlichen Mann zu kommen sucht, wenn auch ein wenig Betriegerey mit unterläuft.“

Ich gab ihr zur Antwort, sie triebe die Freundschaft ziemlich weit, und sie sollte sich nur wohl dabey vorsehen; damit sie nicht hernach die Justiz zu Hülfe nehmen müßte, um das Ihrige wieder zu bekommen. Sie wußte mir aber so viel dagegen vorzuschwatzen, und mir die grossen Verbindlichkeiten zu rühmen, die sie Doña Clementen in wichtigern Fällen schuldig wäre, daß ich

ihr wider Wissen und Willen nachgeben mußte. Doña Estefania versicherte mir, das ganze Spiegelgefecht sollte höchstens nur acht Tage dauern, und während dieser Zeit könnten wir uns bey einer von ihren andern Freundinnen aufhalten. Wir beyde kleideten uns völlig an; sie ging hinein, um von Doña Clementa Buesso und von Don Lope Melendes Almendares Abschied zu nehmen, und sie befahl meinem Diener, meinen Koffer auf die Achseln zu nehmen, und ihr nachzufolgen; welches ich gleichfalls that, aber ohne mich bey Jemand zu beurlauben.

Doña Estefania ging nach dem Hause einer ihrer Freundinnen, mit welcher sie eine geraume Zeit sprach, bis endlich eine Magd herauskam, welche mich und meinen Bedienten hinein rief. Sie führte uns in ein kleines Kämmerchen, in welchem zwey Betten so nahe neben einander standen, daß sie nur eins zu seyn schienen, weil kein Raum dazwischen war, und die Bettdecken einander berührten. Hier verweilten wir sechs Tage, und während dieser Zeit war zwischen uns kein Augenblick Friede; weil ich ihr immer vorwarf, daß es Thorheit wäre, Haus und Habe andern

Leuten, wär' es auch einer leiblichen Mutter, zu überlassen. Dabey ging ich so oft aus dem Hause, und kam wieder zurück, daß endlich die Wirthinn einst, wie Estefania ausgegangen war, um sich (wie sie sagte) zu erkundigen, wie ihre Sachen ständen, sich nicht enthalten konnte, mich zu fragen, was mich bewöge, so oft mit meiner Frau zu zanken, und was sie gethan hätte, daß ich sie so heruntermachte, und ihr vorwürfe, sie hätte mehr thöricht als freundschaftlich gehandelt. Ich erzählte ihr die ganze Sache, daß ich Estefanien geheirathet, und was sie mir zum Heirathsgut mitgebracht hätte, und wie einfältig es von ihr gehandelt wäre, Doña Clementen ihr Haus und ihre Sachen hinzugeben, wenn es gleich in der guten Absicht geschehen sey, sich einen so angesehenen Mann, wie Don Lope zu verschaffen. Die gute Frau fing an, sich zu kreuzen und zu segnen, und ein Jesus Maria über das andere auszurufen über das abgefeimte Weib; so daß mir ganz schwul dabey ward. „Herr Fähndrich (sprach sie endlich), ich weiß nicht ob ich recht thue, wenn ich Euch etwas entdecke, das ich doch auch mit gutem Gewissen nicht verschweigen kann. Aber es will heraus; also in Gottes Nahmen! was wahr

ist, muß doch wahr bleiben, es mag davon kommen was will. Die Wahrheit zu sagen, Doña Clementa Buesso ist die wirkliche Eigenthümerinn des Hauses und des Hausraths, den man Euch als euer Heirathsgut vorgespiegelt hat, und alles, was Euch Doña Estefania vorschwatzt, sind lauter Lügen. Sie hat weder Haus noch Hof, und keinen andern Rock in der Welt, als den sie am Leibe trägt. Um Euch zu betriegen, hat sie die Gelegenheit wahrgenommen, daß Doña Clementa eine Reise zu ihren Verwandten in Placenzia gemacht, und hernach eine neuntägige Andachtsübung im Kloster der lieben Frau zu Guadalupe verrichtet hat. In der Zwischenzeit hatte sie Doña Estefanien, die ihre gute Freundinn ist, die Aufsicht über ihr Haus überlassen. Wenn man's recht bedenkt, so kann man's dem armen Weibe nicht verdenken, daß sie gesucht hat, einen so braven Mann, wie den Herrn Fähndrich zu bekommen."

Hier hatte ihre Rede ein Ende, und bey mir fing die Wuth an zu kochen, und ich wäre gewiß rasend geworden, wenn mein guter Engel nur ein wenig gezaudert hätte, mir zu Hülfe zu kommen,

und meinem Herzen zu sagen, ich müßte bedenken, daß ich ein Christ wäre, und daß ein Mensch sich nicht ärger versündigen könnte, als durch die Sünde der Teufel — die Verzweiflung. Diese Betrachtung, oder gute Eingebung machte mich ein wenig ruhiger; doch konnt' ich mich nicht enthalten, Mantel und Degen zu nehmen, und Estefanien nachzugehen, in der Absicht, ein Beyspiel der Rache an ihr aufzustellen. Aber das Schicksal, das entweder günstiger, oder ungünstiger gegen mich war, als ich hoffte, wollte, daß ich sie nirgends fand, wo ich sie aufsuchte. Ich ging nach San Llorente, verrichtete meine Andacht an die heilige Jungfrau, setzte mich auf eine Bank, und fiel in einen so tiefen Schlaf, daß ich nicht eher erwachte, bis mich jemand weckte. Voll Verdruß und Aergerniß ging ich zu Doña Clementa, und fand sie als Frau in ihrem Hause in guter Ruhe. Weil aber Don Lope gegenwärtig war, wagte ich's nicht, ihr etwas zu sagen. Ich ging wieder zu meiner Wirthinn, und diese kam mir mit der Nachricht entgegen, sie habe Estefanien gesagt, daß ich hinter alle ihre Schliche gekommen sey; diese habe darauf gefragt, was für eine Miene ich dazu machte, und sie habe ihr ge-

antwortet, ich hätte mich sehr zornig bezeigt, und wäre mit böser Laune und mit noch schlimmeren Absichten aus dem Hause gegangen. Sie gestand mir zugleich, Estefania habe sich mit dem ganzen Inhalt meines Koffers unsichtbar gemacht, und habe mir nichts, als ein Reisekleid übrig gelassen. Jetzt war es wieder höchst nöthig, daß mich der Himmel mit seiner Hand hielt. Ich besichtigte meinen Koffer, und fand ihn offen, und so leer wie ein Grab, das auf eine Leiche wartet — und das wäre ich wirklich selbst geworden, wenn ich in diesem Augenblick Besinnung genug behalten hätte, den ganzen Umfang meines Unglücks zu fühlen und zu überdenken."

„Ja wohl war euer Unglück groß genug (unterbrach ihn Peralta), da Estefania Euch so viele kostbare Ketten und Hutbänder entwandte, und das Sprichwort ward an Euch erfüllt, daß ein Unglück selten allein kommt."

„Dieser Verlust (sprach Campuzano) machte mir eben keine graue Haare; denn ich konnte auch wohl sagen:

„Vollfuß hat Lahmbein zur Ehe begehrt,
und Lahmbein war nichts bessers werth.",

„Ich verstehe nicht, was Ihr damit sagen wollt“ sprach Peralta.

„Ich will damit sagen (versetzte der Fähndrich), daß der ganze Plunder von Ketten, Hutschnüren und andern Schnurrpfeifereyen kein Dutzend Gulden werth war.“

„Wie ist das möglich (fragte der Licentiat), da die Kette, die der Herr Fähndrich am Halse trug, allein am Gewicht über zweyhundert Ducaten werth zu seyn schien?“

„Ja, wenn der Schein nicht betröge! Aber so wie nicht alles Gold ist, was glänzt, so waren auch die Ketten, Hutschnüre, Berlocken und andere Siebensachen, nichts anders, als Tomback und Flitterwerk; allein so artig gemacht, daß nur das Feuer, oder der Probierstein, den Mangel des Gehalts entdecken konnten.“

„Auf diese Weise (sprach der Licentiat) ist zwischen Euch und Estefanien die Partie wohl ziemlich gleich?“

„So gleich (versetzte der Fähndrich), daß wir nur immer wieder von neuem Karten mischen kön-

nen. Aber Herr Licentiat, das Unglück ist, sie kann meine falschen Ketten wieder los werden, und mir bleibt ihre falsche Waare am Halse hängen. Denn ich mag mich drehen und wenden, wie ich will, so bleibt sie doch immer mein Eigenthum."

„Dankt dem Himmel, daß das Eigenthum Füsse hat, und davon gelaufen ist, Herr Campuzano (sprach Peralta), und daß Euch niemand zwingt, es wieder zu suchen."

„Das ist wohl wahr (sprach der Fähndrich). Aber wenn ich sie auch nicht suche, so liegt sie mir doch immer im Sinn, und wo ich gehe und stehe, da ist mir immer meine Schande allenthalben gegenwärtig."

„Ich weiß nicht was ich dazu sagen soll (erwiederte Peralta), ausser daß mir die zwey Zeilen des Petrarca dabey einfallen, wo er sagt:

„Che chi prende diletto, di far frode,
non si ha di lamentar, se altro l'inganna.
Wer andern immer gerne Nasen dreht,
Der klage nicht, wenn man ihn hintergeht."

„Ich beklage mich auch nicht (sprach Campuzano), sondern ich klage nur mein Leiden. Denn der Uebelthäter kann sich nicht enthalten, unter den Streichen der Geissel zu schreyen, wenn er gleich nicht läugnen kann, daß er sie mit Recht empfängt. Ich sehe wohl ein, daß ich habe betriegen wollen, und daß man mich betrogen, und mich mit meiner eigenen Münze bezahlt hat; allein ich kann meine Empfindungen nicht so weit unterdrücken, daß ich mich nicht über mich selbst beklagen sollte. Um aber auf die Hauptsache meiner Geschichte zu kommen (denn diesen Nahmen hat die Summe meiner Begebenheiten wohl verdient), so muß ich Euch sagen, daß ich erfuhr, der Vetter, der (wie ich Euch gesagt habe) bey unserer Hochzeit gegenwärtig gewesen, und schon seit langer Zeit Estefaniens Bekannter war, sey mit ihr davon gegangen. Ich hatte nicht Lust, ihnen nachzusetzen, um mir nicht dasjenige Uebel zu hohlen, das mir noch fehlte. Ich nahm Abschied von meinem Quartier, und wenige Tage nachher auch von meinen Haaren; denn zuerst fielen mir die Augenbrauen und Wimpern aus, und hernach alle Haare. Mit einem Worte, eine ekelhafte Krankheit machte mich in kurzer Zeit so vollkom-

men kahl, daß ich kein Haar im Bart und keinen Häller im Säckel behielt. Mit meiner Krankheit hielt meine Dürftigkeit gleichen Schritt, und da die Armuth die Schamröthe vertreibt; den einen an den Galgen, den andern ins Spital bringt, und den dritten nöthigt, sein Brod demüthig vor der Thür seines Feindes zu betteln (eine der tiefsten Stufen des Elends, zu welcher ein Unglücklicher hinabsinken kann), so begab ich mich, um nicht die Kleider zuzusetzen, die in gesunden Tagen meine Blösse bedecken sollten, in das Hospital zur Auferstehung, um die Zeit, da die Schwitzcuren anfangen. Hier hab' ich vierzig Schweißmittel gebraucht, und man sagt mir, ich werde gesund werden, wenn ich mich in Acht nehme. Meinen Degen hab' ich, und für das Uebrige wird der Himmel Rath schaffen."

Der Licentiat wiederhohlte das Anerbieten seiner Dienste, und bezeigte seine Verwunderung über das, was er gehört hatte. „Ihr wundert Euch über Kleinigkeiten, Herr Peralta, (sprach der Fähndrich). Ich kann Euch noch ganz andere Dinge erzählen, die vollends übernatürlich sind. Was meynt Ihr, wenn ich Euch sage, daß ich

mein Unglück für ein Glück halte, weil es mich in dieß Spital geführt hat, wo ich etwas gesehen habe, das Ihr mir nun und nimmermehr glauben werdet, so wenig als irgend ein anderer Mensch in der Welt?"

Diese Vorrede und Einleitung, die der Fähndrich machte, ehe er erzählte, was er gesehen hatte, machte den Licentiaten so neugierig, daß er ihn aufs angelegentlichste bat, ihm unverzüglich die Wunder zu erzählen, die er noch gesehen hätte.

„Ihr habt doch (sprach Campuzano) die beyden Hunde wohl gesehen, die den Bettelmönchen des Abends die Laternen vortragen, wenn sie Almosen sammeln?"

„Ja, die hab' ich gesehen," sprach Peralta.

„Ihr habt also wohl auch bemerkt, (wenigstens sagt man es von ihnen) daß sie, wenn ein Almosen aus dem Fenster geworfen wird, gleich mit der Leuchte darnach suchen, und daß sie von selbst vor den Fenstern still stehen, wo sie wissen, daß man ihnen gewöhnlich Almosen zuwirft, und daß sie so

fromm dabey umhergehen, daß sie mehr Lämmern, als Hunden gleichen; da sie hingegen das Hospital wie wahre Löwen mit Eifer und Sorgfalt bewachen.“

„Das alles hab' ich gehört (versetzte Peralta); allein es nimmt mich alles eben nicht groß Wunder.“

„So sollt Ihr Euch wenigstens genug wundern müssen, über das, was ich Euch noch von ihnen zu sagen habe. Aber Ihr müßt Euch gefallen lassen, mir zu glauben, ohne Euch zu kreuzen und zu segnen, oder von Unmöglichkeiten zu sprechen: Ich muß Euch nur sagen, daß ich selbst gehört, und fast mit meinen Augen gesehen habe, wie diese beyden Hunde, wovon der eine Scipio heißt, und der andere Berganza, eines Abends (es war der vorletzte meiner Schwitzcur) hinter meinem Bett auf einigen alten Matten lagen, und wie ich um Mitternacht im Dunkeln schlaflos auf meinem Lager an meine vergangenen Begebenheiten und an mein jetziges Elend dachte, hörte ich ein Par Stimmen hinter mir sprechen; und wie ich horchte, wer das Gespräch führte, und wovon

die Rede wäre, merkte ich an dem Inhalt der Unterredung, daß die beyden Hunde sich mit einander unterhielten."

Wie Campuzano dieß sagte, sprang der Licentiat vom Stuhl auf, und sagte: „Geht mit Gott, Herr Campuzano! Bisher hab' ich gezweifelt, ob ich die Geschichte von eurer Heirath glauben sollte, oder nicht. Weil Ihr mir jetzt aber sagt, daß Ihr die Hunde habt sprechen gehört, so nehmt mir's nicht übel, daß ich mich erklären muß, Euch gar nicht zu glauben. Um des Himmels willen, Herr Fähndrich, sagt dergleichen Ungereimtheiten ja keinem andern, als solchen Freunden, wie ich bin."

„Haltet mich nicht für so einfältig (erwiederte Campuzano) daß ich nicht begriffe, daß Thiere nur durch ein Wunderwerk reden können. Ich weiß wohl, wenn man Staare, Aelstern, oder Papageyen schwatzen hört, daß das weiter nichts ist, als Worte, die sie auswendig lernen, und die Fertigkeit haben, sie nachzuplappern; und daß sie deswegen nicht sprechen, oder sich mit Zusammenhang unterreden können, wie diese Hunde. Darum hab'

ich auch, seitdem ich sie hörte, sehr oft mir selbst nicht glauben können, und bin bisweilen in Versuchung gerathen, alles für einen Traum zu halten, was ich mit wachenden Augen und mit allen fünf Sinnen, die mir Gott gegeben hat, vernahm, anmerkte, und hernach Wort für Wort aufschrieb, woraus sich doch die Wahrheit, die ich behaupte, hinlänglich ergiebt. Die Sachen, wovon sie sprachen, waren eben so wichtig, als vielumfassend, und hatten mehr das Gepräge einer Unterhaltung weiser Männer, als eines Hundegeschwätzes; so daß ich sie selbst nicht hätte erfinden können, und folglich wider meinen Dank und Willen glauben muß, daß ich nicht träumte, sondern daß die Hunde wirklich sprachen."

„Sapperment! (rief der Licentiat). Ich glaube die Feyenzeiten sind wiedergekommen, da die Kürbisse Reden hielten; oder die Zeiten Aesops, wie der Hahn mit dem Fuchs und jedes Thier mit dem andern plauderte."

„Ihr könnt mich selbst eins von den dummsten Thieren nennen (versetzte der Fähndrich), wenn ich glaube, daß diese Zeiten wiedergekommen sind.

Aber von der andern Seite müßt' ich auch ein Thier seyn, wenn ich nicht glaubte, was meine Ohren gehört und meine Augen gesehen haben, und was ich mit einem solchen Eide bekräftigen kann, daß der Unglaube selbst mir Glauben beymessen muß. Aber gesetzt, ich hätte mich geirrt, und was ich für wahr halte, wäre nur ein Traum, und es wäre thöricht, es als eine Wirklichkeit zu behaupten: würdet Ihr dessen ungeachtet nicht neugierig seyn, Herr Licentiat Peralta, die Sachen in einem aufgeschriebenen Gespräch zu lesen, die meine Hunde (oder wer es sonst seyn mochte) gesagt haben?"

„Wenn Ihr Euch nur nicht weiter bemühen wollt, mich zu überreden, daß die Hunde gesprochen haben (erwiederte der Licentiat), so will ich das Gespräch gern anhören. Denn da es ein so vernünftiger Mann, wie der Herr Fähndrich, niedergeschrieben hat, so kann es nicht anders, als unterhaltend seyn."

„Noch eins bitt' ich zu bemerken (sprach Campuzano). Da ich so aufmerksam zuhörte; da meine Urtheilskraft so frey und unbefangen, und

mein Gedächtniß so wenig überladen war (Dank den Habersuppen, womit man mich so lange gefüttert hatte!), so behielt ich alles genau auswendig, und brachte es am folgenden Tage fast mit denselben Worten zu Papier, wie ich es gehört hatte, ohne mich um Rednerblümchen zu bekümmern, es auszuschmücken, und ohne etwas dazu, oder davon zu thun, um es zu verschönern. Das Gespräch dauerte nicht nur eine, sondern zwey Nächte hinter einander. Ich habe nur die eine beschrieben, die das Leben des Berganza enthält, und ich denke das Leben des Scipio, welches in der folgenden Nacht erzählt ward, erst dann zu beschreiben, wenn ich sehe, daß man dieses glaubt, oder es wenigstens nicht verschmäht. Ich habe das Gespräch hier im Busen; es ist in der Form eines Dialogs aufgesetzt, um das „sprach Scipio“ und „antwortete Berganza“ zu vermeiden, wodurch der Vortrag nur schleppend wird.“

Der Fähndrich zog das Heft heraus, und gab es dem Licentiaten, der es mit einem solchen Lächeln empfing, als wenn ihm alles, was er gehört hatte, und was er jetzt lesen sollte, nur Spaß schiene.

„Ich will unterdessen auf diesem Stuhl ausruhen (sprach der Fähndrich), bis Ihr diese Träumereyen, oder Albernheiten (wie Ihr sie nennen wollt) durchgelesen habt. Sie haben wenigstens das Gute an sich, daß man sie weglegen kann, so bald sie einem Langeweile machen."

„Thut wie es Euch beliebt (sprach Peralta). Ich werde mit dem Lesen bald fertig werden."

Der Fähndrich machte sich's bequem; der Licentiat schlug das Heft auf, und fand es folgendermassen überschrieben:

## Gespräch

zwischen Scipio und Berganza, zwey Hunden im Hospital zur Auferstehung in Valladolid, vor dem Thor del Campo, gewöhnlich die Hunde des Mahudes genannt.

---

Scipio. Diese Nacht, Freund Berganza, laß uns einmahl das Spital der Vorsehung überlassen, und uns hier in der Einsamkeit auf diese Matten hinstrecken, wo wir unbehorcht uns der unerwarteten Gnade erfreuen können, die der Himmel uns beyden zu gleicher Zeit erwiesen hat.

Berganza. Freund Scipio! Ich höre Dich reden, und weiß, daß ich mit Dir rede; und doch kann ich es kaum glauben, weil es mir übernatürlich scheint, daß wir beyde sprechen.

Scipio. Du hast Recht, Berganza, und das Wunder ist um desto grösser, da wir nicht nur reden, sondern so zusammenhängend reden, als wenn

wir Vernunft hätten; da es uns doch so sehr daran gebricht, daß der Unterschied zwischen Menschen und Vieh eigentlich darin besteht, daß der Mensch ein vernünftiges, und das Vieh ein unvernünftiges Thier ist.

Berganza. Ich verstehe alles, was Du sagst; und daß Du es sagest, und daß ich es verstehe, das nimmt mich eben am meisten Wunder. Es ist wohl wahr, ich habe in meinem Leben oft und viel von unsern guten Eigenschaften reden gehört, so daß manche geglaubt haben, bey sehr vielen Gelegenheiten einen so feinen und lebhaften natürlichen Instinct bey uns wahrzunehmen, daß man uns beynahe einen gewissen Grad von Vernunft und Ueberlegung zuschreiben müßte.

Scipio. Was ich immer am meisten an uns rühmen hörte, das betraf unser vortreflliches Gedächtniß, unsere Dankbarkeit, und unsere unverbrüchliche Treue, weswegen man uns als ein Sinnbild der Freundschaft zu schildern pflegt. So wirst Du auch gesehen haben, (wenn Du darauf achtetest), daß man auf den marmornen Grabmählern, wo die Figuren der Begrabenen abgebildet sind,

wenn sie Mann und Weib vorstellen, gemeiniglich zu ihren Füssen einen Hund anzubringen pflegt, zum Zeichen der unverbrüchlichen Freundschaft und Treue, womit sie einander ergeben waren.

Berganza. Ich weiß wohl, daß es Hunde gegeben hat, deren Dankbarkeit so weit ging, daß sie sich mit der Leiche ihres Herrn in die Gruft gestürzt haben. Andere legten sich auf das Grab ihrer Gebieter, und wichen nicht von der Stelle, bis sie der Hunger tödtete. Ich weiß auch wohl, daß nächst dem Elephanten der Hund den meisten Anschein von Verstand verräth. Nach ihm folgt das Pferd, und dann der Affe.

Scipio. Das ist alles wahr. Aber du wirst mir doch gestehen, daß Du nie weder gesehen, noch gehört hast, daß ein Elephant, ein Hund, ein Pferd, oder ein Affe gesprochen hätte. Deswegen ahndet mir fast, daß unsere plötzlich erlangte Gabe der Sprache zu den bösen Vorbedeutungen gehört, deren Erscheinung, wie die Erfahrung zeugt, ganzen Ländern und Völkern Unglück und Umsturz droht.

Berganza. Dann würd' ich mich nicht lange bedenken, auch das für eine böse Vorbedeutung zu

halten, was ich vor einiger Zeit von einem Studenten hörte, wie ich durch Alcala de Henares ging.

Scipio. Was sagte denn der Student?

Berg. Daß von fünftausend jungen Leuten, die damahls auf der Universität studierten, zweytausend sich auf die Arzeneykunde legten.

Scipio. Und was folgerst Du denn daraus?

Berg. Entweder diese zweytausend Aerzte müssen Kranke genug zu curieren finden (und das wäre wahrhaftig eine grosse Plage und Unglück); oder sie selbst müssen Hungers sterben.

Scipio. Dem allen sey wie ihm wolle! Genug, wir beyde sprechen, es mag nun Gutes oder Böses bedeuten. Denn was der Himmel verhängt hat, das kann doch kein menschlicher Fleiß oder Weisheit verhindern. Also brauchen wir nicht weiter darüber zu streiten, wie und warum wir die Sprache bekommen haben. Besser ist's, wir machen uns den guten Tag, oder die gute Nacht, zu

Nutze; und weil wir es hier auf diesen Matten so gut haben, und nicht wissen können, wie lange unser Glück währt, so laß uns wenigstens zeigen, daß wir wissen, es zu gebrauchen, und laß uns die ganze Nacht zusammen verplaudern, ohne dem Schlaf zu verstatten, uns in einem Vergnügen zu stören, welches ich mir seit langer Zeit schon gewünscht habe.

Berg. Und ich nicht weniger. Seitdem ich Kräfte genug hatte, an einem Bein zu nagen, wünschte ich schon, sprechen zu können, um die Sachen auszudrücken, die ich mir ins Gedächtniß prägte, und die mir dort vor Alter und Menge verrosteten, oder verlohren gingen. Jetzt aber, da ich so unerwarteter Weise mich mit der himmlischen Gabe der Sprache beschenkt sehe, will ich sie auch geniessen, und sie mir zu Nutz machen, um alles heraus zu sagen, was mir einfällt, wenn es auch ein wenig gedrängt und verwirrt herauskommt; denn ich weiß doch nicht, wie bald man mir dieses Geschenk wieder abfordern wird, das ich nur als ein Darlehn ansehe.

Scipio. Weißt Du, wie wir's machen wollen, Berganza? Diese Nacht sollst Du mir deine

Lebensgeschichte erzählen, und die Schicksale, welche Dir bis auf den heutigen Tag begegnet sind. Und wenn wir morgen Abend noch die Gabe der Sprache besitzen, so will ich Dir die meinigen erzählen; denn man bringt die Zeit besser zu, indem man sein eigenes Leben mustert, als wenn man sich um fremder Leute Wandel bekümmert.

Berg. Ich habe Dich immer für verständig und freundschaftlich gehalten, Scipio, und in diesem Augenblick noch mehr, als jemahls. Denn es ist freundschaftlich von Dir, daß Du mir deine Begebenheiten erzählen und die meinigen wissen willst; und Du hast die Zeit sehr vernünftig bestimmt, in welcher wir sie uns einander mittheilen können; aber sieh vorher zu, ob wir auch behorcht werden.

Scipio. Ich glaube nicht. Hier liegt zwar nicht weit von uns ein ehrlicher Kriegsknecht im Schwitzkasten; er wird aber um diese Zeit wohl lieber schlafen, als sich aufs Horchen legen.

Berganza. Da wir also in Sicherheit plaudern können, so höre mir zu, und wenn Du Lan-

geweile fühlst, so weise mich zurecht, oder heisse mich schweigen.

Scipio. Schwatze bis morgen, oder bis man uns stört. Ich will Dir mit Vergnügen zuhören, und Dich nicht anders unterbrechen, als wenn's nöthig ist.

Berganza. Ich glaube, daß ich das Licht der Welt zuerst in Sevilla erblickt habe, und zwar im Schlachthause vor dem Fleischthore. Dieß allein (wenn auch nicht andere Umstände dazu kämen, die ich hernach erzählen werde), würde mich vermuthen lassen, daß meine Aeltern von demjenigen Schlage von Bullenbeissern waren, welche jene Diener des Blutvergiessens, die man Metzger nennt, aufzuziehen pflegen. Mein erster Herr, dessen ich mich erinnern kann, hieß Niclas mit der Stumpfnase. Er war ein handfester, finsterer, jachzorniger Kerl, wie die meisten Fleischer sind. Dieser Niclas lehrte mich und einige andere junge Hunde, wie wir nach dem Beyspiel der alten Bullenbeisser die Ochsen anfallen, und bey den Ohren packen sollten, und ich ward bald Meister in dieser Kunst.

Scipio. Das wundert mich nicht, Berganza. Denn da das Böse wie Wucherkraut mit uns aufwächst, so lernt man es leicht.

Berg. Ja wohl; aber was würdest Du von all' den Streichen sagen, die ich im Schlachthause sah, und von den Bubenstücken, die dort getrieben werden! Zum ersten kannst Du voraussetzen, daß alle, die daselbst arbeiten, vom Kleinsten bis zum Grössesten, lauter Leute sind, die ein weites Gewissen und kein Gefühl haben, und die sich um Gesetz und Obrigkeit nicht bekümmern. Die meisten halten sich Menscher. Sie sind wie die gierigen Geyer, und nähren sich und ihre Weibsbilder vom Raube. An jedem Fleischtage wimmelt es in der Fleischbank früh morgens von Mägden und Buben, die alle mit leeren Säcken dahin kommen, und sie voll grosser Stücke, und beynahe ganzer Viertel, wieder wegschleppen. Da wird kein Stück Vieh geschlachtet, wovon diese nicht ihren Zehnten und die Erstlinge von dem Leckersten und Besten abhohlen; und da in Sevilla keine Abgabe vom Fleisch bezahlt wird, so kann ein jeder hinbringen, was er will, und was zuerst geschlachtet wird, ist entweder das Beste, oder das wohlfeilste, und folg-

lich ist immer überflüssiger Vorrath.*) Die Eigenthümer geben diesen saubern Vögeln immer die besten Worte, nicht darum, daß sie gar nicht stehlen sollen (denn das wäre vergebliche Mühe), sondern nur, damit sie es nicht zu grob machen, wenn sie an dem geschlachteten Vieh schnitzeln und klauben, als wenn sie Weiden, oder Weinreben beschnitten. Ueber nichts habe ich mich aber mehr gewundert, und nichts ist mir so abscheulich vorgekommen, als daß sie mit eben so kaltem Blut einen Menschen erschlagen, wie ein Rind. Um nichts und wieder nichts sind sie in einem Augenblick bey der Hand, einem ein Schlachtmesser in den Wanst zu jagen, als wenn sie ein Kalb abstächen. Es ist ein Wunder, wenn ein Tag vergeht ohne Zank und Balgerey, oder auch wohl ohne Mord und Todschlag. Alle thun sich auf ihre Herzhaftigkeit zu gut, und haben dabey ihren

---

*) Ich gestehe, daß die vorhergehende Stelle mir nicht recht deutlich ist. Ich weiß sie aber nicht anders zu geben. Hier ist sie so, wie sie im Original steht: Y como en Sevilla no hay obligado de la carne, cada uno puede traer la que quisiere, y la que primero le mata, ò es la mejor, ò la de mas baxa postura; y con este concierto hay siempre mucha abundancia.

guten Theil Liederlichkeit. Ein jeder von ihnen hält sich für den gehörigen Tribut an Kalbskeulen, Ochsenzungen und dergleichen, seinen Schutzengel auf dem Platze von San Francisco. Kurz, ich hörte einst einen vernünftigen Mann erklären, daß der König an drey Orten in Sevilla nichts zu befehlen hätte, in der Strasse de la Caza, auf der Costanilla, und im Schlachthause.

Scipio. Wenn Du bey der Beschreibung der Gemüthsart deiner Herren, und den Mißbräuchen bey ihren Gewerben Dich immer so lange, wie dießmahl aufhalten willst, so werden wir den Himmel bitten müssen, uns die Sprache wenigstens ein Jahr lang zu lassen; und dennoch fürcht' ich, wenn Du so fortfährst, daß Du deine Geschichte nicht bis zur Hälfte zu Ende bringst. Ich will Dir noch etwas sagen (das Dich die Erfahrung lehren wird, wenn ich Dir die Geschichte meines eigenen Lebens erzähle), nähmlich, daß einige Geschichten schon an sich selbst durch ihren Inhalt unterhaltend sind, und daß hingegen andere es erst durch den Vortrag werden. Das heißt, einige kann man erzählen ohne Aufwand von rednerischen Ausdrücken und Figuren; andere muß man in gefäl-

lige Worte einkleiden; muß suchen, durch Mienen, Geberden und Stimme aus nichts etwas zu machen, und dem platten und schalen Geschwätz einen Anstrich von Wohllaut und Scharfsinn zu geben. Vergiß diese Erinnerung nicht, und mache sie Dir während deiner übrigen Erzählung zu Nutz.

Berg. Ich will mein Bestes thun, wenn es mir meine grosse Begierde zu schwatzen verstattet; allein es wird mir schwer werden, meine Zunge im Zaum zu halten.

Scipio. So nimm die Trense zu Hülfe. Denn sie richtet sonst den meisten Schaden in der Welt an.

Berg. Weiter demnach: Mein Herr hatte mich gelehrt, einen Korb im Maule zu tragen, und ihn gegen einen Jeden zu vertheidigen, der ihn mir nehmen wollte. Er lehrte mich auch das Haus seines Liebchens finden, damit diese nicht nöthig hätte, ihre Magd nach der Fleischbank zu schicken, weil ich ihr des Morgens dasjenige hinbrachte, was er schon vor Sonnenaufgang gestohlen hatte. Einmahl, wie ich in der Dämmerung

eilig lief, die Portion hinzutragen, hörte ich, daß man mich aus einem Fenster bey meinem Nahmen rief. Ich sah auf, und ward ein wunderschönes Mädchen gewahr. Ich wartete ein wenig; sie kam herunter an die Hausthür und rief mich wieder. Ich ging zu ihr, zu sehen, was sie von mir wollte; und sieh da, sie nahm mir das Fleisch weg, und warf mir dafür einen alten Pantoffel in meinen Korb. „Das Fleisch (dacht' ich) ist den Weg alles Fleisches gegangen.“ Wie mir's das Mädchen abgenommen hatte, sagte sie: „Geh' hin, Gavilan, oder wie Du sonst heissen magst, und sage deinem Herrn, dem stumpfnasigen Niclas, er soll keinen Thieren trauen. Uebrigens vom Wolfe das Fell, und aus deinem Korbe diese Sportel.“ Ich hätt' ihr den Raub wohl wieder abjagen können; allein ich that es nicht, weil ich mit meinem schmutzigen blutigen Metzgerrachen ihre saubern weissen Händchen nicht besudeln wollte.

Scipio. Du thatest wohl; denn es ist ein Vorrecht der Schönheit, daß man ihr immer mit Achtung begegnen muß.

Berg. Darum that ich es auch, und kam ohne Fleisch und mit dem Pantoffel zu meinem

Herrn zurück. Es schien ihm, daß ich sehr bald zurück käme; und wie er den Pantoffel gewahr ward, merkte er den Streich, zog sein Messer, und that einen solchen Stoß nach mir, daß Du jetzt diese und manche andere Geschichte nicht von mir hören würdest, wenn ich ihm nicht hurtig aus dem Wege gesprungen wäre. Ich nahm Reißaus, flüchtete hinter San Bernardo ins weite Feld, und ging wohin mich das Schicksal führte. Diese Nacht schlief ich unter freyem Himmel. Des andern Tages führte mich mein Schicksal zu einer Herde Schafe, oder Hämmel. Wie ich diese gewahr ward, glaubte ich recht in den Mittelpunct meines Berufs versetzt zu werden; denn nichts schien mir für einen Hund ein schicklicheres Geschäft zu seyn, als die Herden zu hüten; weil diese Beschäftigung die grosse Tugend erfordert, daß man die Demüthigen und Schwachen gegen die Mächtigen und Stolzen vertheidigt. Kaum ward einer von den drey Hirten, die bey der Herde waren, mich gewahr, so lockte er mich zu sich, und da ich nichts besseres wünschte, so näherte ich mich ihm mit gebücktem Kopf und wedelndem Schwanze. Er streichelte mir den Rücken, öffnete mir den Rachen, betrachtete meine Zähne und sah, wie alt

ich wär, und versicherte den andern Schäfern, ich hätte alle Merkmahle eines Hundes von trefflicher Art an mir. Indem kam der Herr der Herde auf einer grauen Stute mit türkischem Reitzeuge, mit Schild und Spieß bewaffnet, so daß er mehr einem Strandreiter, als einem Viehhändler ähnlich schien. Er fragte den Schäfer: „Was für ein Hund ist das? Er scheint von guter Art zu seyn.“ „Das könnt Ihr glauben, Herr (sprach der Schäfer). Ich hab' ihn genau betrachtet, und ich finde alle möglichen Kennzeichen an ihm, daß er ein ganzer Hund werden wird. Er hat sich eben jetzt gezeigt, und ich weiß nicht wem er gehört; aber ganz gewiß gehört er keinem von den Hirten hier in der Nähe.“ „Wenn das ist (sprach der Herr) so thut ihm nur gleich das Halsband des Leoncillo um, der verreckt ist; gebt ihm zu fressen, wie den andern Hunden, und haltet ihn so gut, wie Ihr könnt, damit er gern bey Euch und bey den Herden bleibt.“ Darauf ritt er fort; der Hirt legte mir gleich ein stacheliges Halsband um, nachdem man mir vorher in einem Troge einen tüchtigen Milchbrey vorgeschüttet hatte, und man gab mir den Nahmen Barcino. Bey meinem neuen Herrn und in meinem neuen Dienst bekam ich

vollauf zu fressen; und ich hütete die Herde mit Fleiß und Sorgfalt, und verließ sie nicht anders, als des Nachmittags, um im Schatten eines Baums, oder Ufers, oder Felsens, oder Busches, auszuruhen, oder auch am Rande eines von den vielen Bächen, welche die Fluren wässerten. Diese Stunden der Ruhe brachte ich inzwischen nicht müssig zu, sondern ich wandte sie an, um an mancherley Dinge zurück zu denken, besonders an das Leben, das ich in der Fleischbank geführt hatte, und an die Lebensart, welche mein Herr führte, so wie alle diejenigen, die sich in die ungereimten Launen ihrer Menscher fügen müssen. Wie viele Dinge könnt' ich Dir erzählen, die ich in der Schule der gierigen Buhlinn meines Herrn lernte! Aber ich will sie verschweigen, damit Du mich nicht einen Schwätzer und Lästermaul nennst.

Scipio. Ein grosser Dichter des Alterthums soll ja gesagt haben, es sey schwer, sich der Satyre zu enthalten. Ich habe also auch nichts dawider, wenn Du ein wenig im Allgemeinen lästerst; doch so, daß Du nur hinzielest und nicht verwundest, und niemand durch all' zu kenntliche Schilderung persönlich angreifst. Denn der Spott

(wenn er auch manchmal belacht wird), taugt nicht, so bald er Jemand zum Nachtheil gereicht; und wenn Du ihn vermeiden kannst, ohne der Anmuth deiner Erzählung Abbruch zu thun, so will ich Dich für sehr verständig halten.

Berganza. Ich will deinem Rath folgen, und mich verlangt schon, deine Begebenheiten zu hören. Denn wer die Fehler, die ich in der Erzählung der meinigen begehe, so geschickt zu rügen und zu verbessern versteht, von dem kann man mit Recht erwarten, daß er seine eigenen Begebenheiten so erzählen werde, daß sie zugleich belehren und unterhalten. Um indessen den Faden meiner Geschichte wieder anzuknüpfen, so muß ich Dir sagen, daß ich in den Stunden meiner Nachmittagsruhe zugleich überlegte, daß das alles doch wohl nicht wahr seyn müßte, was ich von dem Schäferleben gehört hatte; wenigstens von solchen Schäfern, von welchen meines Herrn Liebste in einigen Büchern zu lesen pflegte, wenn ich in ihr Haus kam. Diese handelten alle von Schäfern und Schäferinnen, von welchen es hieß, daß sie ihr ganzes Leben hindurch nichts anders thaten, als singen und springen, und auf Lauten und Flöten,

Schalmeyen und Zithern, und allerley herrlichem Klangspiel zu spielen. Ich hatte ihr oft zugehört, wenn sie las, wie der Schäfer Anfriso so lieblich und göttlich das Lob der unvergleichlichen Belisarda sang, und daß in allen Wäldern Arcadiens kein Baum war, an dessen Stamm er nicht gesessen und gesungen hätte, von dem Augenblick an, da Phöbus am Arm Aurorens hervorging, bis zu dem Augenblick, da er sich in den Armen der Thetis wieder entfernte, ja, daß er auch dann noch nicht aufhörte, seine wohlgesungenen und noch besser gewimmerten Klagen vorzubringen, wenn die Nacht bereits ihre Rabenflügel über die Erde gebreitet hatte. Sie überhüpfte auch nicht die Geschichte des Schäfers Elicio, der mehr verliebt, als beherzt war, und von dem man sagt, daß er seine Liebe und seine Herde vergaß, wenn er nur die Nase in fremde Händel stecken konnte. Sie machte die Bemerkung, daß Philidens berühmter Schäfer, der so einzig und vortrefflich in seinen Schilderungen war, mehr offenherzig als glücklich gewesen sey. Von dem Schmachten des Sireno und von Dianens Reue pflegte sie zu sagen, sie dankte Gott und der weisen Felicia, daß diese mit dem bezauberten

Wasser alle diese Verwirrungen aufgelöst und aus dem verwickelten Labyrinth einen Ausgang gezeigt hätte. Ich erinnerte mich damahls noch an manches andere Buch von diesem Schlage, das ich gehört hatte; sie verdienen aber jetzt nicht erwähnt zu werden.

Scipio. Du fängst an, Dir meine Erinnerung zu Nutz zu machen, Berganza. Tadle, stichle und spotte immer fort, und laß nur deine Absicht rein seyn, wenn auch deine Reden es nicht zu seyn scheinen.

Berg. In solchen Fällen pflegt die Zunge nicht zu straucheln, wenn nicht die Absicht schon vorher zu Falle kommt. Sollt' ich jedoch von ungefähr, oder absichtlich, etwas Bitteres mit einfliessen lassen, und man wollte mich darüber tadeln, so würde ich antworten, was der närrische Poet Mauleon (ein lächerliches Mitglied der Akademie der Nachahmer) demjenigen zur Antwort gab, der ihn fragte, was Deum de Deo auf Spanisch hiesse. „De donde diere; wen's trifft, den triffts" sagte Mauleon.

Scipio. Das war die Antwort eines Narren. Wenn Du aber vernünftig bist, oder seyn willst, so mußt Du nichts sagen, das einer Entschuldigung bedarf. Fahre fort.

Berg. Ich sage, meine vorerwähnten Betrachtungen und manche andere entstanden daher, daß ich alles, was meine Schäfer und alle ihre Nachbaren thaten, und womit sie sich beschäftigten, von ganz anderer Art fand. Denn wenn meine Schäfer sangen, so waren es keine angenehme wohlgesetzte Lieder, sondern ein „Nehmt Euch vor dem Wolf in Acht," oder „Wo die Hanne geht und steht" und andere dergleichen Gesänge, und zwar nicht begleitet von Cymbeln, Lauten und Zithern, sondern von einem Par gegen einander geschlagener Schäferstäbe, oder Scherbenstücken statt Handklappern. Auch wurden sie nicht von sanften, lieblichen, süßtönenden Stimmen gesungen, sondern von rauhen Kehlen, die sowohl einzeln, als zusammen, nicht zu singen, sondern zu grunzen und zu brüllen schienen. Den grössesten Theil des Tages brachten sie zu, sich zu lausen, oder ihre Schuhe zu flicken. Da war unter ihnen von keiner Amaryllis, Phyllis, Galathea, oder Diana, und von

keinem Lisardo, Lauso, Jacinto, oder Riselo die Rede; sondern der eine hieß Anton, der andere Dominicus, Lorenz, Paul, u. s. w. Daran erkannte ich denn, was (wie ich vermuthe) auch ein Jeder einsieht, daß jene Bücher Hirngespinste und Erdichtungen sind, die zur Unterhaltung der Müssigen geschrieben worden, und woran nichts Wahres ist. Denn wenn das wäre, so fände man noch wohl unter meinen Schäfern ein Ueberbleibsel von jenem glücklichen Leben; von den anmuthigen Fluren, ausgebreiteten Hainen, heiligen Hügeln und Wäldern, bezaubernden Gärten, klaren Bächen, krystallenen Quellen, und von jenen eben so keuschen, als zärtlich ausgedrückten Leidenschaften, wo hier ein Schäfer schmachtete, dort eine Schäferinn seufzte, wo hier eine Schalmeye, und dort eine Flöte, sich hören ließ.

Scipio. Genug, Berganza. Lenke wieder ein, und fahre fort.

Berganza. Ich danke Dir Scipio. Denn wenn Du mich nicht daran erinnert hättest, so strömten mir eben die Worte dermassen zu, daß ich nicht aufgehört hätte, ohne Dir ein ganzes

Buch vorzumahlen von allen den Büchern, die mich irre gemacht hatten. Aber es wird schon eine Zeit kommen, da ich Dir alles mit mehr Deutlichkeit und Musse erzählen kann.

Scipio. Sieh auf deine Füsse, so wirst Du das Pfauenrad wohl sinken lassen. Vergiß nicht, daß Du ein unvernünftiges Thier bist, und wenn Du jetzt einige Spuren von Vernunft zeigest, so haben wir's unter uns bereits ausgemacht, daß es etwas Uebernatürliches und Unerhörtes ist.

Berganza. Du hättest Recht, wenn ich noch so unwissend wäre, wie vormahls. Aber jetzt, da mir eben etwas einfällt, das ich Dir schon im Anfang unseres Gesprächs hätte sagen sollen, wundert es mich nicht nur gar nicht mehr, daß ich sprechen kann, sondern es würde mich vielmehr wundern, wenn ich wieder aufhören sollte, zu reden.

Scipio. Kannst Du denn das jetzt nicht sagen, was Dir jetzt einfällt?

Berg. Es betrifft eine gewisse Begebenheit, die zwischen mir und einer grossen Hexenmeisterinn

und Schülerinn der Camacha von Montilla vorgefallen ist.

Scipio. Ich bitte Dich um alles in der Welt, erzähle mir diese Geschichte, ehe Du weiter mit der Deinigen fortfährst.

Berg. Das will ich wohl bleiben lassen, bis zu seiner gehörigen Zeit. Habe nur Geduld, und laß Dir meine Begebenheiten erzählen, wie sie in der Ordnung auf einander folgen; so werden sie Dir besser gefallen; wenn Du nicht etwan so ungeduldig bist, daß Du das Mittel eher wissen willst, als den Anfang.

Scipio. So mach' es nur kurz, und erzähle übrigens was Du willst und wie Du willst.

Berg. Ich befand mich also bey den Schafhürden sehr wohl, weil ich bedachte, daß ich mein Brod im Schweiß meines Angesichts genösse, und daß der Müssiggang, diese Wurzel und Ursprung alles Bösen, mich nicht anfocht. Denn wenn ich mir auch des Tages ein wenig gütlich that, so kam doch des Nachts kein Schlaf in meine Augen, weil

uns die Wölfe immer wacker hielten, und uns keinen Augenblick Ruhe liessen. Kaum hört' ich die Stimme der Schäfer: „Der Wolf Barcino!" so lief ich allen andern Hunden zuvor, nach der Gegend, die sie mir zeigten. Dann ging es über Berg und Thal, durch Feld und Wald, über Dornen, Hecken, Hohlwege und Heerstrassen, bis ich des Morgens ohne einen Wolf, oder auch nur die Spur eines Wolfes gesehen zu haben, wieder zur Hürde kam, athemlos, matt und müde, mit verwundeten Füssen von den Dornen und Stacheln; und dann fand ich bey den Hürden gewöhnlich ein todtes Schaf, oder einen zerrissenen Widder, den der Wolf halb verzehrt hatte. Ich wollte rasend darüber werden, daß mein Eifer und meine Wachsamkeit so wenig fruchteten. Wenn dann der Herr kam, so gingen ihm die Schäfer mit dem Fell des getödteten Thiers entgegen. Er schalt dann auf die Nachlässigkeit der Knechte, und befahl die Hunde für ihre Faulheit zu züchtigen; und dann regnete es Prügel über uns, und Scheltworte über die Hirten. Wie ich nun einst auch so unschuldiger Weise Prügel bekommen hatte, und fand, daß meine Schnelligkeit und mein Muth mir nichts halfen, um den Wolf einzuhohlen, so entschloß ich

mich, meinen Plan zu ändern, und ihn nicht mehr so weit von der Herde aufzusuchen, als ich bisher gethan hatte, sondern in der Nähe zu bleiben, weil hier der Wolf immer raubte, und ich ihn also dort auch am gewissesten ertappen könnte. Alle Woche ging der Lärm bey uns fort; aber einst in einer sehr dunkeln Nacht entdeckte ich Wölfe, vor denen man keine Herde in der Welt hüten kann. Ich lag hinter einem Busch auf der Lauer; die andern Hunde, meine Cameraden, sprangen vorbey, und sieh da, zwey Schäferknechte griffen einen von den fettesten Widdern in der Herde, und tödteten ihn auf eine solche Art, daß er des Morgens den Anschein hatte, als wenn er wirklich von Wölfen zerrissen wäre. Ich war ausser mir, wie ich sahe, daß die Hirten die Wölfe waren, und daß die Hüter der Herde sie selbst würgten. Sie versäumten nicht, ihren Herrn anzuzeigen, daß der Wolf schon wieder ein Stück niedergerissen hätte. Sie brachten ihm das Fell mit einem Theil des Fleisches, und verzehrten selbst das meiste und das beste. Der Herr schalt aufs neue; die Hunde mußten wieder herhalten; Wölfe gab es nicht, und doch schmolz die Herde zusammen. Ich brannte vor Begierde, die Ursache an das Tageslicht zu bringen —

aber ich konnte nicht sprechen. Kurz, ich mußte mich nur über alles verwundern und ärgern. Hilf Himmel! (dacht' ich) wer kann solcher Büberey wehren? Wer kann es den Leuten begreiflich machen, daß der Vertheidiger angreift, daß die Schildwache schläft, daß der Vertraute zum Diebe wird, und daß eure Hüter Euch morden?

Scipio. Und Du urtheiltest ganz recht, Berganza. Denn es giebt keinen gefährlichern und abgefeimteren Dieb, als den Hausdieb, und der Zuversichtliche läuft demnach weit mehr Gefahr, als der Vorsichtige. Aber unglücklicherweise kann man in der Welt ohne gegenseitiges Zutrauen nicht fortkommen. Doch genug hievon; wir müssen nicht denken, daß wir Prediger sind. Fahre nur weiter fort.

Berg. Das will ich thun. Ich entschloß mich also, diese Beschäftigung zu verlassen, so löblich sie mir auch schien, und eine andere zu erwählen, wo man mich wenigstens nicht mißhandelte, wenn man mich auch nicht belohnte. Ich kehrte nach Sevilla zurück, und ging bey einem reichen Kaufmann in Dienst.

Scipio. Was brauchtest Du denn für Mittel, bey deinen Herren anzukommen? Gewöhnlich hält es heutiges Tages sehr schwer, daß ein ehrlicher Kerl einen guten Herrn bekommt; denn die Herren dieser Welt sind sehr verschieden von dem Herrn im Himmel. Jene, wenn sie einen Diener annehmen wollen, forschen erst sein ganzes Geschlechtsregister durch, erkundigen sich nach seinen Fähigkeiten, beobachten seinen Anstand, und wollen auch wohl gar noch wissen, wie reich er an Kleidern ist. Hingegen, um bey dem lieben Gott in Dienst zu kommen, ist der ärmste Mann reich genug, und der Demüthige ist ihm lieber, als der Vornehme, und wer sich nur mit reinem Herzen seinem Dienste widmet, den läßt er sogleich in sein Lohnbuch eintragen, und bestimmt ihm einen Lohn, der seine eignen Wünsche übertrifft.

Berg. Das ist ja eine ganze Predigt, Scipio.

Scipio. Es scheint mir selbst so — also schweig' ich.

Berg. Zur Antwort auf deine Frage, wie ich es machte, um in Dienst zu kommen, so weißt Du

wohl, daß die Demuth die Grundlage aller Tugenden ist, und daß es ohne sie keine andere Tugend giebt. Sie räumt jede Schwierigkeit aus dem Wege, überwindet jedes Hinderniß, und ist ein Mittel, das uns immer zu einem ehrenvollen Ziele führt, unsere Feinde zu unsern Freunden macht, den Eifer des Zorns besänftigt, und den Uebermuth der Stolzen herabstimmt. Sie ist die Mutter der Bescheidenheit und die Schwester der Mässigung. Kurz, über sie kann das Laster sich keines Sieges rühmen; denn an ihrer Sanftmuth und Duldung werden die Pfeile des Lasters stumpf. Dieser Tugend bediente ich mich also, wenn ich irgendwo in Dienst zu kommen suchte. So bald ich gehörig nachgeforscht hatte, ob sich in dem Hause, wo ich unter zu kommen suchte, Nahrung und Stelle für einen Hofhund fände, legte ich mich an die Thüre. Wenn jemand kam, den ich für einen Fremden hielt, so bellte ich ihn an. Kam der Hausherr selbst, so ging ich ihm mit gesenktem Haupt und mit wedelndem Schwanz entgegen, und leckte ihm die Füsse. Jagte man mich mit Schlägen fort, so litt ich es geduldig, und schmeichelte demjenigen von neuem, der mich schlug; und das geschah denn nie zum zweyten Mahl, weil man

meine Beharrlichkeit und Gutmüthigkeit bald erkannte. Auf diese Weise brachte mich immer der zweyte Versuch ins Haus; ich diente treulich, ward bald bey jedermann im Hause beliebt; und nirgends hat man mich wieder fortgeschickt, wenn ich nicht selbst meinen Abschied nahm, oder vielmehr ohne Abschied davon ging. Oft hatt' ich auch wirklich solche Herren, daß ich noch diesen Tag bey ihnen seyn würde, wenn mich nicht mein widerwärtiges Schicksal verfolgt hätte.

Scipio. Auf eben dieselbe Weise bin ich bey meinen Herren auch in Dienste gekommen. Es scheint fast, als ob wir einander im Herzen gelesen hätten.

Berganza. So sind wir uns (wenn ich nicht irre) auch noch in manchen andern Stücken ähnlich, die ich Dir zu seiner Zeit, meinem Versprechen gemäß, erzählen werde. Jetzt will ich Dir sagen, wie es mir ging, indem ich die arme Herde in den Klauen ihrer Würger verließ. Ich ging, wie gesagt, nach Sevilla zurück, wo die Armen Schutz, und die Verlassenen einen Zufluchtsort finden; in dessen weitem Schooß nicht nur die Klei-

nen Raum haben, sondern selbst die Grossen kaum bemerkt werden. Ich nahm meinen Standplatz vor der Thür eines reichen Kaufmanns, bediente mich meiner gewöhnlichen Empfehlungsmittel, und erhielt bald Dienste. Den Tag über legte man mich hinter der Thür an eine Kette, und des Nachts lief ich frey herum. Ich diente mit allem Fleiß und Aufmerksamkeit, bellte die Fremden an, und wies den Unbekannten die Zähne. Des Nachts schlief ich nicht, sondern besichtigte die Höfe, bestieg die Terrassen, und bewachte nicht nur das Haus meines Herrn, sondern auch die Häuser der Nachbaren. Mein Herr war so erkenntlich für meine Dienste, daß er befahl, mich gut zu verpflegen, und mir ausser meiner Portion Brod den Abfall von seinem Tische und aus seiner Küche zu geben. Ich bezeigte meinen Dank dafür durch tausend Sprünge, wenn ich meinen Herrn erblickte, besonders wenn er zu Hause kam; und ich gab mein Vergnügen durch so manche Zeichen und Liebkosungen zu erkennen, daß mein Herr befahl, mich bey Tage und bey Nacht frey herumgehen zu lassen. Wie ich mich in Freyheit sahe, lief ich zu ihm, sprang um ihn herum, wagte es aber nicht, ihn anzuspringen; weil mir Aesops Fabel von

dem Esel einfiel, der so sehr Esel war, daß er seinem Herrn auf eben die Weise liebkosen wollte, wie sein Schooßhündchen, womit er sich aber eine tüchtige Prügelsuppe verdiente. Mich däucht, diese Fabel soll uns überhaupt lehren, daß die Artigkeiten des einen dem andern nicht immer anstehen. Laßt den Stocknarren Possen reissen, laßt den Gaukler aus der Tasche spielen und auf dem Seile tanzen, laßt den Gassenbuben das Eselgeschrey, und den Pöbel die Stimmen und Handlungen der Thiere, Vögel und Menschen nachahmen; allein der gesittete und wohlerzogene Mann gebe sich nie mit dergleichen Dingen ab, die ihm nicht anständig sind.

Scipio. Schon gut, nur weiter, Berganza; ich verstehe Dich.

Berganza. Wollte Gott, diejenigen, von denen ich rede, verstånden mich so gut, wie Du! Ich weiß nicht, was ich für ein theilnehmendes Gemüth habe; aber es schmerzt mich sehr, wenn ich sehe, daß ein Cavalier den Pickelhering spielt, und sich was darauf zu Gute thut, daß er die Becher und Kugeln, Trotz dem besten Taschenspieler

zu handhaben weiß, oder daß er ein Meister in der Kunst ist, die Chacone zu tanzen. Ich habe einen Cavalier gekannt, der sich rühmte, er hätte einen Küster zu Gefallen zwey und dreyssig Festons aus Papier ausgeschnitten, um sie bey einem Katafalk auf schwarzes Tuch zu heften; und er machte so viel Aufhebens von diesen Festons, daß er seine Freunde hinführte, sie zu besehen, als wenn es lauter eroberte Standarten und Fahnen wären, die man auf die Grabmähler seiner Aeltern und Ahnen gepflanzt hätte.

Mein Kaufmann hatte zwey Söhne, deren einer zwölf und der andere vierzehn Jahr alt war, und beyde lernten bey den Jesuiten die Grammatik. Sie gingen mit vielem Gepränge, unter der Begleitung eines Aufsehers und verschiedener Diener, die ihnen ihre Bücher und ihr Schreibzeug nachtrugen. Dieser Aufzug, den sie machten, wenn sie bey gutem Wetter zu Pferde nach dem Collegio ritten, oder wenn es regnete, in der Kutsche fuhren, wunderte mich, wenn ich dagegen sah, wie wenig Aufsehen der Vater machte, wenn er in seinen Geschäften, von einem einzigen Neger begleitet, an die Börse ging, oder auch, wenn es hoch

kam, bisweilen auf einem kleinen Maulthier ritt, das eben nicht prächtig aufgezäumt war.

Scipio. Du mußt wissen, Berganza, daß es bey den Kaufleuten in Sevilla und in andern grossen Städten Sitte ist, daß sie ihre Pracht und ihren Aufwand nicht an ihren eigenen Personen zeigen, sondern an ihren Kindern. Ihr Schatten ist grösser, als ihr Körper, und da sie selbst sich selten um etwas anderes bekümmern, als um ihren Handel und Wandel, so kleiden sie sich einfach. Weil aber ihr Ehrgeiz und ihr Reichthum sich doch irgendwo zeigen will, so fällt er an ihren Kindern in die Augen, die sie kleiden und auspuzen, wie Fürstenkinder; ja einige lassen sie auch adeln, und verschaffen ihnen diejenigen Ehrenzeichen, die auf dem Brustlatze des vornehmen Herrn zum Kennzeichen dienen, daß er nicht zum Pöbel gehöre.

Berganza. Es ist freylich Ehrgeiz, aber doch von der löblichen Art, wenn man seinen Stand zu verbessern sucht, so lange es nur nicht zum Schaden eines andern geschieht.

Scipio. Selten wird aber der Ehrgeiz ohne Nachtheil anderer befriedigt.

Berg. Ich dächte, wir hätten uns vorgenommen, uns über niemand aufzuhalten?

Scipio. Wie so? Ich halte mich über niemand auf.

Berg. Jetzt seh' ich, daß es wahr ist, was ich oft gehört habe. Ein Lästerer zieht ein Dutzend Familien durch die Hechel, und lästert ein halbes Schock ehrliche Leute, und wenn man ihn fragt, warum er das thut, so giebt er zur Antwort, er habe nichts gesagt; oder wenn er etwas gesagt habe, so sey es ohne böse Absicht geschehen, und wenn er gedacht hätte, daß sich jemand darüber beschweren könnte, so würde er nichts gesagt haben. Wahrlich, Scipio, wer ein Par Stunden ein Gespräch unterhalten will, ohne zu afterreden, der muß viel wissen, und muß seine Zunge sehr im Zaum halten. Ich sehe es an mir selbst, da ich doch nur ein Thier bin, daß ich das Maul nicht öffnen kann, ohne daß mir die Worte darum schwärmen, wie die Fliegen um den Honig, und

daß sie alle auf Spott und Tadel hinaus laufen. Darum sag' ich noch einmahl: Böse Reden und böse Handlungen kleben uns an von unsern ersten Aeltern, und wir saugen sie ein mit der Muttermilch. Man sieht es ja, kaum kann der Knabe sein Händchen aus den Windeln hervorstrecken, so hebt er schon die Hand auf gegen den, der ihn seiner Meynung nach beleidigt, und das erste Lallen seiner Zunge ist ein Scheltwort gegen seine Amme, oder seine Mutter.

Scipio. Wohl wahr; ich bekenne meinen Fehler, und bitte Dich, ihn mir zu verzeihen, wie ich Dir schon manchen zu Gute gehalten habe. Wir wollen fünf gerade seyn lassen, und nicht weiter lästern. Fahre fort in deiner Erzählung; Du erwähntest zuletzt von dem Aufzuge der Söhne deines Herrn auf ihrem Wege nach dem Collegio der Gesellschaft Jesu —

Berg. Dessen Gnade allewege über mich walte! — Weil ich es indessen für schwer halte, das Lästern beständig zu unterlassen, so hab' ich Lust, ein Mittel zu versuchen, von dem man mir gesagt hat, ein grosser Flucher habe es einst gebraucht,

welchen seine böse Gewohnheit gereute. So oft er nachher einen Fluch ausstieß, gab er sich einen derben Zwick in den Arm, oder küßte die Erde, zur Strafe für seine Vergehung; aber deswegen ließ er das Schwören dennoch nicht nach. Eben so will ich jedes Mahl, wenn ich deine Warnung, nicht zu lästern, (und meinen eigenen Vorsatz, es zu unterlassen) aus den Augen setze, mir einen Biß in die Zunge geben, der mich schmerzt und mich an meinen Fehler erinnert, damit ich ihn nicht wieder begehe.

Scipio. Das Mittel ist von solcher Art, daß ich glaube, wenn Du es brauchst, so wirst Du Dir so oft in die Zunge beissen, daß endlich nichts davon übrig bleibt; und dann mußt Du freylich das Lästern wohl unterlassen.

Berg. Ich will wenigstens mein Bestes thun, und dann mag der Himmel dem übrigen Mangel abhelfen!

Einmahl fügte es sich, daß meine jungen Herren in der Halle, wo ich mich befand, ein Heft von ihren Schriften liegen liessen. Da ich schon

früher gelernt hatte, dem Schlachter seinen Korb zu tragen, so machte ich es eben so mit dem Schreibzeuge, und trug es ihnen nach, mit dem Vorsatz, es nicht eher herzugeben, bis ich ins Collegium käme. Es gelang mir nach Wunsch. Meine Herren sahen mich nähmlich mit dem Heft im Maule kommen, welches ich säuberlich bey den Schnüren festhielt. Sie befahlen zwar ihrem Diener, es mir abzunehmen; ich ließ es aber nicht los, bis ich in den Saal kam, worüber alle Studenten herzlich lachten. Ich ging zu meinem ältesten Herrn, und gab ihm das Heft, nach meiner Art sehr höflich in die Hände, worauf ich mich an die Thür setzte, und den Professor steif ins Gesicht faßte. Ich weiß nicht, welchen Reiz die Tugend haben muß, da ich nur so wenig davon begreife, und mich doch so herzlich freute über die Liebe, die Freundlichkeit, den Fleiß und den Eifer, womit diese guten Väter und Lehrer die Jugend unterrichteten; wie sie sich bemühten, das zarte jugendliche Reis gerade zu ziehen, damit es sich weder links, noch rechts krümmte, oder zu Schaden käme, indem es den Weg der Tugend verliesse, die sie mit den Wissenschaften zugleich lehrten. Ich bemerkte, wie sie ihre Schüler mit Sanftmuth zu-

recht wiesen, mit Gelindigkeit bestraften, durch Beyspiele ermunterten, durch Belohnungen anfeuerten, und ihre Schwachheiten mit Vernunft ertrugen; mit einem Worte, wie sie ihnen die Häßlichkeit des Lasters mit grellen Farben vor Augen stellten, und die Schönheit der Tugenden mit lieblichen Zügen schilderten, damit sie diese lieben, jene verabscheuen, und den Endzweck ihrer Erziehung erreichen lernten.

Scipio. Du redest sehr wahr, Berganza. Ich selbst habe von diesen braven Leuten gehört, daß sie als Weltbürger die Klügsten von allen sind, und daß ihnen, als Wegweisern und Geleitsmännern zum Himmel nur Wenige gleich kommen. Sie sind Spiegel der Sittsamkeit, der reinen katholischen Lehre, der Klugheit, und der tiefsten Demuth — derjenigen Grundfeste, auf welcher das ganze Gebäude der Glückseligkeit ruhet.

Berg. Es ist alles so, wie Du sagst. Um aber wieder auf meine Geschichte zu kommen, so hatten meine Herren ihren Gefallen daran, daß ich ihnen immer ihr Schreibzeug nachtragen mußte; und ich that es sehr gern, weil ich dabey ein Le-

ben führte, wie ein Fürst, und noch besser. Denn es machte mir selbst Spaß, daß die Schüler ihren Scherz mit mir trieben, und ich ward so vertraut mit ihnen, daß sie mir die Finger ins Maul steckten, und daß die Jüngsten auf mir ritten. Sie warfen ihre Mützen und Hüte hin, und ich hohlte sie wieder, und brachte sie ihnen säuberlich und mit fröhlicher Geberde zurück. Dafür gaben sie mir zu fressen, so viel sie nur konnten, und hatten ihre Lust daran, wenn ich die Nüsse und Eicheln, die sie mir gaben, aufknackte wie ein Affe, die Schalen liegen ließ, und den Kern verzehrte. Einige stellten meine Geschicklichkeit auf die Probe, indem sie mir eine Menge Salat brachten, den ich wie ein Mensch genoß. Es war im Winter, und um diese Jahrszeit giebt es in Sevilla reichlich Fladen und Butterwecken, womit man mich so überflüssig versorgte, daß mancher Priscian versetzt, oder verkauft ward, um mir ein Frühstück zu verschaffen. Kurz, ich führte ein wahres Studentenleben, und zwar frey von Hunger und Krätze, womit ich genug zu seinem Lobe sage; denn wenn die Krätze und der Hunger die Schüler nicht so sehr verfolgten, so könnte man sich kein vergnügteres und angenehmeres Leben wünschen.

Nutzen und Vergnügen wandeln immer Hand in Hand, und die Jugendzeit vergeht unter Lernen und Genuß. Dieß herrliche ruhige Leben raubte mir eine Dame, die man Staatsursache zu nennen pflegt, und welcher zu Gefallen mancher ohne irgend eine andere Ursache leiden muß. Die Professoren glaubten nähmlich, zu bemerken, daß ihre Schüler die halbe Stunde, die ihnen zwischen jeder Lehrstunde frey blieb, nie dazu anwandten, ihre Lectionen zu wiederhohlen, sondern nur, sich mit mir zu belustigen. Sie befahlen also meinen Herren, mich nicht mehr mit in die Schule zu bringen. Diese gehorchten, und schickten mich zu Hause, zu meinem alten Geschäft des Thürhütens. Der alte Herr vergaß die Gunst, die er mir erzeigt hatte, mich Tag und Nacht frey herumgehen zu lassen, und ich mußte meinen Hals der Kette wieder hingeben, und meine Glieder der alten Matte, die man mir hinter der Thür hinlegte. Ach Freund Scipio! wenn du wüßtest, wie bitter es ist, aus einem glücklichen Zustande in einen unglücklichen zu gerathen! Denn sieh nur, wenn das Unglück, oder das Elend groß und anhaltend ist, so endiget es sich entweder bald durch den Tod, oder die Dauer macht, daß man es gewohnt wird, es zu

erdulden; und das ist eine Erleichterung in den heftigsten Leiden. Aber wenn man aus einem unglücklichen Zustande plötzlich und unerwartet in einen glücklichen und angenehmen versetzt wird, und dann nach einiger Zeit wieder in sein voriges Elend geräth, so ist der Schmerz so heftig, daß wenn er nicht tödtet, die Qual nur desto empfindlicher wird. Ich mußte mich nun wieder mit meiner Hundekost behelfen, nämlich mit den Knochen, die mir eine Negersclavinn hinwarf, und auch von diesen hohlten ein Par römische Katzen ihren Zehnten. Denn da sie hurtig und behende waren, so ward es ihnen leicht, mir dasjenige zu rauben, was nicht zunächst in dem Bezirk meiner Kette lag. Ich bitte Dich, Freund Scipio, um alles willen, was Du Dir Liebes und Gutes vom Himmel wünschest, werde nicht verdrießlich, wenn ich bey dieser Gelegenheit ein wenig moralisiere. Denn wenn ich Dir nicht alles sagte, was mir von meinen damahligen Betrachtungen jetzt noch einfällt, so würde ich glauben, Dir etwas Unvollkommenes und Zweckloses zu erzählen.

Scipio. Nimm Dich in Acht, Berganza, daß Dich der Teufel mit dieser Sucht, zu philosophie-

ren, nicht in Versuchung führt, die Dir eben ankommt. Denn die Schmähsucht kennt keinen besseren Deckmantel, um ihre zügellose Bosheit zu bemänteln und zu verbergen, als wenn der Lästerer vorgiebt, alles was er sage, sey aus Liebe zur Philosophie und Moral; er afterrede nur, um zu bessern; und er decke die Fehler seines Nächsten aus dienstfertigem Eifer auf. Aber wenn Du das Leben irgend eines Verläumders untersuchst und betrachtest, so findest Du es gewiß voll von Lastern und Ungezogenheiten. Wenn Du dieß weißt, so fahre fort zu philosophieren, so viel Du willst.

Berg. Sey versichert, Scipio, daß ich nicht mehr lästern werde; denn ich habe mir's fest vorgenommen.

Wie ich nun so den ganzen Tag müssig war, und der Müssiggang der Vater des Nachdenkens ist, so fiel es mir ein, mich auf einige von den vielen lateinischen Brocken zu besinnen, die ich gehört hatte, wie ich meine Herren noch ins Collegium begleitete, und womit ich glaubte, meine Kenntnisse ein wenig vermehrt zu haben; und ich nahm mir vor (als hätt' ich reden können), sie bey

Gelegenheit anzuwenden, wiewohl auf eine ganz andere Art, als einige Unvernünftige zu thun pflegen. Es giebt Leute, die wenn sie in ihrer Muttersprache reden, von Zeit zu Zeit einen kurzen lateinischen Spruch hören lassen, womit sie sich bey den Unwissenden das Ansehen geben, als wenn sie grosse Lateiner wären; da sie doch kaum ein Wort zu declinieren, oder conjugieren verstehen.

Scipio. Das halt' ich doch noch nicht für so schlimm, als wenn einige Leute, die wirklich Latein verstehen, so unvernünftig sind, daß sie Latein wie Wasser von sich geben, wenn sie auch mit ihrem Schuster, oder Schneider sprechen.

Berg. Daraus folgt, daß es eben so unrecht ist, wenn jemand Latein mit denen spricht, die nichts davon verstehen, als wenn sich einer damit abgiebt, es zu sprechen, der es selbst nicht versteht.

Scipio. Du könntest auch noch die Anmerkung hinzusetzen, daß es Leute giebt, die Trotz dem Latein, das sie verstehen, doch Esel sind und bleiben.

Berg. Wer zweifelt daran? Die Ursache ist sehr klar. Denn zu den Zeiten der Römer, deren Muttersprache das Latein war, das ein jeder sprach, wird es auch wohl Dummköpfe gegeben haben, welche das Lateinschwatzen nicht zu klugen Leuten machte.

Scipio. Um in seiner Muttersprache schweigen, und um fertig Latein reden zu können, muß man verständig und gelehrt seyn, Freund Berganza.

Berg. Ja wohl; denn man kann eben so wohl eine Plattheit auf Latein sagen, als in seiner Muttersprache; und ich habe gelehrte Dummköpfe und schwerfällige Grammatiker gekannt, und Menschen, die ihre Reden auf jeder Naht mit lateinischen Worten besetzen, womit man die Leute nicht nur einmahl, sondern hundertmahl vor Langerweile tödten kann.

Scipio. Lassen wir das gut seyn, und fange an, mit deiner Philosophie heraus zu rücken.

Berg. Ich habe sie schon vorgebracht. Sie bestand in dem, was ich eben gesagt habe.

Scipio. Was war das?

Berg. Von dem Latein und von der Muttersprache, wovon ich anfing, und wozu Du selbst den Nachtrag liefertest.

Scipio. Also nennst Du das Philosophie, wenn man alles durch die Hechel zieht? Aber so geht es! Vertheidige nur immer die häßliche Plage der Schmähsucht, und gieb ihr welchen Nahmen Du willst; sie wird uns noch den Nahmen Cyniker (das heißt beissiger Hunde) zuwege bringen. Aber ich bitte Dich, schweige lieber, und fahre mit deiner Geschichte fort.

Berg. Wie kann ich fortfahren, wenn ich schweigen soll?

Scipio. Ich will sagen, Du sollst sie ununterbrochen fort erzählen, und nicht so viele Schwänze daran setzen, daß sie wie ein Meerpolyp aussieht.

Berg. Drücke Dich richtig aus; der Polyp hat keine Schwänze, sondern Arme.

Scipio. Also irrte derjenige, welcher behauptete, es sey weder unrecht, noch unanständig, ein

jedes Ding bey seinem rechten Nahmen zu nennen; als wenn es nicht besser wäre, manche Dinge, wenn man von ihnen reden muß, durch Andeutungen und veränderte Benennungen zu bezeichnen, welche dem Ekel vorbeugen, den ihr eigenthümlicher Nahme verursacht. Urbanität im Ausdruck zeugt von den guten Sitten desjenigen, welcher spricht, oder schreibt.

Berg. Ich glaube Dir. Mein Schicksal also war nicht damit zufrieden, mir mein Studentenleben und die damit verbundene angenehme und ruhige Lebensart zu rauben; mich hinter eine Thür an die Kette zu legen, und die Freygebigkeit der Schüler in die Kargheit einer Negerinn zu verwandeln; sondern es beschloß, mir auch noch den kleinen Ueberrest von Ruhe und Zufriedenheit zu rauben, der mir übrig geblieben war. Höre Scipio, Du kannst es für gewiß und wahr annehmen, wie ich es für wahr halte, daß das Unglück den Geplagten aufsucht, und daß es ihn findet, wenn er sich auch im verborgensten Winkel der Erde versteckte. Denn Du mußt wissen, daß die Negerinn im Hause in einen Neger verliebt war, welcher ebenfalls als Sclave im Hause lebte, und des

Nachts in der Vorhalle zwischen der Thüre nach der Strasse und der inwendigen Hausthüre schlief, hinter welcher ich lag, und daß sie nicht anders als des Nachts zusammen kommen konnten, und zu diesem Endzweck den Schlüssel gestohlen, oder nachgemacht hatten. Die Negerinn kam also fast alle Nächte herunter, stopfte mir das Maul mit einem Stück Fleisch, oder Käse, und ließ den Neger ein, mit welchem sie sich unter der Begünstigung meines Stillschweigens die Zeit vertrieb. Auf Kosten einer Menge Leckerbissen, welche die Negerinn stahl, gelang es ihnen, mein Gewissen mit ihren Geschenken eine Zeit lang einzuschläfern; denn mir war bange, ohne diese würden mir die Seiten so verschrumpfen, daß ich aus einem Bullenbeisser zum Windspiel würde. Endlich aber bewog mich meine ehrliche Gemüthsart, demjenigen nachzukommen, was ich meinem Herrn schuldig war, der mir Kost und Lohn gab, wie nicht nur jeder ehrlicher Hund thun sollte, der ein dankbarer Hund heissen will, sondern auch ein Jeder, welcher dient.

Scipio. Das will ich für Philosophie gelten lassen, Berganza; weil es mit der Wahrheit und mit der gesunden Vernunft zusammenstimmt.

Also nur weiter, und dehne deine Geschichte nicht zu sehr aus.

Berg. Sage mir erst, ich bitte Dich (wenn Du es weißt), was will das Wort Philosophie sagen? Ich führe es zwar im Munde, allein ich weiß doch nicht was es ist, ausser daß ich es für etwas Gutes halte.

Scipio. Das will ich Dir bald erklären. Dieß Wort ist aus zwey griechischen Wörtern zusammengesetzt, aus Philos und Sophia; Philos heißt Liebe, und Sophia Weisheit; folglich heißt Philosophie Liebe zur Weisheit.

Berg. Du weißt sehr viel, Scipio. Welcher Henker hat Dich griechische Wörter gelehrt?

Scipio. Du bist wahrlich einfältig, wenn Du das für etwas Grosses hältst. Das sind Dinge, welche die kleinsten Schüler verstehen. Uebrigens giebt es eben so wohl Leute, die sich einbilden, das Griechische zu verstehen, wie das Latein, und die doch nichts davon wissen.

Berg. Das sag' ich eben, und ich wollte, daß man dieses Volk unter die Presse brächte, und ihnen den Saft von dem, was sie wissen, auspreßte, damit sie mit ihrem verdorbenen Griechischen und mit ihrem falschen Latein nicht die Leute betrögen, wie die Portugiesen mit ihrer falschen Waare und Flitterstaat die Negern in Guinea.

Scipio. Jetzt beiß Dir einmahl in die Zunge, Berganza; und ich kann mir meine auch nur ausreissen lassen. Denn was wir jetzt schwatzen, ist nichts, als lauter Afterreden.

Berg. Hum! Ich habe nicht nöthig es so zu machen, wie ein gewisser Corondas von Tyrus, der (wie man sagt) ein Gesetz gab, daß bey Lebensstrafe niemand bewaffnet in die Versammlung kommen sollte. Am folgenden Tage kam er, ohne daran zu denken, selbst mit dem Schwert an der Seite in den Rath. Wie er es gewahr ward, und sich an die Strafe erinnerte, zückte er den Augenblick sein Schwert, und stieß es sich in die Brust, so daß er sein eigenes Gesetz zuerst brach, und auch zuerst dafür büßte. Was ich gesagt habe, gilt für kein Gesetz, sondern nur für eine

Zusage, meine Zunge im Zaum zu halten, wenn ich anfinge zu afterreden. Jetzt nimmt man die Sachen nicht mehr so genau, wie in alten Zeiten, sondern heute wird ein Gesetz gegeben, und morgen gebrochen, und wer weiß, ob es nicht so seyn muß? Heute verspricht Jemand, sich zu bessern, und morgen fällt er in noch gröbere Laster, als vorher. Ein anderes ist es, eine Bußübung für löblich halten, ein anderes, sie sich selbst auflegen. Und überdieß ist zwischen reden und handeln der Abstand sehr groß. Der Teufel mag sich beissen, und nicht ich, oder meine Künste hier hinter einer alten Matte machen, wo kein Mensch mich sieht und meinen Heldenmuth lobt.

Scipio. Auf diese Weise, Berganza, würdest Du ein Heuchler werden, wenn Du ein Mensch wärest, und Du würdest alle deine Handlungen nur zum Schein mit dem Mantel der Tugend bedecken, damit man Dich loben möchte, wie es alle Heuchler zu machen pflegen.

Berg. Ich weiß nicht, was ich alsdann thun würde. Was ich aber jetzt nicht thun werde, das ist, mir in die Zunge beissen.

Denn ich habe noch so viele schöne Sachen zu sagen, daß ich nicht weiß, wie ich damit fertig werden soll; zumahl, da mir bange ist, daß wir vielleicht mit Sonnenaufgang den Untergang unserer Unterhaltung erleben, wenn uns die Sprache wieder sollte genommen werden.

Scipio. Der Himmel wird es besser fügen. Setze deine Erzählung nur fort, und weiche nicht mit unzeitigen Nebenbemerkungen von dem geraden Wege ab, so wirst Du wohl das Ende davon erreichen, er sey so lang, wie er wolle.

Berg. Gut! Wie ich nun sahe, wie diebisch, unverschämt und unehrlich die Neger zu Werke gingen, beschloß ich, als ein guter Diener, dem Unfug nach bestem Vermögen zu steuern, und es gelang mir damit nach Wunsch. Die Negerinn kam wieder herunter, um sich nach ihrer Gewohnheit mit dem Neger gütlich zu thun; in der Zuversicht, daß die Stücke Fleisch, Brod und Käse, die sie mir zuwarf, mich stumm machen würden. Geschenke vermögen sehr viel, Scipio!!

Scipio. Sehr viel. Aber nur keine Abweichungen; sondern weiter!

Berg. Ich erinnere mich, wie ich noch das Collegium besuchte, von einem Professor ein lateinisches Sprichwort gehört zu haben. Es hieß: habet bovem in lingua.

Scipio. Daß Dich der Teufel mit deinem Latein! Hast Du schon vergessen, was wir erst eben von denjenigen gesagt haben, die ihre Reden mit Latein spicken?

Berg. Dieß Latein kommt aber hier sehr zu Paß. Du mußt wissen, die Athenienser hatten unter andern eine Münze, worauf ein Ochs geprägt war. Wenn nun irgend ein bestochener Richter dasjenige nicht sagte, oder that, was Recht war, so pflegte man zu sagen, er hätte den Ochsen auf der Zunge.

Scipio. Wie kommt denn das hier zu Paß?

Berg. Ist das nicht klar genug? Machten mich nicht die Geschenke der Negerinn manchen lieben Tag so stumm, daß ich weder bellen konnte, noch wollte, wenn sie herunter kam, ihren verlieb-

ten Neger zu besuchen? Darum sag' ich noch einmahl: Geschenke vermögen viel.

Scipio. Das hab' ich Dir längst eingeräumt, und wenn ich nicht wünschte, eine lange Ausschweifung zu vermeiden, so könnt' ich wohl durch tausend Beyspiele zeigen, wie viel sie vermögen. Aber vielleicht sag' ich Dir das einmahl, wenn mir der Himmel Zeit, Gelegenheit und Sprache schenkt, Dir meine Geschichte zu erzählen.

Berg. Der Himmel erfülle deinen Wunsch! Nun höre weiter: Mein gutes Gemüth überwand endlich die Bestechungen der Negerinn. Wie sie einst in einer sehr finstern Nacht wegen ihres gewöhnlichen Zeitvertreibs herunter kam, fiel ich sie an, ohne zu bellen, zerriß ihr in einem Augenblick das ganze Hemd, und biß ihr ein Loch in die Lende. Ueber diesem Spaß mußte sie im Ernst eine ganze Woche das Bett hüten, und gegen ihre Herrschaft eine andere Krankheit vorschützen. Sie ward besser, kam an einem andern Abend wieder herunter, und unser Kampf ging von neuem los; aber dießmahl biß ich sie nicht, sondern zerkratzte sie dermassen, daß sie am ganzen Leibe aussah, als

wenn sie mit Kardendisteln gekardet wäre. Unsere Gefechte geschahen immer im Stillen, und ich blieb in allen Sieger, und die Negerinn mußte jedesmahl Haar lassen und mit Verdruß abziehen. Allein ihr Aergerniß ward bald an meiner Gestalt und an meinem Befinden sichtbar; denn sie schmälerte mir dermassen meine Ration, und die Knochen, die mir gebührten, daß mir die meinigen in kurzem so scharf hervorstachen, daß man mir jeden Wirbel am Rückgrat zählen konnte. Doch wenn sie mir das Essen auch rauben konnten, so konnten sie mir dennoch das Bellen nicht wehren. Um mich aber gänzlich aus dem Wege zu räumen, brachte mir die Negerinn einst einen Schwamm, in Butter gebraten. Ich merkte ihre Bosheit, und wußte, daß dieß so schlimm wäre, wie Ratzenpulver, weil es im Magen aufschwillt, und denjenigen, der es frißt, nicht anders als mit dem Leben wieder abgeht. Weil ich es nun für schwer hielt, den Nachstellungen solcher erbitterten Feinde zu entgehen, so entschloß ich mich, das Weite zu suchen, und mich ihren Augen zu entziehen. Wie ich mich demnach einst in Freyheit befand, lief ich, ohne von Jemand Abschied zu nehmen, hinaus auf die Strasse, und war kaum hundert Schritte ge-

laufen, als mir das Schicksal einen Häscheroffizier entgegenführte, von welchem ich im Anfange meiner Geschichte schon erwähnt habe, daß er ein grosser Freund meines ersten Herrn, des Niclas mit der Stumpfnase war. Kaum ward mich dieser gewahr, so kannte er mich, und rief mich bey meinem Nahmen. Ich kannte ihn auch noch, und wie er mich rief, ging ich zu ihm mit meinen gewöhnlichen Geberden und Liebkosungen. Er faßte mich am Nacken, und sagte zu seinen Schaarwächtern: „Das ist ein berühmter Hetzhund, der einmahl einem meiner guten Freunde gehörte. Wir wollen ihn mitnehmen.“ Die Häscher freueten sich, und sagten, ein Hetzhund würde ihnen sehr zu Statten kommen. Sie wollten mich greifen; allein mein neuer Herr sagte, es wäre nicht nöthig, und ich würde von freyen Stücken mitgehen, weil ich ihn schon kennte. Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß mir ein Zigeuner in einem Wirthshause das Halsband mit den eisernen Stacheln gestohlen hatte, welches ich mitnahm, wie ich von der Herde weglief, und daß ich es nicht mit nach Sevilla brachte. Der Häscheroffizier legte mir jetzt ein anderes Halsband um, das ganz mit messingenen Buckeln besetzt war. Nun denke Dir einmahl,

Scipio, den plötzlichen Wechsel meines Glücks; gestern war ich noch Student, und heute Schaarwächter.

Scipio. Es geht nicht anders in der Welt, und Du brauchst Dich eben nicht bey der Schilderung deines Glückwechsels aufzuhalten, als ob der Unterschied zwischen einem Fleischerknecht und einem Diebshäscher so gar groß wäre. Ich kann die Klagen einiger Leute über ihr Schicksal nicht geduldig anhören. Oft war die grösseste Aussicht, die sie hatten, eine Küchen- oder Kellermeisterstelle, und wie fluchen sie über ihre getäuschten Hoffnungen! Wie lästern und schelten sie das Schicksal! — und zwar bloß deswegen, damit derjenige, der sie hört, denken soll, sie wären von der höchsten Staffel des Glücks in das Elend und die Niedrigkeit versunken, worin sie sich befinden.

Berg. Du hast Recht. Nun will ich Dir weiter sagen: Der Schaarwächter hatte einen Notar zum Freunde, mit dem er sehr genauen Umgang hielt. Diese beyden unterhielten ein Par Weibsbilder, die eben keinen zweydeutigen Ruf, sondern vielmehr gar keinen hatten. Häßlich wa-

ren sie zwar nicht, aber desto abgefeimter und unverschämter. Diese brauchten sie zu Hamen und Angeln, um im Trüben zu fischen, und zwar auf diese Weise: Die Weiber kleideten sich so, daß man auf den ersten Blick ihr Gewerbe erkannte, und sie auf einen Büchsenschuß für liederliche Menscher hielt. Sie stellten immer den Fremden nach. Der Jahrmarkt zu Cadiz und Sevilla war ihre Erntezeit, und wenn irgendwo ein Bretagner aufduckte, so versäumten sie nicht, ihm Schlingen zu legen. Wenn dann die Fettgans einer von ihnen in ihre saubern Hände fiel, so gaben sie dem Notarius und dem Schaarwächter Nachricht, nach welcher Herberge sie gingen, wo sie denn von diesen zusammen ertappt, und als liederliches Gesindel aufgehoben wurden. Doch wurden sie nie wirklich ins Gefängniß gebracht, weil sich die Fremden immer mit Geld von der Plackerey loskauften. Einmahl hatte die Colindres (das Mädchen des Häschers) einen recht fetten Bretagner gefangen. Sie gab ihrem Liebhaber Wind, und kaum hatten sie sich ausgekleidet, so fiel der Schaarwachtoffizier, der Notar, zwey Häscher, und ich über sie her. Die beyden Liebhaber erschracken; der Schaarwächter schrie über

den Unfug, und befahl ihnen, sich stracks anzuziehen und ins Gefängniß zu wandern; der Bretagner ließ die Ohren hängen; der Notar spielte den Mittler aus Menschenliebe, und stimmte durch vieles Bitten das Strafgeld auf blosse hundert Realen herab. Der Bretagner forderte seine ledernen Hosen, die er auf einen Stuhl zu den Füssen des Betts gelegt hatte, und worin (wie er sagte) sich das Geld zur Erkaufung seiner Freyheit befände. Aber da waren keine Hosen zu finden, und konnten auch nicht zu finden seyn. Denn so wie ich ins Zimmer kam, duftete mir eine angenehme Witterung von Schinken entgegen. Mein Geruch brachte mich auf die Spur, und ich fand in einer von den Hosentaschen ein Stück des leckersten Schinkens. Um es bequem heraus zu langen, und ungestört zu verzehren, schleppte ich die Beinkleider auf die Strasse hinaus, und machte mich dort nach Herzenslust über den Schinken her. Wie ich wieder in das Zimmer kam, hörte ich den Bretagner in seinem kauderwälschen verstümmelten Geschwätze schreyen, man sollte ihm seine Osen geben; denn in Tasche steckten funßig Holdhülden. Der Notarius glaubte schon, daß entweder die Colindres, oder unsere heiligen

Engel das Geld gemaust hätten, und mein Herr war derselben Meynung. Er rief sie besonders; aber keiner bekannte, und sie schworen sich alle zum Teufel. Wie ich sah, was vorging, lief ich zurück auf die Strasse, wo ich die Beinkleider gelassen hatte, um sie herein zu hohlen, weil mir mit dem Gelde nicht gedient war. Allein ich fand sie nicht mehr, sondern ein glücklicher Finder hatte sie schon mitgenommen. Wie der Häscher sahe, daß der Bretagner kein Geld hatte, ihm die Hände zu schmieren, ward er verdrießlich, und wollte nun dasjenige von der Wirthinn erpressen, was er bey jenem nicht fand. Er rief sie; sie kam halb angekleidet, und wie sie hörte, daß der Bretagner lärmte und sich beklagte, daß der Häscherhauptmann tobte, daß der Notar grießgramte, und daß die Häscher plünderten, was sie im Zimmer vorfanden, mißfiel ihr der Handel. Der Häscherhauptmann befahl ihr, sich anzukleiden und mit ihm nach dem Gefängniß zu wandern, weil sie unzüchtiges Gesindel bey sich beherbergte. Nun ging erst der Lärm los, die Verwirrung ward grösser, und das Geschrey nahm überhand, wie die Wirthinn sagte: „Herr Häscherhauptmann, und Ihr, Herr Notar! Spielt mir keine Possen; ich versteh' den Rum-

mel. Bey mir hilft kein Toben und Prahlen. Haltet euer Maul, und geht mit Gott; oder beym Himmel! ich giesse das Kind mit dem Bade aus, und bringe die ganze saubre Pastete ans Tageslicht. Meynt Ihr denn, daß ich die Mamsell Colindres nicht kenne, und wohl weiß, daß der Herr Häscherkaptän seit Monaten ihr guter Freund ist? Macht nur nicht, daß ich noch mehr sage; sondern gebt dem Herrn sein Geld wieder, und macht, daß wir alle gute Freunde bleiben. Ich bin eine ehrbare Frau, und mein Mann hat sein Dippelohm vom König auf gutes Pergemeen geschrieben und mit Bummeln von Bley dran, Gott sey Dank! und ich treibe meine Nahrung reptierlich und manierlich zu niemands Schaden. Meine Preistafel hängt dort vor jedermanns Augen, und mir muß man nichts weiß machen; oder bey Gott, ich will Euch die Zähne weisen! Da kämt Ihr mir recht, daß mit meinem Vorwissen Menscher zu den Gästen kommen sollten. Sie selbst haben die Schlüssel zu ihren Kammern, und ich bin nicht so scharfsichtig, wie 'n Fuchs, daß ich durch sieben Wände gucken kann."

Meine Herren erstaunten über die Rede der Wirthinn, und daß sie ihnen ihren Lebenslauf so

vorhielt. Weil sie aber sahen, daß sie von niemand Geld bekommen würden, wenn es nicht von ihr war, so bestanden sie darauf, sie ins Gefängniß zu schleppen. Sie schrie zum Himmel über die Gewalt und Ungerechtigkeit, die man an ihr beginge, da ihr Mann nicht zu Hause, und ein guter Edelmann wäre. Der Bretagner brüllte nach seinen funfzig Thalern. Die Häscher betheuerten, sie hätten keine lederne Hosen gesehen, und der Himmel sollte sie vor dergleichen Unfug bewahren. Der Notarius flisterte dem Häscherhauptmann zu, er sollte die Kleider der Colindres visitieren, denn er argwöhne, daß sie die funfzig Thaler gestohlen habe, weil sie wohl gewohnt sey, ihren Kunden die Taschen zu durchsuchen. Sie behauptete hingegen, der Bretagner wäre besoffen, und löge was das Geld anginge. Kurz, überall war lauter Verwirrung, Lärm und Fluchen, und kein Mittel, Frieden zu stiften; der auch gewiß nicht erfolgt wäre, wenn nicht in demselben Augenblick der Polizeymeister hereintrat, welcher auf seiner Runde eben an diese Herberge kam, und das Geschrey hörte, welches ihn nach dem Schauplatze des Zanks führte. Er fragte, was der Lärm zu bedeuten hätte. Die Wirthinn erzählte ihm alles haar-

klein. Sie sagte ihm, wer die Nymphe Colindres wäre (die sich schon unterdessen angekleidet hatte); sie ließ sich weitläuftig heraus über ihr Verständniß mit dem Häscher, entdeckte alle ihre Schliche und Diebskünste, und betheuerte dabey, daß mit ihrem Willen nie ein Frauenzimmer von verdächtigen Sitten ihr Haus betreten hätte. Sie pries ihre eigene Heiligkeit, und ihres Mannes Unbescholtenheit, und befahl einer Magd, das Diplom desselben aus seinem Koffer zu hohlen, um es dem Herrn Polizeymeister zu zeigen, damit er sich überzeugte, daß die Frau eines so angesehenen Mannes nichts Ungebührliches thun könnte, und wenn sie Betten vermieten müßte, so geschähe es aus Noth; Gott wüßte, wie schwer es ihr ankäme, und daß sie lieber von ihren Renten leben, und ihr Brod in Frieden essen, als dieses Geschäft treiben möchte. Der Lieutenant, dem ihr Geschwätz und ihre Prahlerey mit dem Adelsbriefe lästig ward, sagte: „Frau Bettverleiherinn, ich will glauben, daß euer Mann einen Adelsbrief hat, wenn Ihr mir dagegen zugebt, daß er doch immer ein adeliger Gastwirth bleibt.

„Und das in allen Ehren! (sprach die Wirthinn). Denn wo ist wohl ein Geschlecht in der

Welt, das noch so adelig ist, und doch nicht ein welkes Blatt in seinem Stammbaum hat?"

„Und nun ist weiter nichts zu thun, gute Frau, als: Zieht Euch an, und Marsch, ins Gefängniß!"

Dieser Ausspruch war ein Donnerschlag für sie. Sie zerkratzte sich das Gesicht, und erhob ihre Stimme; allein der strenge Polizeymeister ließ sie doch insgesamt ins Gefängniß führen, den Bretagner samt der Colindres und der Wirthinn. Man hat mir hernach erzählt, der Bretagner habe seine funfzig Goldgülden verschmerzen, und noch dazu die Kosten bezahlen müssen, und die Wirthinn desgleichen, und daß die Colindres frey ausging, und noch denselben Tag, da sie ihre Freyheit wieder bekam, einen Seefahrer erwischte, welcher durch dieselbe Art Angeberey für den Bretagner bezahlen mußte. Solch ein Unheil, Scipio, ward durch meine Naschhaftigkeit angerichtet.

Scipio. Sage lieber durch die Büberey deines Herrn.

Berg. Gut, so will ich Dir denn erzählen, wie viel weiter er es damit trieb; obgleich ich

nicht gern Böses von den Gerichtsdienern und Polizeywächtern reden mag.

Scipio. Wie so? Wenn Du Böses von einem sprichst, so gilt das ja nicht von allen. Freylich giebt's viele gute, ehrliche, aufrichtige Notarien, die gern einem Jeden ohne Schaden des dritten Mannes dienen. Freylich ziehn sie nicht alle die Processe in die Länge, verrathen beyde Parteyen, und übersetzen sie in ihren Gebühren; oder stänkern in anderer Leute Lebenswandel, um sie bey den Gerichten anzugeben. Nicht alle sprechen zum Richter: „Bratest Du mir die Wurst, so lösch' ich Dir den Durst." Nicht alle Schaarwächter spielen mit den Gaunern und Landstreichern unter einer Decke. Es giebt viele, sehr viele, die nicht nur von gutem Herkommen, sondern auch von gutem Character sind. Manche unter ihnen sind nicht so grob, unverschämt und ungeschliffen, oder so niederträchtig, wie diejenigen, welche in den Gasthöfen die Degen der Fremden nachmessen, und die Besitzer unglücklich machen, wenn sie sie ein Härchen zu lang finden. Nicht alle lassen ihre Arrestanten eigenmächtig los, und spielen zugleich die Rollen

der Richter und Advocaten nach ihrer eigenen Willkühr.

Berg. Mein Herr trieb das Ding noch weiter, und schlug noch einen andern Weg ein. Er spielte den Renomisten, der sich unterwand, die verwegensten Raufer festzunehmen; und er behauptete auch den Ruf seiner Tapferkeit; zwar ohne Gefahr seiner Person, allein auf Kosten seines Geldbeutels. Eines Tages griff er ganz allein vor dem Xereserthore sechs berühmte Haudegen an. (Ich selbst konnte ihm nicht einmahl beystehen, weil er mir des Tages einen Maulkorb anzulegen pflegte). Ich wunderte mich über seine Kühnheit, seine Kraft, und seine Gewandtheit; denn er wußte sich die Klingen der sechs Schläger vom Leibe zu halten, als wenn's Haberrohre wären. Es war ein Wunder anzusehen, mit welcher Behendigkeit er sie angriff, was für Ausfälle er that, wie er ihre Stösse parierte, und wie geschickt er sich den Rücken frey zu halten wußte. Mit einem Worte, ich und alle, die ihm zusahen, hielten ihn für einen neuen Rodomont, weil er seine Gegner vom Xereserthor bis an das Collegium des Professors Rodrigo trieb, eine Strecke von mehr als hun-

dert Schritten, wo er sie einsetzen ließ, und zurück ging, seine Siegszeichen einzusammeln, die in drey Degenscheiden bestanden, die er den Augenblick zum Gouverneur trug, welcher (wo ich nicht irre) damahls der Licentiat Sarmiento de Valladares war, der sich durch die Ausrottung des Weidenbusches auszeichnete. Alle Menschen auf den Strassen staunten meinen Herrn an, und zeigten allenthalben, wo er ging, mit Fingern auf ihn, als wollten sie sagen: Da geht der tapfere Mann, der sich unterstand, allein gegen den Kern der Klopffechter in Andalusien zu kämpfen. Den Rest des Tages brachte er zu, sich an allen Ecken der Stadt sehen zu lassen, und der Abend fand uns in Triana in einer Strasse bey der Pulvermühle, und nachdem mein Herr gediert *) hatte (wie die Gauner zu sagen pflegen), ob ihn auch Jemand bemerkte, ging er in ein Haus, und ich hinter ihm drein, wo wir alle Riesen des Kampfs, ohne Mäntel, Degen und andere Waffen vorfanden. Einer, welcher der Wirth zu seyn schien, hatte einen grossen Krug in der einen Hand, und ein tüchtiges Paschglas in der andern, welches er

*) Dieren, zusehen.

voll feurigen sprudelnden Weins schenkte, und einem Jeden zubrachte. Kaum ließ sich mein Herr sehen, so kamen sie ihm alle mit offenen Armen entgegen, tranken ihm sämtlich zu, und er that ihnen allen Bescheid, und hätt' es noch zweymahl so vielen gethan, wenn's darauf angekommen wäre; denn er war viel zu gefällig, um jemand eine solche Kleinigkeit abzuschlagen. Wenn ich Dir alles erzählen sollte, was dort vorfiel; wie es beym Abendessen herging; was für Balgereyen sie sich einander erzählten; von wie vielen Diebstählen sie sich Nachricht gaben; welche Frauenzimmer ihres Gelichters mit Lob, und welche mit Tadel genannt wurden; wie sie einer den andern lobten; von welchen abwesenden Raufern gesprochen ward; wie der eine und der andere mit seiner Geschicklichkeit prahlte, und vom Tische aufsprang, um seine Stösse, Hiebe und Paraden mit den Händen vorzustellen; was für auserlesener Wörter und Ausdrücke sie sich bedienten, und endlich welche Figur der Wirth machte, dem sie alle, wie ihrem Vater und Herrn, mit Ehrerbietung begegneten; so müßte ich mich in ein Labyrinth verwickeln, aus welchem ich mich nicht so bald wieder herausfinden würde, wenn ich auch wollte. Kurz, ich erfuhr so viel mit Gewiß-

heit, daß der Hauswirth, den sie Monipodio nannten, ein Diebshehler und Beherberger alles liederlichen Gesindels war, daß das Gefecht meines Herrn, mit allen Umständen des Rückzuges und der zurückgelassenen Degenscheiden, eine verabredete Karte war, und daß mein Herr den Betrag der Degenscheiden baar bezahlte, nebst allem, was Monipodio für die Kosten der Abendmahlzeit anrechnete, welche zu allerseitigem Vergnügen fast bis an die Morgenstunde dauerte. Zum Nachtisch verriethen sie meinem Herrn einen fremden Gauner, der erst nagelneu angekommen war, und der wohl tapferer seyn mochte, als die andern, weswegen sie ihn aus Neid angaben. Mein Herr überfiel ihn am folgenden Abend, wie er nackend im Bette lag; denn sonst sah' ich es ihm an seiner Figur wohl an, daß er sich in Kleidern so leicht nicht hätte festnehmen lassen. Dieser Fang, welcher noch zu dem Gefecht hinzukam, vermehrte den Ruhm meines feigherzigen Herrn, der wohl noch furchtsamer war, als ein Hase, und dem es manches Frühstück und manche Flasche Wein kostete, seine Tapferkeit geltend zu machen, so daß alles, was er in seinem Dienste und durch sein Spionieren gewann, zum Behuf seiner Tapferkeit wieder

aufging. Aber nun laß Dir doch ein Geschichtchen erzählen, das ihm begegnete, wozu ich nicht ein Härchen zusetzen, oder davon abnehmen will: Zwey Spitzbuben stahlen in Antequera ein sehr schönes Pferd, brachten es nach Sevilla, und bedienten sich, um es zu verkaufen, einer List, die meiner Meynung nach sehr klug und künstlich ausgedacht war. Sie kehrten in zwey verschiedene Herbergen ein. Der eine brachte eine Klage vor das Gericht, daß Pedro de Losada ihm vierhundert Realen schuldig wäre, worüber er dessen Verschreibung unter seiner eigenen Hand vorzeigte. Der Polizeymeister befahl, dem Schuldner seine Handschrift vorzuzeigen, und wenn er sie anerkennte, und nicht baar bezahlte, ihn entweder zu pfänden, oder in den Schuldthurm zu setzen. Mein Herr und sein Freund der Notarius bekamen diesen Auftrag. Der Gaudieb führte sie nach dem Quartier seines Cameraden. Dieser bekannte sich den Augenblick zu seiner Schuld und Handschrift, und bot ihnen das Pferd als Pfand und zur Bezahlung an. Meinem Herrn stach das Pferd in die Augen, und er nahm sich vor, es nicht aus den Händen zu lassen, wenn es verkauft würde. Der Schelm ließ die gesetzmässige Frist verstreichen,

und das Pferd ward öffentlich verkauft, und einem Unterhändler für fünfhundert Realen zugeschlagen, welchem mein Herr aufgetragen hatte, es gegen ein Trinkgeld für ihn zu kaufen. Das Pferd war weit mehr werth, als mein Herr dafür bezahlte. Weil aber dem Verkäufer daran gelegen war, den Handel in möglichster Eile zu Stande zu bringen, so ließ er seine Waare für das erste Gebot weggehen. Der eine Schelm empfing die Bezahlung, die ihm niemand schuldig war, und der andere die Quittung, die er nicht brauchte; und mein Herr behielt das Pferd — das ihm aber theurer zu stehen kam, als der Sejan seinem Herrn. Die Spitzbuben zogen unverzüglich ab, und ein Par Tage darauf, nachdem mein Herr alles, was an dem Sattel und Zeug fehlte, hatte ausbessern lassen, erschien er auf dem Gaule, auf dem Platz San Francisco, protziger und stolzer, als ein Bauer in seinem Sonntagsrock. Ein jeder wünschte ihm Glück zu seinem wohlfeilen Kauf, und versicherte ihm, das Pferd wäre seine hundertfunfzig Ducaten werth, wie die Wecke den Pfennig; und er tummelte immer seinen Gaul rückwärts und vorwärts, und spielte auf dem besagten Marktplatze — sein Trauerspiel. Denn indem er

noch immer seine Courbetten und Capriolen machte, erschienen auf einmahl ein Par stattliche, wohlgekleidete Männer, und einer von ihnen rief sogleich: „Seht doch, so wahr ich lebe, da ist ja mein Pferd Eisenfuß, das man mir vor einigen Tagen in Antequera gestohlen hat!“ Vier Bedienten, die den Cavalier begleiteten, bezeugten, daß es wahr, und daß dieses wirklich das Pferd Eisenfuß wäre, welches man ihrem Herrn gestohlen hätte. Mein Herr erschrack. Der Eigenthümer des Pferdes ward laut. Man forderte Beweise, und der Eigenthümer zeigte sie so bündig auf, daß das Urtheil zu seinen Gunsten ausfiel, und daß mein Herr um sein Pferd kam. Der Streich ward allenthalben bekannt. Man erfuhr, daß die Spitzbuben so listig gewesen waren, die Justiz selbst zur Handhabe zu gebrauchen, um ihren Diebstahl an den Mann zu bringen; und fast jedermann freuete sich, daß mein Herr durch seinen Geiz um sein Geld gekommen war. Allein bey diesem einen Unglück blieb es nicht; sondern denselben Abend, wie der Gouverneur in eigener Person die Runde machte, und Wind bekommen hatte, daß im Quartier von San Julian Spitzbuben herumschlichen, ward man an der Ecke einer Quer-

straffe gewahr, daß jemand aus allen Kräften davon lief. Der Gouverneur hetzte mich den Augenblick an, und rief: „Halt den Dieb, Gavilan, halt den Dieb!“ Mich hatten die Schelmstücke meines Herrn schon dermassen gegen ihn aufgebracht, daß ich den Befehl des Gouverneurs pünctlich befolgte, über meinen eigenen Herrn herfiel, ihn Trotz seinem Widerstande zu Boden riß, und gewiß für manchen Rache an ihm würde geübt haben, wenn man uns nicht zu unserm beyderseitigen Schmerz aus einander gebracht hätte. Die Häscher wollten mich züchtigen, und hätten mich auch wirklich zu Tode geprügelt, wenn ihnen der Gouverneur nicht zugerufen hätte: „Rührt mir den Hund nicht an; er that nichts, als was ich ihm befahl.“ Inzwischen ließ sich meine Bosheit mit Händen greifen, und ich suchte durch ein Loch in der Stadtmauer das weite Feld, und ehe der Tag anbrach, war ich schon in Mayrena, einem Orte, vier Meilen von Sevilla. Mein gutes Glück wollte, daß ich dort eine Compagnie Soldaten antraf, die, wie ich hörte, nach Carthagena marschierten, um sich einzuschiffen. Bey dieser Compagnie befanden sich vier lockere Bursche von meines vorigen Herrn Bekanntschaft, und

unter diesen war ein Trommelschläger, der einst unter den Häschern gedient hatte, und ein grosser Possenreisser war, wie alle Trommelschläger sind. Sie kannten mich alle vier, schwatzten mit mir, und fragten mich nach meinem Herrn, als wenn ich ihnen antworten könnte. Der Trommelschläger war am freundlichsten gegen mich, und darum beschloß ich auch, mich an ihn zu halten, wenn er mich haben wollte, wenn er mich auch mit nach Italien, oder nach Flandern schleppte. Denn ich bin der Meynung (und Du wirst wohl auch so denken), obgleich das Sprichwort sagt: Schickt die Gans übers Meer, der Gackgack kommt doch wieder her, so kann es doch nicht fehlen, daß das Reisen in fremden Ländern und der Umgang mit verschiedenen Leuten einen witzigen muß.

Scipio. Das ist so gewiß wahr, daß ich mich erinnere, von einem verständigen Mann, bey dem ich einst in Diensten war, gehört zu haben, man habe dem berühmten Griechen Ulysses aus keiner andern Ursache den Nahmen des Klugen beygelegt, als weil er viele Länder durchreist, und mit vielen Völkern und Nationen Umgang gepflo-

gen hatte. Folglich lobe ich deinen Entschluß, Dich führen zu lassen wohin man wollte.

Berg. Ich muß Dir sagen, daß der Trommelschläger, um mit seinen Possenspielen abzuwechseln, mich lehrte, nach der Trommel zu tanzen, und andere Affenstreiche zu machen, die ausser mir kein anderer Hund lernen konnte, wie Du bald hören wirst, wenn ich sie Dir erzähle. Weil unser Marsch bald zu Ende ging, so machten wir nur kurze Tagereisen. Wir hatten keinen Commissär, der uns übereilte; unser Hauptmann war ein junger Mann, aber ein guter Cavalier und sehr leutselig. Der Fähndrich hatte noch nicht längst das Vorzimmer und den Schenktisch verlassen. Der Fourier war ein verschmitzter Geldjude, der schon manche Compagnie vom Werbeplatze bis zur Einschiffung geführt hatte, und die Compagnie war voll von liederlichem großmäuligem Gesindel, die manchen Unfug auf den Dörfern anstifteten, durch welche wir zogen, worüber mancher Fluch gegen denjenigen ausgestossen ward, der nicht Schuld daran war. Denn es ist das Schicksal der guten Fürsten, daß die Schuld ihrer Unterthanen oft ihnen zur Last gelegt wird, wenn der eine des andern Henker

wird, ohne daß der Landesherr dem Uebel steuern kann. Denn wenn er auch wünscht und sucht, solchen Unordnungen vorzubeugen, so steht es doch nicht in seiner Macht, indem alle, oder doch die meisten Dinge, die zum Kriege gehören, mit Strenge, Gewaltthätigkeit und andern Unannehmlichkeiten verknüpft sind. Genug, in weniger als vierzehn Tagen lernte ich mit Hülfe meiner eigenen Fähigkeit, und des Fleisses, den mein neuer Herr auf mich wandte, auf die Gesundheit des Königs von Frankreich springen, und auf die Gesundheit der liederlichen Marketenderinn nicht. Er lehrte mich Courbetten machen, wie ein neapolitanisches Pferd; in die Runde gehen, wie ein Maulesel in der Roßmühle, und mehr dergleichen Dinge; so daß die Leute geglaubt hätten, ein Hund, welcher solche Stückchen machte, wäre der leibhaftige Teufel, wenn ich mich nicht in Acht genommen hätte, meine Sachen nicht zu künstlich zu machen. Er gab mir den Nahmen des klugen Hundes, und so bald wir in ein Standquartier eingerückt waren, nahm er seine Trommel und trommelte im ganzen Dorfe die Leute zusammen, um die wunderbaren Künste und Geschicklichkeiten des klugen Hundes, in diesem oder jenem Hause, oder

Spital, für acht, oder für vier Maravedis zu sehen, nachdem das Dorf groß oder klein war. Wenn er solchergestalt meine Künste angepriesen hatte, so blieb im ganzen Dorfe kein Mensch in seinem Hause. Alles lief zu, um mich zu sehen, und keiner ging wieder weg, der nicht verwundert und vergnügt war, mich gesehen zu haben. Mein Herr war froh, so viel Geld mit mir zu verdienen, und er unterhielt davon ein halbes Dutzend von seinen Cameraden, wie Könige. Neid und Gierigkeit reizten einige andere Gauner, mich zu stehlen, und sie machten dazu mancherley Entwürfe; denn die Kunst, mit Müssiggang und mit Wohlleben Geld zu verdienen, hat allenthalben ihre Verehrer und Liebhaber. Darum giebt es in Spanien so viele Puppenspieler, Raritätenkrämer, und Leute die Stecknadeln und Gassenlieder verkaufen. Oft sollte man denken, ihr ganzes Capital reichte nicht hin, sie einen einzigen Tag zu ernähren, und doch sieht man alle diese Leute Jahr aus Jahr ein in den Garküchen und Schenken liegen. Darum denk' ich auch, daß sie ihre Schlämmerey wohl anderswoher unterhalten müssen, als von ihrem eigentlichen Gewerbe; denn es ist lauter unnützes Landstreichergesindel, wahre Weinschwämme und Brodwürmer.

Scipio. Genug, Berganza. Laß uns nicht wieder auf die alte Leyer kommen. Frisch vorwärts; die Nacht vergeht, und ich wollte nicht, daß die aufgehende Sonne uns zu früh wieder in die Finsterniß des Stillschweigens stürzte.

Berg. So schweige jetzt selbst, und höre. Da es eine leichte Sache ist, eine Erfindung zu verbessern, und da mein Herr sah, wie leicht ich das neapolitanische Caroussel gelernt hatte, so ließ er mir eine kleine Schabracke mit falschen Tressen, und einen Sattel machen, und setzte eine leichte Puppe, wie einen Reiter darauf, mit einer Lanze zum Ringrennen, und gewöhnte mich, in gerader Linie nach einem Ringe zu laufen, der zwischen zwey Pfosten hing. An dem Tage, da ich rennen sollte, rief er aus, der kluge Hund würde heute nach dem Ringe rennen, und andere noch nie gesehene Künste machen; die ich denn, meinem Herrn zu Liebe, auch ausführte, um ihn nicht Lügen strafen zu lassen. Auf unsern kleinen Märschen kamen wir auch endlich nach Montilla, einem Dorfe des berühmten und braven Marquis de Priego von dem Hause von Aguilar und Montilla. Mein Herr ward auf seine Bitte in ein Spital

einquartiert. Er schritt sogleich zu seiner gewöhnlichen Ankündigung, und da das Gerücht von der Kunst und Geschicklichkeit des klugen Hundes schon vor uns hergegangen war, so war die Halle in einer Viertelstunde schon voll Menschen. Mein Herr freute sich über die erwünschte Ernte, und zeigte sich an diesem Tage über die Masse beredt. Der Anfang der Vorstellung ward mit Sprüngen gemacht, die ich durch den Reif eines Siebs, oder Fasses that. Er gab mir seine Befehle in seinen gewöhnlichen Redensarten, und so bald er eine kleine Weidenruthe senkte, die er in der Hand hielt, so war es ein Zeichen, daß ich springen sollte; so lange er sie aber aufrecht hielt, mußte ich mich still halten. An diesem Tage — der für mich der merkwürdigste in meinem ganzen Leben bleiben wird, — waren diese seine ersten Worte: „Komm her, Gavilan, spring' einmahl für den Alten, den Du wohl kennst, der sich den Bart färbt, weil er immer noch jung seyn will. Willst nicht? Nu, so springe für den Putz und das Geschmeide der Frau Pimpinelle von Paphlagonien, die mit der Galizierinn in Valdeastillas zusammen diente. Gefällt Dir das auch nicht, Gavilan? Ey so spring' einmahl für den Baccalaur Pasillas,

der sich als Licentiat unterschreibt, und eigentlich gar keinen Gradum hat. Du bist ja heute gewaltig faul; warum springst Du denn nicht? Aha! ich merke schon deine Absicht. Nun, so springe denn für eine Flasche Wein von Esquivias, der dem von Ciudad Real, San Martin, und Ribadavia nichts nachgiebt!" Nun ließ er seine Gerte sinken, und ich sprang, und zeigte damit seine verdeckte Absicht. Darauf wandte er sich gegen die guten Dorfleute, und sagte mit lauter Stimme: „Glauben Sie ja nicht, meine hochgeehrtesten Herrschaften, daß es nur so Spaß ist mit den Künsten, die mein Hund kann. Vier und zwanzig verschiedene Stücke hab' ich ihn gelehrt; und das geringste ist so, daß wohl ein Geyer darnach stossen würde; ich will sagen, es ist wohl werth, daß man dreyssig Meilen darum reist. Er tanzt die Sarabande und die Chacone Troz ihrem Erfinder. Er trinkt ein Stübchen Wein, ohne einen Tropfen zu vergiessen. Er singt sein ut re mi fa, wie der beste Küster. Alle diese Sachen, und noch manche mehr, die ich erzählen könnte, sollen die Herren schauen, wenn wir noch hier bleiben. Jetzt soll der kluge Hund noch ein Par Sprünge machen, und dann kommt der Haupt-

Actus." Darüber sperrten die Zuschauer, die er seine hochgeehrtesten Herren nannte, Augen und Ohren auf, und wurden begierig, alle meine Künste zu sehen. Mein Herr sprach mich darauf wieder an, und sagte: „Noch einmahl Gavilan! Mach einmahl artig und geschickt deine Sprünge wieder zurück, auf die Gesundheit der berühmten Hexe, die hier im Dorfe soll gelebt haben."

Den Augenblick erhob die Spitalmutter, eine Alte von wenigstens sechszig Jahren, ihre Stimme, und rief: „Du Spitzbube, Du Marktschreyer, Du Windbeutel, Du Taugenichts! Hier giebt's keine Hexen. Sprichst Du von der Camacha, so sollst Du wissen, daß sie schon für ihre Sünden gebüßt hat, und Gott weiß, wohin sie gegangen ist. Schwatzest Du von mir, Du Großmaul! so bin ich weder jetzt, noch all mein Leben lang, eine Hexe gewesen, und wenn ich wegen Hexerey ins Gerede gekommen bin, so sind böse Zungen Schuld gewesen, und ein ungerechtes Urtheil, und ein eigensinniger und übel berichteter Richter. Alle Welt weiß, daß ich ein bußfertiges Leben führe, nicht wegen Hexerey (die ich niemals begangen), sondern für meine vielen andern und mannichfaltigen Sün-

den, die ich als eine arme Sünderinn gethan habe. Pack Dich nur fort, Du Pickelhering, Du Trommelstock, oder beym Himmel, ich will Dir Füsse machen!"

Damit fing sie an, einen solchen Lärm zu erregen, und so viele Scheltwörter gegen meinen Herrn auszustossen, daß er ganz verwirrt und bange ward, und kurz, sie ließ ihn durchaus nicht mit seinem Spiel fortfahren. Mein Herr kümmerte sich indessen nicht viel um das Getümmel; denn er steckte das Geld in die Tasche, und versprach am folgenden Tage in einem andern Spital die Sachen zu zeigen, die für dasmahl unterblieben. Die Leute gingen weg, und fluchten auf die Alte, und beschenkten sie mit den Ehrentiteln einer Hexe und Teufelsbannerinn, und einer alten bärtigen Vettel. Wir blieben jedoch die Nacht noch im Spital, und wie die Alte mich von ungefähr im Hofe allein fand, sprach sie mich an: „Bist Du's, mein Sohn Montiel? Bist Du's etwan, mein guter Junge?" Ich hob den Kopf auf, und sah sie eine lange Zeit aufmerksam an. Wie sie dieß gewahr ward, eilte sie mit thränenden Augen auf mich zu, schlang mir die Arme um den Hals, und

würde mich geküßt haben, wenn ich ihr das Maul hingegeben hätte. Allein mir ekelte, und ich ließ es nicht zu.

Scipio. Du thatest recht. Denn es ist keine Freude, sondern eine Qual, eine alte Vettel zu küssen, oder sich von ihr küssen zu lassen.

Berg. Wenn ich Dir das gleich im Anfang erzählt hätte, was Du jetzt hören wirst, so brauchten wir beyde uns nicht zu wundern, daß wir sprechen können; denn Du mußt wissen, daß die Alte zu mir sagte: „Komm mit mir, Sohn Montiel, ich will Dir mein Zimmer zeigen. Sieh zu, daß Du diese Nacht heimlich zu mir kommst. Ich will die Thür offen lassen, und ich will Dir nur sagen, daß ich Dir vieles zu entdecken habe, das deine Geschichte betrifft, und Dir sehr wichtig ist.“ Ich nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich ihr gehorchen wollte; und nun zweifelte sie vollends nicht länger, daß ich der Hund Montiel wäre, den sie suchte, wie ich hernach von ihr hörte. Ich erwartete die Nacht voll Erstaunen, Wunder, und Neugier, was das Geheimniß, oder die Wundergeschichte wohl seyn möchte, wovon mir die Alte

gesagt hatte; und da ich gehört hatte, daß man sie für eine Hexe hielt, so erwartete ich grosse Dinge von ihrer nähern Bekanntschaft und Unterredung. Endlich kam die erwartete Stunde, und ich befand mich allein mit ihr in ihrem Zimmer, einem kleinen, finstern, niedrigen Loche, welches von einer zinnernen Lampe nur kärglich erleuchtet ward. Die Alte zündete sie an, setzte sich auf ein Kästchen, zog mich zu sich, und umarmte mich von neuem, ohne ein Wort zu reden; wobey ich mich wieder vor ihren Küssen sehr in Acht nahm. Ihre ersten Worte waren diese: „Ich dachte wohl, daß mich der Himmel Dich noch würde erblicken lassen, mein Sohn, ehe meine Augen in den letzten Schlaf versänken. Nun mag der Tod nur kommen, und mich aus diesem kümmerlichen Leben wegnehmen! Ich muß Dir sagen, mein Sohn, in diesem Dorfe wohnte die berühmteste Zauberinn von der Welt, Camacha von Montilla genannt. Alle Eris, Circen und Medeen, von denen die Geschichte so vieles erzählen soll, waren gegen sie für nichts zu rechnen. Sie zog die Dünste zusammen, und verhüllte die Sonne in Wolken, wenn es ihr gefiel; und wenn sie Lust hatte, so verwandelte sie die trübeste Atmosphäre

in einen heitern Himmel. Sie zauberte die Menschen aus den entferntesten Gegenden her; sie wußte durch wunderbare Mittel die jungfräuliche Blume wieder herzustellen, wenn ihre Eigenthümerinn sie nicht mit Sorgfalt bewahrt hatte, und sie verschaffte den Witwen Gelegenheit, mit Anstand ungebührliche Dinge zu treiben. Sie trennte und stiftete Ehen, wie sie Lust hatte. Im December fand man Rosen in ihrem Garten, und mitten im Jänner schnitt sie noch Weizen auf ihren Aeckern. Wasserkresse in einem Träbertroge wachsen zu lassen, das war für sie nur eine Kleinigkeit, und es war nur eine von ihren geringsten Künsten, daß sie in einem Spiegel, oder auf dem Nagel eines Kindes, einen jeden Lebendigen, oder Todten, den man verlangte, vorstellte. Man sagte ihr nach, daß sie Menschen in Thiere verwandelte, und daß sie einen Küster sechs Jahre lang in der Gestalt eines leibhaftigen Esels unterhalten hätte — und ich begreife doch wahrlich nicht, wie das zugehen kann. Denn was die Sage betrifft, daß die Zauberinnen in ältern Zeiten Menschen in Thiere verwandelt haben, so behaupten einige, die es besser wissen wollen, das sey nichts anderes gewesen, als daß sie durch ihre grosse Schönheit und Liebreiz die Men-

schen dermassen an sich fesselten und unter ihre Botmässigkeit brachten, daß sie ihnen wie Thiere dienten und gehorchten. Aber an Dir, mein Sohn, zeigt mir die Erfahrung das Gegentheil. Denn ich weiß, daß Du ein vernünftiger Mensch bist, und doch sehen Dich meine Augen in Hundsgestalt, wenn dieß nicht etwan durch ein Blendwerk geschieht, welches einem eine Sache statt einer andern vorspiegelt. Doch dem sey wie ihm wolle! Mir ist es nur leid, daß weder ich, noch deine Mutter, die eben so wie ich eine Schülerinn der trefflichen Camacha war, nie so weit kamen, als sie; und das nicht aus Mangel an Neigung, Anlage, und Fähigkeit (wovon wir eher zu viel, als zu wenig hatten), sondern bloß aus List von ihrer Seite, daß sie uns die wichtigsten Künste nicht lehrte, sondern sie für sich behielt. Deine Mutter, mein Sohn, nannte man die Montiela, und sie war nächst der Camacha am berühmtesten; und mich nennt man die Cañizares, und wenn ich nicht so geschickt ward, als die beyden, so fehlte es mir wenigstens nicht an eben so gutem Willen. Das muß ich gestehen, was den Muth betraf, mit welchem deine Mutter einen Kreis um sich her machte, und sich mit einer Le-

gion Teufel darin verschloß, so konnte die Camacha selbst es ihr darin nicht zuvorthun. Ich aber war immer ein wenig furchtsam, und wagte es nicht, mehr als eine halbe Legion heraufzubannen. Aber mit ihrer beyder Gunst sey es gesagt, was das Zubereiten der Salben betrifft, womit wir Hexen uns schmieren, in diesem Stück übertraf mich keine von ihnen, und keine von allen, die bis auf den heutigen Tag nach unsern Regeln und Vorschriften handeln. Denn ich muß Dir sagen, mein Sohn, da ich gesehen habe und noch sehe, daß das menschliche Leben, welches auf den Flügeln der Zeit dahin eilet, zuletzt ein Ende nimmt, so habe ich alle Sünden der Zauberey, in welche ich mich vor vielen Jahren vertieft hatte, nachgelassen, und bin nur noch bey der blossen Kunst der Hexerey geblieben, welches ein Laster ist, von welchem man sich nicht leicht wieder los machen kann. Deine Mutter machte es eben so. Sie ließ manches Laster nach, und that manches gute Werk in ihrem Leben. Sie starb aber doch als eine Hexe; und zwar an keiner Krankheit, sondern vor lauter Gram. Denn die Camacha, ihre Lehrerinn, war entweder neidisch darüber, daß deine Mutter ihr in ihrer Wissenschaft über den

Kopf zu wachsen schien; oder sie hatte sonst ihre eifersüchtigen Grillen, die ich nie habe ausforschen können. Genug, wie deine Mutter schwanger ward, und niederkam, war die Camacha Hebamme bey ihr. Sie empfing das Neugebohrne, und zeigte deiner Mutter ein Par junge Hunde, die sie zur Welt gebracht hätte. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu (sprach sie, indem sie die Wölfchen ansah). Es steckt gewiß ein Bubenstück dahinter. Allein ich bin deine Freundinn, Schwester Montiela, und will deine Niederkunft geheim halten. Mache nur, daß Du wieder gesund wirst, und sey versichert, dein Unglück soll im tiefsten Stillschweigen begraben bleiben. Laß Dich diesen Vorfall nicht kränken. Du weißt so gut als ich, daß Du seit langer Zeit mit niemand anders zu thun gehabt hast, als mit deinem Freunde Rodrigo, dem Taglöhner; folglich kommt diese Hundegeburt sonst irgend woher, und es steckt ein Geheimniß dahinter.“

Deine Mutter und ich (denn ich war bey allem zugegen), wir wunderten uns über den seltsamen Vorfall. Die Camacha ging fort und nahm die beyden jungen Hunde mit, und ich blieb als Wär-

terinn bey deiner Mutter, die noch immer nichts von allem begreifen konnte, was mit ihr vorgefallen war. Endlich starb die Camacha. Wie sie in letzten Zügen lag, ließ sie deine Mutter rufen, und gestand ihr, daß sie ihre Kinder aus heimlichem Groll in Hunde verwandelt hätte. Sie bat, sie möchte sich nicht darüber grämen; denn sie würden dereinst unverhofft ihre vorige Gestalt wieder erlangen, doch würde dieß nicht eher geschehen, bis sie mit eigenen Augen gesehen hätten, was folgende Worte enthielten:

Dann sieht man sie in voriger Gestalt,
wenn wider den, der stolz sich brüstet,
sich die gebeugte Demuth rüstet,
und raubt ihm die erschlichene Gewalt.

Diese Worte sagte die Camacha zu deiner Mutter auf ihrem Todbette. Deine Mutter schrieb sie auf Papier und in ihr Gedächtniß, und ich bewahrte sie in dem meinigen, um sie dereinst einem von Euch beyden wiedersagen zu können. Um Euch ausfindig zu machen, rufe ich alle Hunde von deinem Haar bey dem Nahmen deiner Mutter; nicht darum, daß ich dächte, ihr Nahme wäre ihnen bekannt, sondern nur um zu sehen, ob sie stutzten,

wenn man sie bey einem Nahmen riefe, der so sehr von allen andern Hundenahmen verschieden ist. Wie ich diesen Abend sah, daß Du so viele Künste machtest, und daß man Dich deswegen den klugen Hund nannte, und daß Du aufmerksam wurdest, wie ich Dich auf dem Hofe rief, hab' ich mir's in den Kopf gesetzt, daß Du ein Sohn der Montiela bist, und ich will Dir mit dem grössesten Vergnügen Nachricht geben, wie Du deine natürliche Gestalt wieder erlangen kannst. Ich wünschte, es könnte mit eben so leichter Mühe geschehen, wie vom Apulejus im goldnen Esel erzählt wird, daß er zu diesem Endzweck nur eine Rose zu fressen brauchte. Allein deine Verwandlung hängt von den Handlungen anderer ab, und nicht von deinem eigenen Bestreben. Du thust am besten, mein Sohn, wenn Du Dich dem Himmel von Herzen empfiehlst, und wartest bis diese — ich will nicht sagen Prophezeyung, sondern Weissagung, vielleicht bald und glücklich erfüllt wird. Denn da die berühmte Camacha sie gesagt hat, so wird sie gewiß in Erfüllung gehen, und Du und dein Bruder (wenn er noch lebt) werdet einander wiedersehen, wie Ihr Ursache habt, zu wünschen. Mir ist nur leid, daß ich meinem Ende schon so

nahe bin, daß ich es nicht erleben werde. Ich habe schon oft Lust gehabt, meinen Bock zu fragen, wie es mit Euch ablaufen würde; allein ich habe nicht das Herz dazu gehabt, denn er giebt uns nie eine bestimmte Antwort auf unsere Fragen, sondern spricht immer so, daß man seinen Reden allerley Deutung geben kann. Es hilft uns also nicht viel, wenn wir diesen unsern Herrn und Gebieter etwas fragen; denn mit jeder Wahrheit vermengt er tausend Lügen, und so viel ich aus seinen Antworten habe schliessen können, so weiß er von künftigen Dingen nichts mit Gewißheit zu sagen, sondern behilft sich mit Errathen. Bey dem allen hat er uns Hexen dermassen am Strick, daß wir nicht von ihm ablassen können, wenn er uns auch tausend Streiche spielt. Wir kommen an einem sehr weit von hier entlegenen Orte auf einem grossen Anger mit ihm zusammen, wo er einem zahllosen Zusammenfluß von Hexen und Zauberern ein schmutziges Gastmahl giebt, und wo allerhand andere Dinge vorfallen, die (bey Gott und auf mein Gewissen!) so ekelhaft sind, daß ich nicht das Herz habe, sie zu erzählen, und deine keuschen Ohren damit zu beleidigen. Man meynt, daß wir bey diesen Gastmählern nur in der Einbildung ge-

genwärtig sind, und daß uns der Teufel durch sie alle diese Dinge so vorspiegelt, wie wir sie hernach als wirklich geschehen erzählen. Andere behaupten aber, daß wir wirklich mit Leib und Seele uns dabey befinden; und ich glaube fast, daß beyde Theile Recht haben, denn wir selbst wissen nicht, ob wir im Ernst, oder nur im Traum hinreisen, weil alles, was wir in der Einbildung sehen, uns so anschaulich wird, als ob es wirklich und wahrhaftig geschähe. Einige Versuche haben die Herren Inquisitoren dieserwegen mit einigen von uns angestellt; und ich meyne, sie werden wohl gefunden haben, daß es sich so verhält, wie ich sage. Ich wünsche, mein Sohn, daß ich dieß Laster ablegen könnte, und ich habe mir schon Mühe darum gegeben. Ich bin hier Spittelmutter geworden. Ich verpflege die Armen, und einige von ihnen, wenn sie sterben, fristen mir das Leben, theils durch ihre Vermächtnisse, theils durch den Nachlaß ihrer Lumpen, die ich mit äusserster Sorgfalt durchsuche. Ich bete wenig, aber öffentlich, und ich afterrede viel, aber insgeheim; und ich befinde mich besser dabey, die Heuchlerinn zu spielen, als die freche Sünderinn. Der Schein meiner jetzigen guten Werke löscht den Eindruck aus, den meine vorigen

bösen Handlungen in dem Gedächtniß meiner Bekannten zurückgelassen haben. In der That kann die verstellte Frömmigkeit keinem andern schaden, als dem, der sie vorgiebt. Höre, Sohn Montiel, ich will Dir einen Rath geben: Sey so gut, wie Du kannst, und bist Du nicht im Stande, das Böse zu unterlassen, so verbirg es wenigstens, so viel Dir immer möglich ist. Ich bin eine Hexe, und ich leugne es nicht. Deine Mutter war eine Hexe und Teufelsbannerinn, und konnte es eben so wenig leugnen. Aber unsere gute Aussenseite war doch im Stande, uns beyden vor der Welt ein gutes Ansehen zu geben. Drey Tage vor ihrem Ende hatten wir noch beyde zusammen einem grossen Hexentanz in einem Thal der Pyrenäen beygewohnt, und doch starb sie eines so sanften und ruhigen Todes, daß sie — ein Par Gesichter ausgenommen, die sie ein Viertelstündchen vor ihrem Ende schnitt — auf lauter Rosen zu schlummern schien. Ihre beyden Söhne lagen ihr schwer auf dem Herzen, und selbst in articulo mortis konnte sie der Camacha nicht verzeihen; so fest und standhaft war sie in allen ihren Vorsätzen. Ich drückte ihr die Augen zu und begleitete sie bis an ihre Grabstätte. Dort verließ ich

sie auf immer; und doch geb' ich die Hoffnung nicht ganz auf, sie vor meinem Ende noch einmahl wieder zu sehen. Denn man sagt im Dorfe, daß einige Leute sie auf den Kirchhöfen und Kreuzwegen in verschiedenen Gestalten haben herumwanken gesehen, und vielleicht treffe ich sie auch noch einmahl an, und frage sie, ob sie mir zur Beruhigung ihrer Seele etwas aufzutragen hat."

Alles, was mir die Alte zum Lobe meiner so genannten Mutter sagte, war mir ein Dolchstich ins Herz, und ich hätte sie mögen anpacken und mit den Zähnen zerreissen, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, sie in einem solchen ruchlosen Zustande dem Tode zu überliefern. Zuletzt sagte sie mir, sie wäre Willens, sich noch denselben Abend zu salben, um ihrer gewöhnlichen Zusammenkunft beyzuwohnen, und ihrem Patron wegen meiner Umstände einige Fragen vorzulegen. Ich wollte mich erkundigen, was für eine Salbe das wäre, wovon sie spräche. Es schien aber, als wenn sie meine Neugier erriethe; denn sie kam meiner Frage mit dieser Erklärung zuvor: „Die Salbe, mit welcher wir Hexen uns schmieren, ist aus den Säften ausserordentlich kalter Kräuter zusammengesetzt, und

wir machen sie nicht (wie der gemeine Mann wähnt) aus dem Blute der Kinder, die wir erwürgen. Du könntest mich bey dieser Gelegenheit wohl fragen, was für Vergnügen, oder Vortheil der Teufel davon hat, daß er uns antreibt, solche zarte Geschöpfe zu morden, da er doch weiß, daß sie getauft sind, und als unschuldige Seelen gerade gen Himmel fahren, und daß ihm jede Christenseele, die ihm entgeht, ausserordentliche Qual verursacht. Ich kann Dir aber nichts anders darauf antworten, als was das Sprichwort sagt: Mancher liesse sich gern beyde Augen ausstechen, damit sein Widersacher nur eines verlöhre. Er läßt also den Aeltern die Kinder rauben, weil er glaubt, sie da an der empfindlichsten Seite anzugreifen. Am meisten ist ihm aber daran gelegen, daß er uns verleitet, uns immer in grössere und schwerere Verbrechen zu stürzen; und das verhängt der Himmel über uns um unserer Bosheit willen, denn sonst hab' ich oft aus Erfahrung gesehen, daß der Teufel ohne seine Erlaubniß keinen Wurm beschädigen kann. Denn ich selbst bat ihn einst, einem meiner Feinde seinen Weinberg zu verderben, und er gab mir zur Antwort, er könnte kein Blättchen darin versehren, weil es ihm Gott nicht zuliesse.

Daran kannst Du erkennen, wenn Du dereinst wieder ein Mensch wirst, daß alles Unglück, welches über Land und Leute, über Städte und Dörfer ergeht, schneller Tod, Schiffbruch, und gänzlicher Verfall, kurz ein jedes Unglück, welches ein zufälliges Uebel genannt wird, von der Hand des Höchsten kommt, und mit seinem zulassenden Willen geschieht; dagegen wir jedes Unheil und Schaden, welches als Strafe verhängt wird, uns durch eigene Schuld zuziehen. Gott ist keiner Sünde fähig; folglich sind wir selbst Urheber der Sünde, die wir in Gedanken, Worten und Handlungen begehen, welches Gott, wie gesagt, um unserer Bosheit willen zuläßt. Du wunderst Dich vielleicht, mein Sohn (im Fall Du mich von ungefähr verstehst), wer mich die Theologie gelehrt hat. Ja Du denkst wohl gar in deinem Herzen, „der Henker hohle die alte Vettel! warum hört sie nicht auf zu hexen, da sie so vieles weiß, und warum bekehrt sie sich nicht zu Gott, da sie weiß, daß er die Sünde viel lieber vergiebt, als geschehen läßt?" Darauf antworte ich Dir, als wenn Du mich gefragt hättest, daß die Gewohnheit des Lasters zur andern Natur wird. Unser Hexenwesen vereinigt sich innig mit unserm Fleisch und Blut, und bey

aller seiner Höllenhitze führt es eine Kälte bey sich, womit es unsere Seele betäubt, so daß sie im Glauben erkaltet, sich selbst vergißt, alle Furcht vor den Drohungen Gottes aus den Augen setzt, und alle Herrlichkeit seiner Verheissungen aus dem Sinn schlägt. Da sie nun wirklich eine Sünde des Fleisches ist, und aus seinen Lüsten entsteht, so muß sie natürlich alle Sinne betäuben, abstumpfen, und dergestalt beherrschen, daß sie ihre Bestimmung nicht erfüllen, und daß die gelähmte, schwache, kränkelnde Seele ihre Gedanken zu keiner einzigen heilsamen Betrachtung erheben kann. Versunken in den tiefen Abgrund ihres Elends wagt sie es nicht einmahl, die Hand zu Gott empor zu heben, welcher ihr aus lauter Barmherzigkeit die seinige entgegenreicht, um sie aufzurichten. Meine Seele ist in diesem Zustande, den ich Dir beschreibe. Ich sehe alles, und begreife alles. Da aber die Lust zum Bösen meinem Willen Fessel angelegt hat, so bin ich bisher immer gottlos gewesen, und werde es auch immer bleiben. Doch laß uns das jetzt beyseite setzen, und wieder von der Salbe sprechen. Diese ist so kalt, daß sie uns aller Sinne beraubt, wenn wir uns damit salben, und daß wir nackt ausgestreckt auf der Erde liegen bleiben, und dann

(sagt man) mahlt uns unsere Einbildungskraft alle die Dinge vor, die wir wirklich zu thun und zu sehen glauben. Bisweilen scheint es uns, so bald wir uns gesalbt haben, daß wir unsere Gestalt verändern, und in Eulen, Hähne, oder Raben verwandelt, uns nach dem Orte begeben, wo unser Herr und Meister uns erwartet; daß wir dort unsere wahre Gestalt wieder annehmen, und uns den Vergnügungen überlassen, die ich Dir nicht beschreiben mag, weil sie von solcher Art sind, daß es empörend ist, sich daran zu erinnern, und daß die Zunge verstummt, sie auszusprechen. Bey dem allen bin und bleibe ich eine Hexe, und verberge meine vielen Lasterthaten unter dem Deckmantel der Heucheley. Aber freylich, wenn mich auch einige Leute für eine gute rechtliche Frau halten, so giebt es wieder viele, die mir den Ehrentitel in die Ohren raunen, welchen mir einst ein erzürnter Richter beylegte, der einmahl in vorigen Zeiten mit mir und mit deiner Mutter ein Hühnchen zu pflücken hatte, und den Henker zum Werkzeuge seines Zornes machte, der denn, weil wir ihn nicht bestochen hatten, seine ganze Strenge und Gewalt an unserm Buckel erschöpfte. Doch das ist nun längst überstanden. Alle Dinge sind vergänglich; die

Erinnerung verliert sich; das Leben fängt nicht von vorn wieder an; die bösen Zungen werden müde; neue Geschichten machen, daß man die alten vergißt. Ich bin nun einmahl Spittelmutter; in meiner Aufführung beobachte ich einen guten äusserlichen Schein, und mit meiner Salbe verschaffe ich mir, so oft ich will, einen guten Tag, und ich bin noch nicht so alt, daß ich nicht noch ein Jahr leben könnte, obwohl ich schon fünf und siebenzig zähle. Wegen meines Alters kann ich nicht fasten, wegen meines Schwindels nicht beten, wegen meiner schwachen Füsse nicht wallfahrten, und wegen meiner Armuth kein Almosen geben. An das Gute kann ich nicht denken, weil ich eine Freundinn vom Afterreden bin, und wer Gutes thun will, der muß erst daran denken; folglich bleiben meine Gedanken immer sündlich. Aber unser Herr Gott ist gut und barmherzig, und er wird wohl wissen, was aus mir werden soll, und das ist mir genug. Und damit hat meine Rede ein Ende; denn wahrhaftig, sie macht mich ganz traurig. Komm her mein Sohn, Du sollst zusehen, wie ich mich salbe. Gut gegessen, macht manchen Schmerz vergessen. Wer es vermag, geniesse den guten Tag.

Besser ists, zu lachen, als sich Sorgen zu machen. Ich will damit sagen, wenn uns auch der Teufel mit seinen Vergnügungen nur einen Schein und ein Blendwerk vormacht, so glauben wir doch, Vergnügen zu geniessen, und die Wollust ist in der Einbildung immer grösser, als im wirklichen Genuß; wiewohl bey wahren und reinen Freuden vermuthlich das Gegentheil Statt finden mag."

Nach dieser langen Rede stand die Cañizares auf, nahm die Lampe in die Hand, und ging in ein anderes, noch kleineres Kämmerchen. Ich ging ihr nach, und schlug mich mit tausend verschiedenen Gedanken herum, voll Verwunderung über alles, was ich gehört hatte, und was ich zu sehen erwartete. Die Alte hing ihr Lämpchen an die Wand, kleidete sich in der Geschwindigkeit bis auf das Hemd aus, hohlte aus einem Winkel einen gläsernen Hafen, that die Hand hinein, und besalbte sich von der Fußsohle bis an ihre unbedeckte Glatze. Ehe sie ihre Salbung ganz vollendete, bat sie mich, ich möchte nicht erschrecken, wenn ihr Leib entweder fühllos auf der Erde liegen bliebe, oder aus dem Zimmer ver-

schwände, und ich möchte nicht unterlassen, bis an den Morgen dort zu verziehen, weil sie hoffte, von allem Nachricht zu erhalten, was mit mir vorgehen würde, bis ich meine menschliche Gestalt wieder bekäme. Ich nickte ihr Gehorsam zu, und sie vollendete nun ihre Salbung, worauf sie wie todt auf der Erde liegen blieb. Ich berührte ihren Mund mit dem meinigen, um zu versuchen, ob sie athmete; allein sie zeigte keine Spur des Athemhohlens. Ich muß Dir gestehen, Scipio, daß mir in dem kleinen engen Loche neben dieser Figur entsetzlich bange ward, die ich Dir beschreiben will, so gut ich kann: Sie war mehr, als sieben Fuß lang, ein wahres Knochengeripp, mit einem schmutzigen, rauchen, runzlichen Fell überzogen. Ein lappiger bockslederner Bauch hing ihr bis über die Hälfte der Schenkel hinab. Die Brüste waren wie ein Par dürre zusammengeschrumpfte Ochsenblasen; ihre Lippen schwarzbraun; die Zähne lang und schmal; die Nase krumm und scharf; die Augen eingesunken; das Haar verwirrt und zerzaust; die Backen eingefallen; der Hals lang und dünn; die Brust platt; mit einem Worte die ganze Figur hager und scheußlich. Ich setzte mich still nieder, sie zu betrachten, und plötzlich wandelte mich

die Angst an, wie ich die häßliche Gestalt ihres Körpers und den noch scheußlichern Zustand ihrer Seele betrachtete. Ich wollte sie beissen, um zu versuchen, ob sie wieder zu sich kommen würde; allein ich fand keinen Theil an ihrem Leibe, vor welchem mir nicht der Ekel angekommen wäre. Endlich packte ich sie doch bey einem Handgelenk, und schleifte sie in den Hof hinaus; allein sie zeigte nicht die mindeste Spur von Gefühl. Wie ich mich hier unter freyem Himmel und auf einem geräumigen Platze befand, verließ mich die Furcht, oder sie legte sich wenigstens so weit, daß ich Muth bekam, abzuwarten, wie es mit der Hin- und Herreise des garstigen alten Weibes ablaufen, und was für Nachrichten sie mir mitbringen würde. Unterdessen fragte ich mich selbst: Wer machte dieses alte Weib so klug und doch so gottlos? Woher weiß sie den Unterschied zwischen zufälligem Unglück und verdienten Strafen? Wie kommt es, daß sie so vieles von Gott weiß und schwatzt, und doch so viel teuflisches Unwesen treibt? Warum sündigt sie mit so ausdrücklichem Vorsatz, und entschuldigt sich mit der Unwissenheit? Ueber diesen Betrachtungen verging mir die Nacht, und der anbrechende Tag fand uns beyde auf dem Hofe; sie noch

immer in ihrer Betäubung, und mich neben ihr sitzend, in staunender Betrachtung ihrer häßlichen und abscheulichen Gestalt. Alle Leute im Hospital liefen zusammen, und wie sie den Auftritt sahen, sprachen einige: „So ist die gute Cañizares denn gestorben? Seht doch, wie hager und abgemergelt sie durch das viele Fasten geworden ist.“ Andere, die gescheider waren, fühlten ihr an den Puls, und fanden, daß er noch schlug, und daß sie also nicht todt war; woraus sie schlossen, daß sie vor lauter Frömmigkeit in einer heiligen Entzückung läge. Wieder andere sagten: „Die alte Vettel ist gewiß eine Hexe, und mag sich wohl gesalbt haben, daß sie so in Entzücken gerathen ist. Fromme Leute bekommen nie solche unanständige Entzückungen, und bey allen die sie kennen, gilt sie seit langer Zeit mehr für eine Hexe, als für eine Heilige.“ Einige steckten ihr aus Neugier das Fleisch voll Nadeln vom Kopf bis zur Zehe; allein Trotz dem allen erwachte die Schläferinn nicht, bis um sieben Uhr Morgens. Wie sie fühlte, daß sie überall mit Nadeln durchstochen, daß ihr das Handgelenk durchbissen war, daß ihr alle Glieder von dem Hinausschleifen aus der Kammer zerschunden waren, und wie sie sah, daß sie so vielen Leu-

ten zum Schauspiel diente, glaubte sie (und hatte nicht Unrecht), daß ich der Anstifter ihrer Beschimpfung wäre. Sie fiel mich an, packte mich mit beyden Händen an der Gurgel, um mich zu erdrosseln, und rief: „Du Bösewicht, Du dummer, undankbarer, ruchloser Bube! Ist das der Lohn für alle Dienste, die ich deiner Mutter geleistet habe, und die ich Dir selbst zu leisten gedachte?" Wie ich mich in Gefahr fühlte in den Krallen dieser wüthenden Harpye meinen Tod zu finden, raffte ich mich zusammen, packte sie bey den Falten ihres schlotternden Bauchs, und schleifte sie im ganzen Hofe umher, indeß sie beständig schrie, man sollte sie aus dem Rachen dieses bösen Geistes erretten. Aus diesen Worten der gottlosen Vettel schlossen einige, daß ich wohl wirklich einer von den Teufeln seyn möchte, die den guten Christenseelen immer feind sind. Einige kamen und besprengten mich mit Weihwasser; andere fürchteten sich, mir nahe zu kommen und mir meine Beute zu entreissen; andere schrien, man sollte mich beschwören. Die Alte brüllte, und ich hielt meinen Fang fest. Der Lärm ward allgemein, und mein Herr, der über den Rumor dazu gekommen war, wollte rasend werden, wie er hörte, daß man mich für ei-

nen Teufel hielt. Einige, die nichts von Beschwören wußten, suchten ein halbes Dutzend Knittel zusammen, und bearbeiteten mir die Seiten damit. Dieser Spaß ward mir lästig. Ich ließ die alte Vettel liegen; mit drey Sprüngen war ich auf der Strasse, und mit noch drey andern ausser dem Dorfe, verfolgt von einer unzähligen Menge Buben, die mir mit lauter Stimme nachriefen: „Aus dem Wege! Der kluge Hund ist toll geworden.“ Andere riefen wieder: „Er ist nicht toll, sondern es ist der leibhaftige Teufel in Hundesgestalt.“ So kam ich mit Prügeln und Sturmglocken aus dem Dorfe, und viele von denen, die mir nachliessen, glaubten im Ernst, daß ich den Teufel im Leibe hätte, so wohl wegen der Dinge, die sie mich hatten ausüben gesehen, als wegen der Worte der Alten, wie sie aus ihrem höllischen Traum erwachte. Ich floh so eilig davon, daß sie glaubten, ich wäre wie ein Teufel verschwunden. In sechs Stunden lief ich über zwölf Meilen, und kam zu einer Horde Zigeuner, die sich auf einem Felde, nicht weit von Granada gelagert hatten. Hier hielt ich ein wenig still, weil einige von den Zigeunern, die mich für den klugen Hund erkannten, mich mit Vergnügen aufnahmen, und mich in ei-

ner Höhle verbargen, damit man mich nicht finden möchte, wenn man mich suchte; denn sie hofften (wie ich hernach hörte), Geld durch mich zu verdienen, wie der Trommelschläger. Ich blieb drey Wochen bey ihnen, und bemerkte während dieser Zeit ihre Lebensart und Gebräuche, die so sonderbar sind, daß ich nicht umhin kann, sie Dir zu beschreiben.

Scipio. Ehe Du weiter fortfährst, Berganza, müssen wir noch ein wenig bey demjenigen verweilen, was Dir die Hexe gesagt hat, und müssen untersuchen, ob die grobe Lüge, die sie Dir weiß machte, auch irgend einen Schein der Wahrheit hat. Siehst Du, Berganza, es wäre die grössešte Narrheit, zu glauben, daß die Camacha Menschen in Thiere verwandeln konnte, und daß der Küster ihr sechs Jahre als Esel sollte gedient haben. Alle diese und ähnliche Dinge sind Lügen, Betriegereyen und Augenverblendungen des Teufels; und wenn wir beyden jetzt glauben, Verstand und Vernunft zu besitzen, weil wir hier mit einander schwatzen, da wir doch wirklich Hunde sind, oder wenigstens Hundegestalt haben, so ist das ein sonderbares und unerhörtes Wunder, und wenn

wir es auch mit Händen greifen, so müssen wir es doch nicht eher glauben, bis die Folgen uns dazu vollkommen berechtigen. Willst Du Dich noch deutlicher überzeugen, so bedenke nur, von welchen eiteln Dingen und ungereimten Ursachen die Camacha unsere Entzauberung abhängen läßt. Was Dir eine Prophezeyung scheint, ist weiter nichts, als ein Geschwätz, wie alle Mährchen alter Weiber, vom Reiter ohne Kopf, vom wilden Jäger, und dergleichen, womit man die langen Winterabende beym Kamin verschwatzt. Denn wenn es etwas mehr wäre, so wär' es schon längst in Erfüllung gegangen, es wäre denn, daß die Worte in einem Sinne genommen werden müßten, den man, wie ich höre, allegorisch nennen soll, und den man nicht so verstehen muß, wie die Worte lauten, sondern in einem andern Verstande, der zwar jenem ähnlich, aber doch in manchen Stücken verschieden ist. Wenn es also heißt:

Dann sieht man Euch in voriger Gestalt,
wenn wider den, der jetzt sich brüstet,
sich die gebeugte Demuth rüstet,
und raubt ihm die erschlichene Gewalt.

und man nimmt diese Worte in dem Sinn, wovon ich rede, so scheint das anzudeuten, daß wir unsere

Gestalt wieder erhalten werden, so bald wir sehen, daß diejenigen, die gestern auf der obersten Schiene des Glücksrades standen, heute vom Unglück mit Füssen getreten, und von demjenigen verachtet werden, der sie am meisten ehrte; und so bald wir zu gleicher Zeit bemerken, daß andere, die vor zwey Stunden noch kein anderes Theil und Erbe auf dieser Welt hatten, als die Zahl der Lebendigen vermehren zu helfen, in diesem Augenblick so hoch vom Glück erhoben sind, daß unser Blick sie kaum erreichen kann; und wenn man sie vorher als klein und unbedeutend kaum bemerkte, daß wir sie jetzt wegen ihrer Grösse und Höhe nicht ermessen können. Bestände wirklich darin das Mittel, unsere Gestalt wieder zu erlangen, so haben wir ja dergleichen schon oft gesehen, und sehen es noch jeden Augenblick. Darum bin ich der Meynung, daß wir die Verse der Camacha nicht im allegorischen, sondern im buchstäblichen Sinn verstehen müssen. Aber damit ist uns eben so wenig geholfen; denn dasjenige, was sie ausdrücken, haben wir wohl hundertmahl gesehen, und dennoch siehst Du, wir sind Hunde und bleiben Hunde. Die Camacha war also nichts anders, als eine lügenhafte Possenreisserinn, die Cañizares eine Be-

triegerinn, und die Montiela ein dummes, gottloses, nichtswürdiges Weibsbild, (mit Gunst zu melden, wenn sie entweder unser beyder, oder deine Mutter gewesen wäre; denn für mein Theil mag ich sie nicht zur Mutter haben). Der wahre Sinn scheint mir also auf das Kegelspiel zu deuten, wo man mit schneller Geschäftigkeit die Stehenden umstürzt und die Gefallenen aufrichtet. Aber sage mir, ob wir nicht in unserm Leben oft genug Kegelschieben sahen, und ob wir darum wieder Menschen geworden sind, wenn wir's auch einst gewesen wären.

Berg. Ich gestehe, Du hast Recht, Freund Scipio, und Du bist klüger, als ich dachte; und deine Rede bringt mich auf den Gedanken, daß alles, was bisher mit uns vorgegangen ist und noch geschieht, ein Traum ist, und daß wir nichts als blosse Hunde sind. Laß uns aber deswegen die Gabe der Sprache, die uns jetzt verliehen ist, und den grossen Vorzug der menschlichen Vernunft, so lange wir noch können, nicht ungenützt lassen. Höre demnach, was mir bey den Zigeunern begegnete, die mich in der Höhle versteckten.

Scipio. Ich will Dir gerne zuhören, damit Du mich wieder anhörest, wenn ich Dir (dafern es dem Himmel gefällt) die Begebenheiten meines Lebens erzählen werde.

Berg. Mein Zeitvertreib bey den Zigeunern bestand darin, daß ich ihre unzähligen Schelmstücke, ihre Betriegereyen, Ränke und Diebstähle beobachtete, in welchen die Weiber so wohl, als die Männer, von Kindesbeinen an Meister sind. Du weißt, wie groß ihre Menge ist, die sich allenthalben in Spanien zerstreut befindet, und doch kennen sie einander alle, und haben einer vom andern Kundschaft, und schleppen sich einander von einem Orte zum andern ihren Raub zu. Sie haben ein gewisses Oberhaupt, welchem sie pünctlicher gehorchen, als ihrem Könige. Er führt den Titel Conde (Graf), und sie geben ihm und allen seinen Nachfolgern den Nahmen Maldonado; nicht, als wenn sie wirklich aus diesem edlen Geschlechte abstammten, sondern weil einst ein Page eines Cavaliers dieses Nahmens sich in ein Zigeunermädchen verliebte, welches unter keiner andern Bedingung seiner Liebe Gehör geben wollte, als wenn er ein Zigeuner würde, und sie heirathete. Dieses ließ

sich der Page gefallen, und machte sich bey den übrigen Zigeunern so beliebt, daß sie ihn zu ihrem Oberhaupt erwählten und ihm huldigten. Als ein Zeichen ihrer Unterwürfigkeit geben sie ihm einen Theil der Beute, die sie machen, wenn sie von einiger Bedeutung ist. Um ihr müssiges Landstreicherleben zu bemänteln, arbeiten sie in Eisenwerk, und verfertigen allerhand solche Werkzeuge, die ihnen bey ihrer Dieberey zu Statten kommen. Deswegen sieht man die Männer immer mit Zangen, Bohrern und Hämmern, und die Weiber mit Dreyfüssen und Kohlpfannen hausieren. Alle ihre Weiber sind Hebammen, und thun es den unsrigen in dem Falle zuvor, daß sie ohne Kosten und Abgaben ihre Kinder zur Welt bringen, und daß sie sie gleich nach der Geburt in kaltem Wasser baden; daher sie denn von ihrer Geburt an, durch ihr ganzes Leben abgehärtet werden, und die Unfreundlichkeiten des Wetters und der Jahrszeiten ohne Mühe ertragen, und Du wirst finden, daß sie alle stark, muthig, und gute Läufer, Springer und Tänzer sind. Sie verheirathen sich beständig unter einander, damit nicht andere hinter ihre bösen Schliche kommen. Die Weiber führen sich äusserst lich gut gegen ihre Männer, und der Fall ist sel-

ten, daß sie sich mit fremden Mannspersonen abgeben, die nicht zu ihrem Volk gehören. Wenn sie betteln, so geschieht es mehr durch Possenreissen, als durch Bitten; und unter dem Vorwande, daß niemand ihnen trauen wolle, gehen sie nirgends in Dienst, sondern verschlendern die Zeit müssig. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemahls eine Zigeunerinn am Altar bey der Communion gesehen hätte, obwohl ich oft in die Kirchen hinein zu gehen pflegte. Sie denken an nichts, als an Betriegerey und Diebsstreiche. Sie erzählen einander ihre Diebstähle, und die Art und Weise, wie sie sie ausgeführt haben. So hörte ich einst, daß ein Zigeuner einem andern erzählte, wie er einst einen Bauern angeführt hätte. Der Zigeuner hatte einen Esel mit einem Ratzenschwanze. Er band ihm aber ein Zipfelchen Haar so künstlich daran, daß es ganz natürlich ließ. Er brachte den Esel zu Markt, und verkaufte ihn einem Landmann für zehn Ducaten. Wie der Handel geschlossen und das Geld bezahlt war, sprach er zu dem Bauern, wenn er ihm noch einen andern Esel, das Par zu diesem, und eben so gut wie dieser, abkaufen wollte, so sollte er ihn etwas wohlfeiler haben. Der Bauer sagte, er möchte den

Esel nur hohlen, so wollt' er ihn kaufen; unterdessen wollte er den gekauften Esel nach seiner Herberge bringen. Damit ging der Bauer fort; der Zigeuner schlich ihm nach, und fand auf eine oder andere Art Mittel, ihm den Esel wieder zu stehlen, den er ihm verkauft hatte. Er nahm ihm das falsche Zipfelchen vom Schwanz ab, legte ihm in der Geschwindigkeit einen andern Saumsattel und Halfter auf, und brachte ihn dem Bauern zu Kauf, der den Verlust seines Esels nicht argwohnte, und ihn nach einigem Zwischenreden kaufte, und dann mit dem Zigeuner nach der Herberge ging, um ihn zu bezahlen. Hier vermißte nun der eine Esel den andern; allein so sehr Esel er auch seyn mochte, so fiel ihm doch ein, daß ihm der Zigeuner wohl den ersten Esel wieder gestohlen haben möchte, und er weigerte sich, ihm das Geld zu geben. Der Zigeuner hohlte geschwind Zeugen, und kam wieder mit den Einnehmern, die den Zoll für den ersten Esel empfangen hatten. Diese schworen, daß der Zigeuner dem Bauern vorhin einen Esel mit einem tüchtigen Schwanz, und sehr verschieden von dem Gegenwärtigen, verkauft habe. Ein Polizeybedienter, der bey dem ganzen Handel zugegen war, nahm sich des Zigeuners so ernstlich

an, daß der Bauer den Esel zum zweyten Mahl bezahlen mußte. So erzählten sie einander noch manche andere Diebsstreiche, meistens Viehdiebereyen, worin sie Meister sind, und sie am häufigsten ausüben. Mit einem Worte, sie sind ein heilloses Volk, und obgleich sich schon manche verständige, wohlmeynende obrigkeitliche Personen bemüht haben, ihnen entgegen zu arbeiten, so bessern sie sich doch nicht. Nach drey Wochen waren sie im Begriff, mich mit nach Murcia zu nehmen. Unterwegs kamen wir durch Granada, wo die Compagnie eben eingerückt war, bey welcher mein ehemaliger Herr als Trommelschläger stand. Wie die Zigeuner dieß erfuhren, sperrten sie mich in unserer Herberge in ein Zimmer ein. Ich hörte die Ursache. Die Reise, die sie vorhatten, gefiel mir nicht; und ich beschloß, mir meine Freyheit wieder zu verschaffen. Es gelang mir, und wie ich aus Granada entsprang, führte mich der Zufall in den Garten eines getauften Mohren, der mich sehr gern aufnahm, und bey dem ich eben so gern blieb, weil ich glaubte, er brauchte mich zu nichts weiter, als seinen Garten zu bewachen; welches nach meinem Bedünken eine leichtere Arbeit war, als eine Herde zu hüten. Da es zwischen ihm

und mir wegen des Lohns keiner Unterhandlung bedurfte, so ward es dem Mohren leicht, an mir einen Diener, und mir, an ihm einen Herrn zu bekommen. Ich blieb länger, als einen Monat bey ihm; zwar nicht aus Liebe zu der Lebensart, die ich bey ihm führte, sondern vielmehr, um die seinige und die Lebensart aller Mohren in Spanien kennen zu lernen. Mein guter Scipio! wie viele Dinge könnt' ich Dir von diesem mohrischen Gesindel erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, in vierzehn Tagen nicht damit fertig zu werden! Ja, wenn ich sie ausführlich beschreiben sollte, so hätt' ich wohl Arbeit für zwey Monate. Aber etwas muß ich doch von ihnen sagen, und ich will Dir im Allgemeinen wenigstens erzählen, was ich im Einzelnen bey diesem saubern Volke sah und bemerkte. Es wäre wirklich ein Wunder, wenn man unter der Menge der Morisken auch nur einen Einzigen fände, der den wahren reinen christlichen Glauben hätte. Ihr ganzes Tichten und Trachten geht auf nichts, als Geld zu sammeln und Geld zu hüten, und jeder Real, der in ihre Hände fällt (wenn er nur ächt ist), wird zu ewiger Finsterniß und Gefangenschaft verurtheilt. Da sie nun immer Geld verdienen, und wenig ver-

zehren, so häuft sich in ihren Händen fast alles Geld auf, das in ganz Spanien umläuft. Sie sind die Spartöpfe, die Motten, die Aelstern und Wiesel, die alles verschlucken, benagen, zusammentragen und verschleppen. Wenn man nun bedenkt, daß ihrer so viele sind, die täglich etwas (viel oder wenig) erwuchern und auf die Seite bringen, und daß ein schleichendes Fieber eben so gewiß tödtet, als ein hitziges, und daß die Zahl dieses Volks sich bis ins Unendliche vermehrt; so muß in demselben Verhältniß das Geld immer mehr und mehr verschwinden. Es giebt unter ihnen keine ledige Personen, keine Mönche und Nonnen. Alle heirathen, und alle vermehren sich; denn ihre mässige Lebensart vermehrt ihre Fruchtbarkeit. Der Krieg reibt sie nicht auf, und schwere Arbeiten matten sie nicht ab. Mit aller Musse saugen sie uns aus, und bereichern sich mit den Früchten unserer eigenen Grundstücke, die wir ihnen theuer abkaufen müssen. Sie halten keine Diener; denn ein Jeder bedient sich selbst. Die Studien ihrer Kinder kosten ihnen kein Geld; denn sie lernen nichts anders, als uns zu übervortheilen. Man sagt, die zwölf Söhne Jacobs, die nach Aegypten zogen, sollen sich bis auf sechshundert Tausend streit-

bare Männer vermehrt haben, (Weiber und Kinder ungerechnet) wie Moses sie aus der Gefangenschaft führte. Daraus kann man schliessen, wieviel mehr sich diese vermehren müssen, da ihre Zahl so viel grösser ist.

Scipio. Man sucht seit langer Zeit ein Mittel wider all' diesen Unfug, den Du nur obenhin und mit leichter Hand berührt hast; denn ich weiß wohl, daß die Zahl der Bedrückungen weit grösser ist, die Du verschweigst, als die Du anführest. Bisher hat man dieß Mittel noch nicht gefunden; allein in unserm Staat sitzen weise und eifrige Männer am Ruder, die mit Gottes Hülfe sichere, schleunige, und wirksame Mittel finden werden, gegen diese Nattern, die Spanien in seinem Busen trägt. Rede weiter.

Berg. Da mein Herr ein Geizhals war, wie die Mohren alle sind, so bekam ich nichts, als Maisbrod, und den Ueberrest von dem Brey, den sie gewöhnlich fressen. Der Himmel half mir aber, dieß kümmerliche Leben auf eine wunderbare Weise ertragen, die ich Dir erzählen will. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang fand sich unter den

Granatenbäumen in unserm Garten ein junger Mann ein, der einem Studenten ähnlich war, in einer Kappe, die mehr kahl und grau, als schwarz und wollreich zu seyn schien. Er schrieb an einem Heft, schlug sich dabey von Zeit zu Zeit vor die Stirne, biß sich die Nägel ab, und guckte in die Wolken. Bisweilen saß er auch so sehr in Gedanken vertieft, daß er weder Hand noch Fuß, ja nicht einmahl die Augen bewegte. Einmahl schlich ich mich, ohne daß er's gewahr ward, dicht an ihn heran, und nach einer langen Pause rief er mit lauter Stimme: „Beym Himmel, das ist die herrlichste Octave, die ich in meinem ganzen Leben gemacht habe!“ und nun schrieb er eilig etwas in sein Heft nieder, und schien dabey innig vergnügt zu seyn. Aus dem allen merkte ich wohl, daß der arme Schelm ein Poet war. Ich schmeichelte ihm auf meine gewöhnliche Art, um ihm zu zeigen, daß ich nicht bösartig wäre. Ich legte mich zu seinen Füssen, und er fuhr fort, seinen Gedanken nachzuhängen, wobey er sich von neuem bald im Kopfe kratzte, bald in Entzückungen gerieth, und dann wieder dasjenige niederschrieb, was er ausgebrütet hatte. Indem kam ein anderer hübscher, artiger, wohlgekleideter junger Mann in den

Garten, der einige Papiere in der Hand hatte, worin er von Zeit zu Zeit las. Er näherte sich dem ersten, und fragte ihm: „Habt Ihr den ersten Act fertig?“

„Diesen Augenblick (antwortete der andere) bin ich damit zu Ende gekommen, und er ist so vortrefflich gerathen, daß man ihn sich nicht besser denken kann.“

„Und wie denn das?“ fragte Jener.

„Das will ich Euch gleich sagen: Seine Heiligkeit der Pabst tritt auf in vollem päbstlichen Schmuck, mit zwölf Cardinälen, alle violett gekleidet, (denn die Begebenheit, die den Gegenstand meines Schauspiels ausmacht, fällt in die Zeit der mutatio caparum, wenn die Cardinäle nicht Roth, sondern Violett tragen). Um nun auf jeden Fall das Costume richtig zu beobachten, so müssen meine Cardinäle in Violett auftreten. So was ist ein Hauptpunct, worauf bey einem Schauspiel sehr viel ankommt, und wenn er immer gehörig beobachtet würde, so vermiede man tausend Albernheiten und Ungereimtheiten. Ich habe mich weislich

vor diesem Fehler in Acht genommen, und habe das ganze römische Ceremoniel studiert, um mich in der Kleidung nicht zu irren."

„Woher meynt Ihr denn (sprach der andere), daß unser Principal so viele violette Kleider nehmen soll?"

„Wenn er mir nur ein Einziges wegläßt (versetzte der Dichter), so bekommt er mein Schauspiel für keinen Preis. Was zum Henker! Solch ein prächtiger Aufzug sollte mir verlohren gehen? Stellt Euch einmahl vor, welche treffliche Wirkung es auf der Bühne machen muß, wenn das Oberhaupt der Kirche mit zwölf ehrwürdigen Cardinälen auftritt, und mit so vielen andern Ministern und Dienern, die unfehlbar zur Begleitung mit dabey seyn müssen. Beym Himmel, es wird einer von den erhabensten und feyerlichsten Auftritten werden, die man je auf dem Theater gesehen hat, selbst den Blumenstrauß der Daraya nicht ausgenommen."

Jetzt überzeugte ich mich vollends, daß der eine ein Dichter war, und der andere ein Schauspieler. Der Comödiant rieth dem Dichter, wenigstens ei-

nige von den Cardinälen wegzulassen, wenn er es dem Prinzipal der Gesellschaft nicht unmöglich machen wollte, das Stück aufzuführen. Allein der Poet antwortete, man müßte ihm noch danken, daß er nicht das ganze Conclave aufs Theater brächte, welches bey der denkwürdigen Handlung zugegen gewesen sey, die er durch sein herrliches Schauspiel den Zuschauern wieder ins Gedächtniß bringen wollte. Der Comödiant lachte, und ließ ihn bey seiner Arbeit, um unterdessen seine eigene vorzunehmen, nähmlich eine Rolle aus einem neuen Stück zu studieren. Wie der Dichter noch einige Verse zu seinem vortrefflichen Schauspiel vollendet hatte, zog er langsam und bedächtlich einige Stückchen Brod aus der Tasche, und ein Par Dutzend Rosinen, (so viele glaubt' ich ungefähr zu zählen, und ich zweifele fast, ob ihrer völlig so viel waren, denn sie waren noch mit vielen Brodkrumen vermischt, die er davon wegblies und absonderte, und die Rosinen eine nach der andern samt den Stielen verzehrte; wenigstens sah ich ihn keine Stiele wegwerfen). Die Brodkrumen mußten auch mitgehen. Sie waren aber mit den Fasern der Tasche vermischt, und so schimmlig und hart, daß er sie nicht erweichen konnte, ob er sie gleich lange

genug im Munde hin und her wälzte. Dieß gereichte zu meinem Vortheil; denn endlich warf er sie mir zu, und sagte: „Da, nimm hin, und laß Dir's wohl bekommen!" .

Sieh doch, (dacht' ich) welchen Nectar und Ambrosia Dir der Poet giebt, womit sich, wie sie uns sagen, die Götter im Himmel und ihr Apollo nähren! Im Grunde geht's jedoch den meisten Poeten kümmerlich, und noch kümmerlicher ging es mir, da ich aus Noth dasjenige fressen mußte, was der Poet wegwarf. So lange er an seinem Schauspiele schrieb, kam er beständig in den Garten, und dann fielen immer Brocken für mich ab; denn er theilte sie freygebig mit mir, und hernach gingen wir zusammen an den Brunnen, wo ich mit Schlappen, und mein Poet mit Hülfe eines Napfs, unsern Durst wie Könige stillten. Endlich blieb mein Poet weg, und mein Hunger nahm dermassen zu, daß ich mich entschloß, meinen Mohren zu verlassen, und in der Stadt mein Glück zu suchen; denn wer seinen Stand verändert, der hat Gelegenheit, es zu finden. Wie ich in die Stadt kam, sah ich meinen Poeten aus dem Kloster der Hieronymiten heraus kommen. Wie er

mich gewahr ward, kam er mir mit offenen Armen entgegen, und ich lief zu ihm, und bezeigte ihm gleichfalls meine Freude, ihn wieder zu sehen. Er langte sogleich einige Stücke Brod hervor, die nicht so hart waren, als was er sonst mit in den Garten zu bringen pflegte, und gab sie mir, ohne sie erst durch seine Zähne gehen zu lassen, und so ward mein Hunger zu meinem Vergnügen aufs neue wieder gestillt. Die weichen Bissen, und der Umstand, daß ich ihn aus dem Kloster kommen sahe, liessen mich vermuthen, daß seine Muse, wie die Musen mancher andern, zu der Gattung der armen verschämten gehörten. Er ging in die Stadt, und ich folgte ihm nach, mit dem Vorsatz, ihn zu meinem Herrn zu machen, wenn er mich haben wollte; denn ich machte mir Hoffnung, sein Mundvorrath würde auch für mich mit hinreichen. Denn es giebt keine bessere Vorrathskammer, als die Mildthätigkeit, deren freygebige Hand niemahls arm ist. Darum gefällt mir das Sprichwort nicht, welches sagt: Der Filz giebt mehr, als der Bettler; als wenn der Geizige irgend etwas gäbe, wie der gutherzige Arme thut; denn dieser beweist wenigstens seinen guten Willen, wenn er auch weiter nichts hat. Wir

gingen immer vorwärts, bis wir an das Haus eines Schauspieldirectors kamen, der (wo ich nicht irre) Angulo el Malo hieß, zum Unterschied von einem andern Angulo, der nicht Principal, sondern ein blosser Schauspieler war, aber einer von den besten, die damahls, oder jetzt, die Bühne betraten. Die ganze Gesellschaft war versammelt, um das Schauspiel meines Herrn vorlesen zu hören; allein mitten im ersten Act gingen sie schon einer nach dem andern, und zuletzt bey Paren hinaus, so daß ausser dem Principal und mir kein Zuhörer übrig blieb. So wenig ich auch von Schauspielen verstehe, so kam mir doch dieses so elend vor, als wenn es der Satan selbst zum Spott und Schaden des armen Dichters gemacht hätte, welcher schon anfing, sich in die Lippen zu beissen, wie er sah, daß ihn seine Zuhörer allein liessen. Es wäre kein Wunder, wenn ihm sein Herz die Kränkung geweissagt hätte, die ihm noch bevorstand. Denn alle Comödianten, ungefähr ein Dutzend an der Zahl, kamen wieder, packten ohne ein Wort zu reden, meinen Poeten bey den Armen, und wenn sich nicht der Principal mit Bitten und Drohungen ins Mittel gelegt, und sein Ansehen gebraucht hätte, so würden sie ihn gewiß

geprellt haben. Ich erschrack über den Auftritt; der Principal ward unwillig, die Schauspieler lachten, und der Poet ärgerte sich und nahm in der Stille (wiewohl mit verzogenem Gesichte) sein Schauspiel, steckte es in den Busen, und murmelte zwischen den Zähnen: „Man muß die Perlen nicht vor die Säue werfen.“ Damit ging er ganz gelassen davon. Ich konnte und wollte ihm vor Scham nicht folgen, und ich that wohl daran; denn der Principal erzeigte mir so viele Liebkosungen, daß ich nicht umhin konnte, bey ihm zu bleiben; und in weniger als einem Monat ward ich ein grosser Intermezzospieler, und ein Meister in stummen Rollen. Man legte mir einen Maulkorb von Tuchleisten an, und lehrte mich auf dem Theater diejenigen anfallen, die man mir bezeichnete. Da nun die Zwischenspiele gemeiniglich mit Schlägereyen endigten, so pflegten die Leute meines Herrn mich anzuhetzen, und ich warf dann alles über den Haufen, machte den dummen Pöbel zu lachen, und brachte meinem Herrn Geld ein. Ich wünsche, Scipio, ich könnte Dir alles erzählen, was ich bey dieser Schauspielergesellschaft sahe, und noch bey zwey andern, mit denen ich umherzog. Weil sich das aber nicht so ins Kurze

fassen läßt, so muß ich es auf ein ander Mahl versparen, wenn wir den Tag erleben, daß wir wieder mit einander sprechen können. Siehst Du, wie lang meine Rede geworden ist? Siehst Du, was für vielfältige und mancherley Schicksale ich gehabt habe? Siehst Du meine öftern Wanderungen und den häufigen Wechsel meiner Herren? Und doch ist alles, was Du gehört hast, noch nichts gegen das, was ich Dir von allem sagen könnte, das ich bey diesen Leuten bemerkte, erfuhr, und beobachtete; ihr Betragen, ihre Lebensweise, ihren Müssiggang, ihre Unwissenheit und ihre Verschlagenheit, und noch tausend andere Dinge, die man sich zum Theil nur ins Ohr raunen, zum Theil aber laut vor aller Menschen Ohren ausrufen sollte; die aber insgesammt werth sind, bemerkt zu werden, damit mancher seinen Irrthum erkenne, der sich von angenommenen Gestalten und von erkünstelten und nachgeahmten Schönheiten zu sehr hinreissen läßt.

Scipio. Ich merke wohl, Berganza, daß Du ein weites Feld vor Dir hast, um deiner Zunge freyen Lauf zu lassen, und mich däucht, Du thust am besten, dieß bis zu einer besonderen

Gelegenheit zu versparen, wenn wir ungestört Zeit und Musse haben.

Berganza. Es sey darum! Höre also: Mit einer von diesen Gesellschaften kam ich hieher nach Valladolid, wo ich in einem Intermezzo eine Wunde bekam, die mir beynahe das Leben gekostet hätte. Wegen des Maulkorbs konnte ich mich nicht auf der Stelle rächen, und bey kaltem Blute wollte ich es hernach nicht thun; denn eine überlegte Rache zeugt von einem grausamen und boshaften Gemüth. Ich ward dieser Beschäftigung müde; denn obwohl sie mir eben nicht beschwerlich war, so ward ich doch mancherley Dinge dabey gewahr, die theils verbessert, theils bestraft zu werden verdienten; und weil ich dieses nur empfinden, aber nicht ändern konnte, so beschloß ich, meine Augen davon abzuwenden, und befliß mich deswegen der Andacht, so wie diejenigen zu thun pflegen, welche die Laster fliehen, wenn sie nicht mehr sündigen können. Im Grunde ist's doch auch besser spät, als niemahls. Wie ich Dich demnach eines Abends dem guten Mahudes die Laterne vortragen sahe, und Dich bey deiner löblichen und frommen Beschäfti-

gung so zufrieden erblickte, empfand ich eine edle Nacheiferung, deinem Beyspiele zu folgen, und in dieser lobenswürdigen Absicht stellte ich mich dem Mahudes dar, welcher mich sogleich zu deinem Gehülfen bestellte und mich mit nach diesem Hospital nahm. Es würde viel Zeit erfordern, die mancherley Vorfälle zu erzählen, die mir hier schon begegnet sind. Am merkwürdigsten ist eine Unterredung, die ich einst zwischen vier Kranken hörte, welche das Schicksal und die Noth in dieß Spital gebracht, und sie in vier neben einander stehenden Betten zu Schlafcameraden gemacht hatte. Du mußt mir's nicht übel nehmen; die Geschichte ist nicht lang, ich kann sie nicht verschweigen, und sie paßt hier recht gut zur Sache.

Scipio. Du hast meine Erlaubniß; mache nur fort. Mich däucht, der Tag kann nicht mehr fern seyn.

Berg. In den vier Betten, die am Ende des Krankenzimmers stehen, lag in dem einen ein Alchymist, in dem andern ein Poet, in dem dritten ein Mathematiker, und in dem vierten einer von den Menschen, die man Projectmacher nennt.

Scipio. Ich erinnere mich, diese guten Leute gesehen zu haben.

Berg. Einen Nachmittag im vorigen Sommer, wie die Fensterladen zugemacht waren, lag ich der Kühlung wegen unter einem von den Betten. Der Poet fing an, jämmerlich über sein Schicksal zu klagen, und wie ihn der Mathematiker nach der Ursache fragte, gab er zur Antwort: „Ich klage über mein Unglück, und hab' ich nicht Ursache? Ich habe nicht nur die Regel treulich beobachtet, die Horaz in seiner Ars poetica giebt, daß man ein Werk nicht eher herausgeben soll, bis zehn Jahre verstrichen sind, nachdem man es gemacht hat; sondern ich habe zwanzig Jahre an einem Werke gearbeitet, und es zwölf Jahre liegen lassen. Der Gegenstand ist erhaben; die Dichtung edel und groß; die Erfindung neu und vortrefflich; die Episoden sind unterhaltend; die Eintheilung ist mit der besten Wahl getroffen, denn Anfang Mittel und Ende stimmen so vollkommen zusammen, daß sie ein erhabenes, volltönendes, heroisches, kraftvolles und angenehmes Ganzes ausmachen; und Trotz dem allen, weiß ich keinen vornehmen Herrn zu finden,

dem ich es zueignen kann; versteht sich, einen solchen grossen Herrn, der verständig, freygebig und großmüthig ist. O wie kümmerlich und verderbt ist unser Zeitalter!"

„Wovon handelt denn das Buch?" fragte der Goldmacher.

„Es ist ein Nachtrag zur Geschichte des Königs Arthur von England vom Erzbischof Türpin, und ein Zusatz zur Geschichte von dem Streit wegen des heiligen Graals; und zwar alles in heroischen Versen; theils in Octaven, theils in fortlaufenden Versen; aber alle mit Reimen von lauter Hauptwörtern, ohne ein einziges Zeitwort."

„Ich verstehe nicht viel von der Poesie (sprach der Alchymist) und folglich kann ich nicht von dem Unglück urtheilen, worüber sich der Herr beklagt. Wenn's aber auch noch weit grösser wäre, so reichte es doch nicht an das meinige; denn wenn es mir nur nicht an Werkzeug und an einem grossen Herrn fehlte, der mich unterstützte, und mir dasjenige verschaffte, was die Wissenschaft der Al-

chymie erfordert, so schwämme ich jetzt in Golde und in grössern Reichthümern, als ein Midas, Crassus, oder Crösus."

„Habt Ihr denn den Versuch gemacht, Herr Alchymist, (fragte der Mathematiker) Silber aus andern Metallen zu ziehen?"

„Bis jetzt (erwiederte der Alchymist) habe ich noch kein Silber herausgebracht. Allein ich weiß gewiß, daß man es herausziehen kann, und in weniger als zwey Monaten muß mein Stein der Weisen zu Stande kommen, womit ich selbst aus Pflastersteinen Gold und Silber machen kann."

„Meine Herren (fing jetzt der Mathematiker an), Ihr habt euer Unglück groß genug geschildert. Inzwischen hat doch der eine sein Buch bis zur Dedication fertig, und der andere hat die nahe Erwartung vor sich, den Stein der Weisen zu Stande zu bringen. Aber was soll ich von meinem Unglück sagen, welches so groß und einzig ist, daß man nirgends seines Gleichen findet? Seit zwey und zwanzig Jahren arbeite ich schon, den untheilbaren Punct zu finden. Bald geb' ich

ihn auf, bald mach' ich mich wieder daran, und wenn ich dann meyne, ich hätt' ihn so fest erwischt, daß er mir nicht wieder entgehen könnte, so bin ich wieder so weit davon, daß ich mich wundern muß. Eben so geht es mir mit der Quadratur des Zirkels, welcher ich so nahe auf die Spur gekommen bin, daß ich mich wundern muß, warum ich sie nicht schon im Sack habe. Meine Qual gleicht also der Marter des Tantalus, dem die Frucht vor dem Maule schwebt, indeß er Hungers sterben muß, und der vor Durst verschmachtet, indem ihm das Wasser bis an die Lippen steigt. Bald glaub' ich schon die Wahrheit mit Händen zu greifen, und den Augenblick befind' ich mich wieder so weit von ihr entfernt, daß ich wie ein zweyter Sisyphus den ganzen Berg wieder hinanklettern muß, den ich mit dem Mühlstein meiner Arbeit am Halse herabgepurzelt bin."

Bis hieher hatte der Projectmacher immer geschwiegen. Jetzt brach er das Stillschweigen. „Vier arme Teufel (sprach er), die man unter den Sclaven des Großtürken nicht ärmer ausmustern kann, hat ihre Dürftigkeit in diesem Hospital zusammen geführt, und ich sage, der Teufel hohle

alle Gewerbe und Handthierungen, wobey man nicht das liebe Brod verdient! Ich, meine Herren, bin ein Projectmacher, und habe seiner Majestät zu verschiedenen Zeiten manch schönes Project vorgelegt, alle zu seinem Nutzen, und keines zum Schaden des Reichs. Und jetzt hab' ich noch ein Memorial entworfen, worin ich den König bitte, mir eine Person anzuweisen, der ich einen neuen Vorschlag mittheilen kann, welcher die gänzliche Herstellung der Finanzen zum Gegenstande hat. So wie mir's aber mit allen meinen übrigen Vorschlägen gegangen ist, so habe ich Ursache zu fürchten, daß dieser ebenfalls auf dem Tische wird liegen bleiben. Damit Ihr mich aber nicht für einen Narren haltet, so will ich Euch mein Project sagen, wenn es auch den Augenblick darüber allenthalben bekannt würde. Man soll nähmlich im Conseil vorschlagen, daß ein jeder Unterthan Seiner Majestät von vierzehn bis sechszig Jahren monatlich einen Tag bey Wasser und Brod fasten soll, (den Tag kann sich ein Jeder nach Belieben wählen), und der Betrag dessen, was er sonst an Früchten, Fleisch, Fischen, Wein und Gemüse verzehren würde, soll zu Gelde geschlagen, und auf Eid und Gewissen ohne einen

Häller Unterschleif in des Königs Casse bezahlt werden; so steh' ich dafür, daß der Staat in zwanzig Jahren schuldenfrey seyn wird. Denn wenn man meine Rechnung als richtig annimmt, so giebt es von dem besagten Alter (jüngere Kinder, Kranke, und ältere Leute ungerechnet) in Spanien wohl drey Millionen Einwohner, deren jeder, aufs wenigste gerechnet, jeden Tag anderthalb Realen verzehrt. Ich will aber nur einen Real annehmen — und weniger kann er nicht verbrauchen, wenn er auch nur Knoblauch frißt. Denkt Ihr Herren, daß es nur Quark ist, alle Monate drey Millionen Realen einzunehmen, als wenn's Spreu wäre? Und die Fastenden würden selbst mehr Vortheil, als Schaden davon haben; denn mit dem Fasten würden sie sich dem Himmel gefällig und dem Könige nützlich machen, und manchem würde das Fasten noch oben drein gesund seyn. Da habt Ihr mein Project ohne Schmuck und Schminke. Das Geld könnten die Kirchspielvorsteher einnehmen, so brauchte man keine Einnehmer zu besolden, die dem Staat nur zur Last sind. Die andern drey lachten über das Project und über den Projectmacher; und er selbst lachte mit über sein Geschwätz, und ich mußte

mich wundern über das, was ich gehört hatte, und daß die meisten Leute von diesem Schlage in den Spitälern sterben.

Scipio. Du hast Recht, Berganza. Hast Du noch etwas mehr zu sagen?

Berg. Nur noch ein Par Sachen, und dann hat meine Rede ein Ende; denn mich däucht selbst, daß der Tag schon grauet. Wie ich einst des Abends mit unserm Herrn bey dem Corregidor dieser Stadt, einem braven frommen Cavalier, Almosen sammelte, trafen wir ihn eben allein, und ich meynte, ich wollte die Gelegenheit nutzen, ihm einige Bemerkungen mitzutheilen, die ich von einem kranken Greise hier im Hospital gehört hatte, wie man dem Verderbniß der liederlichen Weibsleute abhelfen könnte, die sich aus Faulheit auf die liederliche Seite werfen, und zwar in einem solchen Grad, daß sie alle Hospitäler mit den Unglücklichen anfüllen, die sich an sie hängen — eine schädliche Pest, gegen welche schleunige und wirksame Mittel erforderlich sind. Ich erhob meine Stimme, um ihm meinen Vorschlag mitzutheilen, in dem Wahn, daß ich sprechen könnte. Allein statt einer zusammenhängenden Rede fing ich an, so laut und heftig zu bellen, daß der Cor-

regidor ärgerlich ward, und seinen Leuten befahl, mich mit Prügeln aus dem Zimmer zu jagen. Einer von den Lakeyen (ich wünschte der Kerl wäre lieber für den Augenblick taub gewesen) kam auf den Ruf seines Herrn gelaufen, ergriff einen grossen kupfernen Wasserkrug, der ihm eben zur Hand war, und gab mir einen solchen Schlag damit in die Rippen, daß ich ihn noch jetzt fühle.

Scipio. Und Du beklagst Dich darüber, Berganza?

Berg. Soll ich nicht klagen, da mich's noch jetzt schmerzt (wie ich Dir sage), und da ich überzeugt bin, daß meine gute Absicht keinen solchen Lohn verdiente?

Scipio. Höre, Berganza: Niemand mische sich in Dinge, um die man ihn nicht fragt, und nehme sich keines Amts an, womit er in der Welt nichts zu schaffen hat. Bedenke dabey, daß der Rath eines armen gemeinen Mannes, wenn er auch noch so gut ist, niemahls Gehör findet, und daß der Geringe sich nie unterstehen muß, den Grossen, und denen, die alles selbst wissen wollen, Rath zu geben. Die Weisheit des Armen liegt unter einem dichten Schleyer verborgen. Noth und Armuth sind die Decke, die sie verhüllen, und wenn sie von

ungefähr durchschimmert, wird sie für Thorheit gehalten, und mit Verachtung verworfen.

Berg. Du hast Recht. Ich will mich künftig in Acht nehmen, und deinem Rath folgen. Ein ander Mahl kam ich des Abends in das Haus einer vornehmen Dame, die ein Schooßhündchen auf dem Arm hatte, welches so klein war, daß sie es im Busen hätte verbergen können. Wie das kleine Ding mich sah, sprang es aus dem Arm seiner Gebieterinn, und fiel mich mit Bellen so unverschämt an, daß es mir endlich gar in ein Bein biß. Ich sah es halb mit Unwillen, halb mitleidig an, und dachte, wenn ich Dich auf der Strasse hätte, verwegenes Thierchen, so würde ich mich entweder um Dich nicht bekümmern, oder ich könnte Dich mit meinen Zähnen zermalmen. Dieß Hündchen erinnerte mich, daß die feigeste Mämme verwegen und unverschämt wird, so bald sie Schutz und Beystand findet, und daß sie sich vermißt, denjenigen zu beleidigen, der besser ist, als sie.

Scipio. Das sehn wir an einigen Männerchen, die sich unter dem Schirm ihrer Gönner manche Unverschämtheit erlauben. Wenn aber der Tod, oder der Zufall den Baum umstürzt, an dem sie sich hielten, so zeigt sich die Nichtigkeit ihres Wesens, welches wirklich in nichts mehr oder weniger

besteht, als in dem Gewicht, welches ihre Patronen ihnen geben. Verstand und wahrer Werth hingegen bleiben sich immer gleich, nackt oder bekleidet, allein oder mit andern gepaart. Sie können wohl bisweilen von Menschen verkannt werden; allein von ihrem wahren innerlichen Gehalt können sie nie verlieren. Und nun laß uns unserm Gespräch ein Ende machen; denn das Licht, das durch diese Ritzen fällt, zeigt uns, daß es schon hoch Tag ist, und wenn wir in der künftigen Nacht die köstliche Gabe der Sprache nicht vermissen, so ist die Reihe an mir, Dir meine Geschichte zu erzählen.

Berg. Sehr gut. Vergiß nicht, hier an dieser Stelle Dich wieder einzufinden.

---

In dem Augenblicke, da der Licentiat das Gespräch durchgelesen hatte, erwachte der Fähndrich. „Obwohl dieß Gespräch nur erdichtet, und niemahls wirklich vorgefallen ist (sprach der Licentiat), so scheint es mir doch so gut abgefaßt zu seyn, daß der Herr Fähndrich uns immer auch das zweyte liefern kann.“

„Dieß Urtheil ermuntert mich (versetzte der Fähndrich) es auszuarbeiten und nieder zu schreiben, ohne uns weiter darüber zu streiten, ob die Hunde wirklich sprachen, oder nicht.“

„Den Streit können wir unterlassen, Herr Fähndrich (sprach der Licentiat). Ich sehe wohl ein, wozu die Erfindung und Einkleidung dienen soll, und das ist genug. Laßt uns jetzt auf den Wall gehen, und die Augen des Leibes ergetzen, nachdem ich die Augen des Gemüths gelabt habe."

„Gehn wir," sprach der Fähndrich — und sie gingen.

---

## Druckfehler im 2ten B. der Novellen.

S. 171. Z. 4. st. tröstenden l. tödtenden.

## Druckfehler im 3ten B. der Novellen.

| | | | |
|---|---|---|---|
| S. 56. | Z. 11. | | st. uns l. und |
| = 66. | = 7. | (v. u.) | st. dazu l. zu denjenigen |
| = 95. | = 9. | | st. das l. die |
| = 119. | = 5. | | st. in l. ins |
| = 124. | = 2. | | st. aber l. jedoch |
| = 145. | = 13. | | st. Halsschnur l. Hutschnur |
| = 161. | = 5. | | st. schon l. bereits |
| = 180. | = 11. | | st. diese l. dieser |
| = 231. | = 18. | | st. ihren l. ihrem |
| = 309. | = 1. | (v. u.) | st. ra=end l. rasend |
| = ibid. | = 2. | (v. u.) | st. den l. dem |
| = 316. | = 2. | (v. u.) | st. äusserslich l. äusserlich |

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

L. & W. Metzger
Buchbinderei / Papierwaren
MÜNCHEN 2

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Cervantes Saavedra, Miguel de, 1547-1616

Lehrreiche Erzählungen

Bd.: 3

Königsberg 1801

P.o.hisp. 48 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10607122-9